

IOVIALIS

Geständnis eines Terroristen



»IOVIALIS – Geständnis eines Terroristen«

© 2005/2006 Jörg Drescher

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Eva Döring, München

Satz: binder xmedia, Bad Schussenried

Die Printausgabe erschien in der Edition Octopus im
Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG Münster
www.edition-octopus.de

ISBN: 978-3-86582-355-7

Für meinen Vater
und Lukas

Danksagung

An alle, die zum Entstehen dieses Buches beigetragen
haben und die Unzähligen, die sich in Internetforen
beteiligen oder sich bei Wikipedia engagieren.
An die Ukraine und alle meine Freunde und Bekannte.

1

»Evolutionsschübe gibt es nur nach einem großen Sterben.«

Das las ich vor ein paar Tagen im Internet. Aus purer Langeweile lese ich sehr viel im Internet. Ich habe hier keine deutschen Bücher. Also bleibt mir nur, im Netz zu stöbern.

Fernsehen schaue ich schon seit Jahren nicht mehr. Hier hätte es auch wenig Sinn. Es wird in einer fremden Sprache ausgestrahlt. Ich spreche diese Sprache nur so weit, dass ich überleben kann. Also ist es noch lange nichts mit einem Sterben...

Betrachte ich mein Leben, muss ich dieser Theorie Recht geben. Ich starb in meinem Leben viele Male. Durch mehrere Phasen bin ich gegangen. Und bisher bin ich jedes Mal wieder auferstanden – mit neuem Mut und neuer Kraft. Und doch blieb etwas gleich – ich...

Es war kein realer Tod. Es war kein reales Sterben. Es war ein Sterben meiner Seele.

Ob dieser Tod schmerzhaft war?

Ja, kann ich nur sagen! Ja! Soweit bejahen kann ich es, dass ich dieses Gefühl nie wieder haben will! Nie wieder! Lieber sterbe ich einen realen Tod, als noch einmal diese Qual zu durchleben. Meine Seele hat gelitten.

Dieses Mal werde ich es wieder tun! Dieses Mal werde ich es aber wirklich tun! Nicht nur zum Schein! Uran heißt für mich das Zauberwort!

»Wie Sie wissen, hat mich Natalia vor einem Jahr bei Transag vorgestellt«, sagte ich. Oxana saß mir in dem kleinen Büro hinter ihrem Schreibtisch gegenüber. Sie lächelte mich mit einem dennoch ernsten Gesicht an, aufmerksam zuhörend. Wir sprachen englisch – mein Russisch reichte nicht so weit, dass ein so ernstes Gespräch in dieser Sprache geführt werden konnte.

Auf ihrem Schreibtisch lief der Computer und in den Regalen standen Bücher. Oxana war zuständig für den Sprachunterricht bei der Transag-Gruppe, die aus den weiteren Bereichen technische und juristische Übersetzung, sowie Dolmetscherservice bestand. Ich kann nicht genau sagen, wie alt Oxana war – vielleicht knapp über 30.

»Damals bat ich Natalia, mir zu helfen. Ich bin nun das dritte Jahr hier, und vor einem Jahr hatte sich an meiner Situation nicht viel geändert – ich saß zu Hause, hatte kaum Bekannte oder Freunde und oft will ich mich einfach nützlich machen. So kam Natalia auf die Idee, da ich Deutscher bin, ich könnte mit meiner Muttersprache bei Ihnen aushelfen.«

Natalia lernte ich vor knapp drei Jahren kennen – sie wurde zu einer sehr guten Freundin und für mich zur wichtigsten Person in Kiew. Ohne sie hätte ich niemals ein Leben in der Ukraine begonnen. Sie half mir mit der Wohnung, lehrte mich in der ersten Zeit die Sprache und brachte mich mit ihrem Bruder zusammen, bei dem ich ein Projekt verwirklichen wollte.

»Mir geht es nicht so sehr ums Geldverdienen, vielmehr möchte ich mit Menschen arbeiten. Dabei sehe ich allerdings zwei Schwierigkeiten: zum einen spreche ich nicht so gut Russisch, und zum anderen kann ich die deutsche Grammatik nicht unterrichten.«

Oxana unterbrach mich nicht und ließ mich reden.

»Ich denke von mir, dass ich ein breit gefächertes Wissen habe. Die Übersetzungsarbeiten, die ich bisher für Transag gemacht habe, haben mir auch keine Schwierigkeiten bereitet – allerdings sitze ich dazu vor dem Computer und es sind keine Menschen um mich.«

Transag kannte ich seit über einem Jahr, ich half bei Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche, die ich selbständig machte und las die Russisch-deutsch-Übersetzungen Korrektur. Manchmal übersetzte ich auch russische Texte – teils mit Hilfe von anderen Übersetzern, teils allein. Mein Russisch war nach drei Jahren einigermaßen.

»Der Deutschklub, der im letzten Herbst ein paar Mal stattfand, ist inzwischen eingeschlafen. Ich weiß nicht, warum nichts weiter passierte. Der Unterricht vor einem Monat schien auch gut gewesen zu sein. Es war die Rede davon, dass ich dort weitermachen sollte. Seither habe ich aber nichts mehr gehört.«

Mein Einstieg bei Transag war anfangs ein Deutschklub – Sprachpraxis für Leute, die einfach deutsch mit einem Muttersprachler reden wollten. Transag hatte das Hauptaugenmerk auf Englisch gerichtet – schließlich war Englisch eine Weltsprache. Dennoch arbeitet das Übersetzungsbüro noch mit Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Tschechisch, Polnisch, Serbisch, Bulgarisch, Ungarisch, Ukrainisch, Russisch, Weißrussisch, Moldawisch, Rumänisch, Niederländisch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch, Finnisch, Griechisch, Hebräisch, Türkisch, Japanisch, Koreanisch, Chinesisch und Vietnamesisch.

»Wenn ich mir nun meine Kontakte in Kiew ansehe, da gibt es Natalia. Wie Sie wissen, hat sie..., Moment, mir fällt das Wort gleich ein...«

»Nennen wir es zwei Projekte zu Hause«, sagte Oxana und ihr Gesicht hatte sich während meines Vortrages nicht geändert. Sie schaute mich immer noch ernst, aber sehr freundlich an.

»Richtig, das ist eine schöne Erklärung«, sprach ich weiter.

»Sie hat jetzt nicht mehr so viel Zeit und wir sehen uns recht selten.«

Natalia hatte im Mai ihr zweites Kind bekommen. Als ich sie kennen lernte, gab es nur ihren Mann und sie. Sie wohnten zusammen in einer kleinen Wohnung. Ich hatte dort ein paarmal Unterricht bei ihr. Der Unterricht fand in der Küche statt, denn das eigentliche Zimmer war ihr Schlaf- und Wohnzimmer.

»Jura wurde inzwischen zu einem guten Freund, aber er hat sehr viel Arbeit. Wir telefonieren ab und zu, aber unsere Treffen sind weniger geworden, seit er zu Hause seine Übersetzungen macht.«

Oxana bestätigte mich zwischendurch immer wieder.

Jura war Übersetzer bei Transag – einst Automechaniker, studierte dann Medizin, sowie Deutsch und Englisch. Er machte technische Übersetzungen, entweder aus dem Englischen oder Deutschen ins Russische, beziehungsweise Ukrainische.

Wir lernten uns kurz vor der ukrainischen Revolution kennen. Ich kann mich noch gut an den Tag erinnern – ich war bei Natalias Bruder, der eine Schreinerei in Kiew hatte und Möbel herstellte. Ich stand draußen und rauchte, als mein Handy klingelte.

Oxana rief mich an und fragte, ob ich helfen könnte. Sie hatten Schwierigkeiten mit einem Video und verstanden nicht genau, um was es dabei ging.

Das war Anfang Oktober 2004.

Als ich bei Transag ankam, erwarteten mich zwei Herren in Anzügen: der Chef von Transag und ein Kunde. Der Kunde hatte seine Übersetzerin mitgebracht, die Deutsch sprach. Dort traf ich auch Jura zum ersten Mal.

Uns wurde ein Video vorgespielt, auf dem eine Pressekonferenz zu sehen war. Es ging um die Behandlung des ukrainischen Präsidentschaftskandidaten Juschtschenko.

Sie fand in einer Wiener Privatklinik statt. Er war nach einem Treffen mit dem ukrainischen Staatssicherheitschef schwer erkrankt und hatte Symptome einer Vergiftung.

Es war eine Pressekonferenz mit den Leitern des Krankenhauses und dem behandelnden Arzt von Juschtschenko. Diese Herren sprachen kein reines Deutsch, sondern Österreichisch. Das machte es für die Ausländer schwierig, es zu verstehen.

Später erfuhr ich, dass der zweite Herr im Anzug Wahlkampfmanager von Juschtschenko war. Meine Aufgabe bestand darin, diese Pressekonferenz und was dort gesprochen wurde auf Papier zu schreiben. Jura sollte meine Texte dann ins Ukrainische übersetzen.

Wir digitalisierten das Video und machten uns an die Arbeit. Noch am gleichen Abend kam auf dem einzig freien Sender ›Kanal 5‹ die Verwertung unserer Übersetzung – die Österreicher wollten sich nicht festlegen, ob es sich bei der Erkrankung Juschtschenkos um eine Vergiftung handelte, aber sie schlossen es auch nicht aus.

»Was ich Ihnen jetzt erzähle, ist vertraulich. Sie kennen doch Nadja? Sie ist bei Ihnen Deutschlehrerin und ich habe sie gefragt, ob wir uns auch privat treffen könnten. Meine Idee war, dass sie mir mit Russisch helfen könnte und ich ihr mit Deutsch.«

»Das ist doch großartig«, sagte Oxana.

»Vor zirka einem Monat meinte dann Nadja, dass sie mit mir keinen Kontakt haben wollte.«

»Wieso denn das?«, fragte Oxana erstaunt.

»Ich habe Nadja aus meiner Vergangenheit erzählt – und meine Vergangenheit war ihr etwas zu verrückt. Es ist auch gar nicht so wichtig und vor allem möchte ich nicht näher auf diese Vergangenheit eingehen.«

Dabei schossen mir kurz Bilder durch den Kopf und das, was ich mit Nadja gesprochen hatte. Sie bekam Angst vor mir, weil ich in der Psychiatrie gewesen war. Sie meinte, dass sie eine Bekannte hätte, die nie wieder geheilt wurde. Aus diesem Grund wolle sie mit mir nichts zu tun haben. Sie glaubte, bei mir wäre das auch so. Dabei war mein letzter Psychiatrieaufenthalt acht Jahre her.

Freiwillig war ich nicht in der Psychiatrie gewesen. Sicherlich nicht! Ich wurde damals von der Polizei eingeliefert, weil ich in Verbindung mit einer Bombendrohung stand. Darüber wollte ich jetzt aber ganz bestimmt nicht mit Oxana sprechen.

»Und was ist mit Maria?«, fragte mich Oxana, »ich dachte, ihr seid gute Freunde? Maria Fedorovna, die junge Frau, die Sie zu uns gebracht hatten, um hier zu unterrichten. Sie spricht ausgezeichnet Deutsch und wir sind sehr zufrieden mit ihr.«

Maria Fedorovna lernte ich im vergangenen Jahr kennen. Sie war Deutschlehrerin, 23 Jahre alt, verheiratet und stammte aus einer Stadt bei Tschernobyl. Sie erzählte mir einmal, dass sie den Reaktorbrand von ihrem Balkon aus gesehen hatte. Nach dem Unglück wurden die Leute evakuiert und fanden teils in Kiew eine neue Heimat.

Maria sprach ausgezeichnet Deutsch – sie war fast jedes Jahr in Deutschland und hatte sehr viel Sprachpraxis.

Ich hatte auch ihren Unterricht gesehen und fand sie als Lehrerin sehr sympathisch.

»Maria ist eine gute Bekannte – wir telefonieren ab und zu, aber sie hat wenig Zeit.«

»Ich verstehe«, begann nun Oxana nach meinem Anliegen zu sprechen. »Jörg, Sie sind uns eine sehr große Hilfe. Nikolai Ivanovitch ist sehr begeistert von Ihnen und möchte Sie auch fest anstellen. Wir sind sehr glücklich über Ihre Übersetzungen.«

Nikolai Ivanovitch war der Chef und Gründer von Transag. Durch meine Arbeit bei der Juschtschenko-Geschichte hatte ich bei ihm einen Stein im Brett. Wie so viele Ukrainer wollte er Juschtschenko zum Präsidenten und mit meiner Arbeit hatte ich einen Beitrag dazu geleistet. Außerdem war ich im Dezember 2004 Wahlbeobachter und das hinterließ seine Spuren.

»Das mit dem Deutschklub dürfen Sie nicht so tragisch sehen. Wir hatten einmal einen Französischklub, mit einer sehr netten Französin. Sie machte den Klub ausgezeichnet, aber nach nur zwei Treffen verlief sich das wieder. Unsere Hauptklientel lernt eben englisch. Es gibt nicht sehr viele Leute, die Deutsch auf hohem Niveau sprechen, um an einem Deutschklub teilzunehmen.

Wir sind gerade dabei, Deutsch bei uns auszubauen. Nikolai Ivanovitch will Werbung für Deutsch machen und unsere bestehenden Kunden anschreiben – Sie sind als Deutscher unser Zugpferd.«

Über diese Pläne wusste ich schon Bescheid. Ich hatte das Angebot, fest, mit einem Vertrag bei Transag zu arbeiten. Nikolai Ivanovitch bat mich, einen Brief in Deutsch zu schreiben, um dafür zu werben.

Er hatte Transag vor zehn Jahren gegründet, war selbst Über-

setzer in einer Rechtskanzlei und fing dann an, ein eigenes Übersetzungsbüro aufzubauen – Schwerpunkt Englisch.

»Allerdings kommt jetzt der Sommer«, sprach Oxana weiter. »Im Sommer sind Aufträge im Unterrichtsreich dünn gesät. In den Schulen und Universitäten sind Ferien. Haben Sie bitte etwas Geduld. Ich werde mich verstärkt für Deutsch engagieren. Schließlich haben wir gute Deutschlehrer und Sie.«

»Bitte machen Sie wegen mir keine Umstände«, erwiderte ich. »Sicherlich weiß ich, dass im Sommer Ferienzeit ist und es noch dauern wird.«

»Keine Sorge, Jörg, ich habe sowieso Deutsch auf meiner Liste und muss das Thema angehen. Da haben Sie mit diesem Gespräch nichts daran geändert.«

Oxana war eine sehr verständnisvolle Frau. Sie konnte Menschen Hoffnung machen und sie beruhigen. Ihre Stimme war sehr angenehm und wohltuend. Kunden konnten ihr einfach nie böse sein.

»Vielleicht würde es Ihnen aber helfen, wenn Sie bei unseren Übersetzern einen Arbeitsplatz bekommen. Dann hätten Sie Leute um sich und würden nicht mehr den ganzen Tag zu Hause sitzen.«

»Das muss nicht sein, vielen Dank«, sagte ich. »Ich will in kleinen Schritten wieder aus diesem Loch raus, in dem ich gerade sitze. Darin habe ich Erfahrung und will auch keine Umstände bereiten.«

»Wie Sie meinen, Jörg. Lassen Sie den Kopf nicht hängen. Alles wird gut.«

»Vielen Dank«, sagte ich zu Oxana. »Und bitte behandeln Sie unser Gespräch vertraulich. Mir geht es nur darum, mehr unter Menschen zu sein und eine sinnvolle Aufgabe zu erledigen.«

»Keine Ursache, Jörg. Ich verstehe Sie schon richtig und verlassen Sie sich auf mich.«

Danach ging ich wieder nach Hause. Das Hauptbüro von Transag lag nicht weit von meiner Wohnung entfernt. Vom Balkon aus konnte ich den Eingang sehen. Ich brauchte keine fünf Minuten, um dorthin zu kommen.

Im Prinzip hatte sich durch das Gespräch nichts an meiner Situation geändert. Alles, was Oxana mir gesagt hatte, wusste ich eigentlich schon. Dennoch gab mir dieses Gespräch wieder Hoffnung und Zuversicht.

Seit zwei Monaten war Frühling und das Wetter wurde wärmer. Ich aber saß zu Hause und wusste nichts mit dem Wetter anzufangen. Dann kam noch diese Einsamkeit dazu und ich war in den letzten zwei Wochen vor dem Gespräch nahe an einem Zusammenbruch.

Nadja tat noch ihren Teil dazu und ich fragte mich einmal mehr, ob ich nicht doch krank und verrückt sei, wie man mir es so oft einzureden versuchte. Als ich nach Hause ging, kam mir eine Idee!

Weihnachten war für Jörg die Zeit der Familie. Seit seine Familie auseinander gebrochen war, war das Ende des Jahres schwierig für ihn.

In seiner Kindheit saß die Familie an den vier Adventssonntagen vor Weihnachten zusammen. Sein Vater las aus einem Weihnachtsbuch vor und jeden Sonntag wurde eine weitere Kerze des Adventskranzes angezündet. Es war eine ganz besondere Atmosphäre.

Am Heiligabend aßen sie ein besonders köstliches Gericht. Die Kinder warteten in der Küche, bis ein kleines Glöckchen ankündigte, dass sie ins Wohnzimmer durften. Unter-

malt wurde dieser feierliche Akt durch einen Plattenspieler, der jedes Jahr Glockenläuten wiedergab. Das kündigte die Geschenke an.

Jedes Jahr durfte ein anderes Kind die Geschenke verteilen, die unter dem Weihnachtsbaum lagen. Der Weihnachtsbaum war mit großen bunten Kugeln dekoriert. An ihm brannten Wachskerzen und der Raum war erfüllt von weihnachtlichen Gerüchen. Unter dem Baum stand eine Krippe – Maria und Josef, das kleine Christkind, der Ochs und der Esel, sowie die heiligen drei Könige.

Um Mitternacht gingen sie zusammen in die Kirche, weil Jörg und sein Bruder bei den Ministranten waren. Dort rochen sie den Weihrauch und nahmen die Macht der Kirchengemeinschaft wahr. Sie sangen melancholische Lieder und alles war sehr schön.

Bis zu seinem siebten Lebensjahr lebte die Familie in einer Wohnung, die der Firma gehörte, bei der sein Vater arbeitete. Jörg hatte eine Schwester, die fünf Jahre älter war, und einen drei Jahre jüngeren Bruder.

Das war Ende der 70er Jahre, als es nach 1973 – Jörgs Geburtsjahr – zur zweiten Ölkrise kam. Im Wesentlichen wurde sie durch Förderungsausfälle und durch den Krieg zwischen dem Iran und dem Irak ausgelöst.

Diese Ölkrise zeigte die Abhängigkeit der modernen Industriestaaten von der fossilen Energie und markierten in Deutschland das Ende des Wirtschaftswunders. In der Folge traten bisher weitgehend unbekannte Erscheinungen auf, wie zum Beispiel Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit, steigende Sozialausgaben, steigende Staatsverschuldung, Rationalisierung, Streiks und Unternehmenspleiten.

Andererseits zwang die Ölkrise auch zu Initiativen, die

eine größere Unabhängigkeit vom Öl zum Ziel hatten. So wurde als direkte und unmittelbarste Reaktion auf den Engpass in der Öl-Versorgung vorübergehend eine verstärkte Sparneigung gezeigt. Es wurde vermehrt auf Kernenergie und regenerative Energiequellen gesetzt. Die Wärmedämmung von Gebäuden wurde verbessert und die Effizienz von Motoren und Heizgeräten gesteigert. Der Staat förderte diese Entwicklung mit Steuervorteilen.

In einigen westlichen Staaten steigerte sich aber auch die Bereitschaft, für den Zugang zu billigem Öl Kriege zu riskieren. Zufolge einem über 30 Jahre geheim gehaltenen Plan der britischen und amerikanischen Regierung war damals die Invasion von Saudi-Arabien und Kuwait Gegenstand der Planung.¹

Noch vor Jörgs Geburt entstand aus dem militanten Flügel der zerfallenden außerparlamentarischen Opposition (APO) die erste Generation der RAF. In zwei Frankfurter Kaufhäusern wurden 1969 von Andreas Baader und Gudrun Ensslin Brände gelegt, um gegen den Krieg in Vietnam zu protestieren.

Die Brandstifter wurden gefasst und zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt, doch kamen sie durch ein Revisionsurteil des Bundesgerichtshofs wieder auf freien Fuß, wonach sie dann mit dem Entschluss unternahmten, eine Art Stadtguerilla zu gründen. Vorbild dafür waren das Minihandbuch des Stadtguerilleros von Carlos Marighella, sowie die Fokustheorie von Che Guevara und Régis Debray.

Jedoch wurde Andreas Baader, das führende Mitglied der Gruppe, verhaftet.

Im Mai 1970 wurde Baader bei einem Ausgang ins Berliner Institut für soziale Fragen unter Anwendung von Waffen-

gewalt befreit. Der Ausgang war unter dem Vorwand der Journalistin Ulrike Meinhof genehmigt worden, ein Buch über Heimzöglinge verfassen zu wollen.

Die ›erste Generation‹ der RAF (Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Holger Meins, Ulrike Meinhof, Jan-Carl Raspe und andere) war von 1970 bis 1972 aktiv. Im Juni 1972 wurden ihre wesentlichen Akteure verhaftet, im Mai 1975 angeklagt und im April 1977 unter anderem wegen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt.

Im Gefängnis beklagten die Terroristen verschärfte Haftbedingungen und forderten unter anderem deren Aufhebung und den Status von Kriegsgefangenen. Zur Untermauerung ihrer Forderungen traten sie mehrmals in einen Hungerstreik. An dessen Folgen starb Holger Meins am 9. November 1974 in der Haftanstalt Wittlich.

Am 25. April 1975 besetzten sechs deutsche Terroristen als Kommando Holger Meins Teile der deutschen Botschaft in Stockholm und forderten die Freilassung der inhaftierten RAF-Spitze.

Als die Bundesregierung der Forderung nicht nachkam, wurden der Militärattaché, Oberstleutnant Andreas von Mirbach, und der Wirtschaftsattaché, Heinz Hillegaard, ermordet.

Führende Mitglieder der ›ersten Generation‹ starben zwischen 1976 und 1977 im Hochsicherheitstrakt der Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim: Am 9. Mai 1976 gaben die Behörden den Selbstmord Ulrike Meinhofs bekannt. Zahlreiche Widersprüche und Ungereimtheiten in der offiziellen Darstellung ihres Todes führten zur Bildung einer internationalen Untersuchungskommission. Diese dokumentierte zahlreiche Zweifel an der staatlichen Selbstmord-Behauptung:

»Die Ergebnisse der Untersuchungen legen den Schluss nahe, dass Ulrike Meinhof tot war, als man sie aufhängte, und dass es beunruhigende Indizien gibt, die auf das Eingreifen eines Dritten im Zusammenhang mit diesem Tod hinweisen.«

Nach Ulrike Meinhof kamen auch Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe zu Tode. Inzwischen war der Versuch der Freipressung der Inhaftierten nach der Entführung von Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer durch die zweite RAF-Generation gescheitert.

Um den Druck auf die Bundesregierung zu verstärken, hatte eine Gruppe arabischer Terroristen in Somalia die Lufthansa-Maschine Landshut nach Mogadischu entführt und deren Passagiere als Geiseln genommen.

Diese Geiselnahme wurde im Auftrag des Krisenstabs der Bundesregierung unter Bundeskanzler Helmut Schmidt nach Absprache des deutschen Verhandlungsführers Hans-Jürgen Wischniewski mit der somalischen Regierung unter Siad Barré durch die Operation Feuerzauber des Sonderkommandos des Bundesgrenzschutzes GSG 9 beendet. Dabei wurden alle Geiseln unverletzt befreit. Drei der vier Geiselnahmer wurden erschossen.

Wenige Stunden nach der Befreiungsaktion begingen Baader, Ensslin und Raspe in ihren Zellen in Stammheim Selbstmord.

Daraufhin machte die RAF ihre Drohung wahr und tötete den Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer, der 1977 durch die RAF entführt worden war.

Mitglieder der ›zweiten Generation‹ erfuhren finanzielle und organisatorische Hilfe aus der DDR. Ferner gelang es einigen Mitgliedern der RAF, mit Hilfe der Staatssicherheit in der DDR unterzutauchen.²

Damals war Jörg aber noch zu jung, um die politischen oder wirtschaftlichen Hintergründe zu verstehen. Ihm machte es vielmehr Spaß, an Sonntagen auf dem großen Parkplatz in der Nähe Fahrrad zu fahren.

Auch machte er sich in jener Zeit keine Gedanken, als sie am Straßenrand den vorbeifahrenden Militärs und Panzern zuwinkten. Man bekam selbst noch Ende der 70er Süßigkeiten zugeworfen – 30 Jahre nach Kriegsende.

Als sein Vater seine Arbeit bei dieser Firma aufgab, zogen sie in eine andere Gegend der Stadt. Es war die Zeit, als Jörg zur Schule kam.

Sie blieben für ungefähr ein Jahr in jener Wohnung, bis seine Großmutter starb. Dann zogen sie erneut um. Es war ein kleines Dorf auf dem Land – Gutenzell. Sein Vater hatte dort für die Großmutter ein Haus gebaut.

In jeder kalten Jahreszeit bekam Jörg als Kind eine seltene Krankheit. Er hatte Herpes im Auge. Sein rechtes Auge war davon betroffen und er trug eine selbsttönende Brille. Vielleicht war es ein weiterer Grund, weshalb er in sehr jungen Jahren zum Außenseiter wurde.

Was gewiss dazu beitrug, war, dass man in dem Dorf Dialekt sprach. Bei Jörg zu Hause sprach man allerdings Hochdeutsch. Er wechselte von der Stadtschule in die Dorfschule. Dort musste er neue Freunde suchen, aber man akzeptierte ihn nicht – hauptsächlich wegen seiner Sprache. Er war in seinem Heimatland wie ein Ausländer.

In jenen Jahren ging er manchmal in die Kirche und fragte Gott: »Warum hast du meine Großmutter geholt? Warum?«

Die Familie wurde für ihn zum wichtigsten Element. Michael, ein weiterer Außenseiter, wurde sein bester

Freund. Michael war ein Adoptivkind und seine Eltern waren berüchtigt, dass sie viel tranken. Michael wurde ebenfalls von niemandem akzeptiert. Auch die Familie von Jörg verbot ihm, sich mit ihm zu treffen. Dennoch taten sie es und stellten zusammen einiges an.

Nach seiner Kommunion wurde Jörg Ministrant. Das kam aber nicht daher, dass er sehr gläubig war. Vielmehr suchte er Kontakt zu Menschen. Zudem unternahmen die Ministranten in größeren Abständen Ausflüge nach Verdun, Rom oder nach Polen – er hatte dadurch die Möglichkeit zu reisen und geschichtsträchtige Plätze zu besuchen. Dennoch blieb er bei den Ministranten ein Außenseiter. Er war als zuverlässig und pünktlich bekannt und doch ging er nicht jeden Sonntag zur Kirche.

Seine Eltern gingen selten in die Kirche. Sein Vater war der Ansicht, dass er auch ohne Kirche glauben könne und keinen speziellen Platz dazu brauche. Die Kirche hatte in der Vergangenheit machtpolitische Interessen gehabt, was sein Vater kritisierte. Nicht die christliche Lehre stand in seiner Kritik, sondern die Rolle der katholischen Kirche bei der Eroberung Amerikas, sowie bei den Glaubenskriegen in Europa. Dazu gehörten die Kriege zwischen Protestanten und Katholiken, die selbst noch in Nordirland nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 90er Jahre wüteten. Die christliche Religion wurde für politische Zwecke missbraucht.

In der Kirche erlebte Jörg selbst die Heuchelei, denn er hörte den Leuten zu, wie sie sich vor dem Gottesdienst über Nichtigkeiten unterhielten. Der Glaube spielte keine große Rolle, wichtiger waren die Neuigkeiten und Gerüchte im Dorf, die sich dadurch ausbreiteten.

Dennoch liebte Jörg die Predigten seines Pfarrers. Er

hörte aufmerksam zu, vielleicht viel mehr als die meisten anderen Leute. Diese Predigten regten ihn zum Nachdenken an und die besondere Atmosphäre in der Kirchengemeinschaft imponierte ihm. Und dennoch weigerte er sich, das katholische Glaubensbekenntnis zu sprechen – er glaubte an Gott, aber nicht an die römisch-katholische Kirche. Das war für ihn ein Unterschied.

In der Schule war er ein durchschnittlicher Schüler – nur in Mathematik ragte er hervor, später dann in den Naturwissenschaften. Im Religionsunterricht war er auffällig. In ihm brannte immer noch die Frage ›Warum‹ und er bekam weder in der Kirche noch von seinen Religionslehrern eine Antwort.

Jörg kam in seiner Realschulzeit zum ersten Mal mit Computern in Kontakt, als es noch nicht normal war, dass jeder Schüler einen Computer zu Hause hatte. Sein Vater meinte, dass die Computerbranche die Zukunft wäre, und förderte Jörgs Interesse. Auch sein Mathematik-Lehrer, der den Computer-Unterricht einführte, unterstützte Jörg, weil er merkte, dass der viel zu schnell war und seine Aufgaben mit Leichtigkeit löste.

In der 7. Klasse wurde Jörg fast von der Schule verwiesen. Ein damaliger Freund hatte von seinem Vater einen Brief bekommen, der auf sehr ironische Weise den Empfänger in ein Krematorium schickt, weil der Empfänger der Menschheit nicht dienlich sei. Diesen Brief legten die beiden auf das Pult ihrer Klassenlehrerin, die bei ihnen unter anderem Religion unterrichtete.

Diese Lehrerin nahm den Brief allerdings sehr ernst. Sie verglich ihn mit Briefen aus dem Dritten Reich, wo solche Schreiben Realität waren.

Nach zwei Tagen gestanden die beiden. Die Lehrerin nahm alle Jungen der Klasse zur Seite – es waren zwölf Jungs und zwölf Mädchen – und zeigte ihnen Bilder von Konzentrationslagern im Dritten Reich. Es waren fürchterliche Bilder über Misshandlungen, die Verbrennungsöfen von Auschwitz und abgemagerte Häftlinge. Ein Schüler bekam einen Nervenzusammenbruch und fing zu heulen an. Es war zu viel für ihn. Die Kinder waren damals noch keine 15 Jahre alt.

Die Klassenlehrerin wollte, dass Jörg die Schule verlässt, aber weil er bleiben konnte, trennte sie ihn von der Klassengemeinschaft. Er musste an einem separaten Tisch sitzen, der abseits der Klasse stand. Aber wusste diese Religionslehrerin, dass sie einen Jungen auf eine Weise bestrafte, die in derselben Art war, wie sie im Dritten Reich praktiziert wurde?

Dass sie nur Jörg bestrafte, kam daher, weil sich Jörgs Vater in die Angelegenheit einmischte. Er sah in dem Brief einen Schülerstreich, den er nicht so dramatisch aufbauschte.

In Jörgs Familie wurde sehr oft über Geschichte und auch das Dritte Reich gesprochen. Sein Vater vertrat die Meinung, dass nicht alles im Dritten Reich schlecht war. Der Vater wurde selbst als kleines Kind mit seiner Mutter und deren Eltern aus dem Sudetenland vertrieben. Die Kindheit war geprägt von Armut und Überlebenskampf; dennoch machte sein Vater weder das Dritte Reich, noch die Alliierten dafür verantwortlich. Er versuchte immer, in allem Schlechten auch das Gute zu sehen. Er lehrte seine Kinder, eine eigene Meinung zu haben und die Dinge von unterschiedlichen Standpunkten aus zu betrachten.

Als Jörg 16 Jahre alt war, begann er mit seinem Bruder auszugehen. Ihre Schwester war nach dem Abitur ausgezogen, um zu studieren. Sie wollte ebenfalls Ingenieur werden, wie der Vater.

In Gutenzell organisierten sich die Jugendlichen selbst und eröffneten eine ›Bude‹, wo sie sich trafen.³ In der Zwischenzeit war er akzeptiert und in die Gründung eingebunden. Sie hatten viele lustige Partys – keine Drogen, aber eine Menge Alkohol. In jener Zeit rauchte Jörg nicht und war ein starker Gegner von Zigaretten. Oft saßen sie am Lagerfeuer und diskutierten über alles Mögliche. Dabei war er oft Gesprächsführer.

Durch die Aktivitäten in jener ›Bude‹ verschlief er die gesamte Wiedervereinigung. Er bekam nur am Rande mit, dass es Auffanglager für Menschen aus dem Osten gab. Dort war er auch, doch befremdeten ihn die Sprache und die Leute mit ihren Erfahrungen. Er bekam nicht viel davon mit und Politik interessierte ihn nicht.

In jenem Sommer erzählte ihm seine Mutter, dass sein Vater sie sexuell missbrauchen würde. Jörg sah seine Familie voller Lügen und Heuchelei. Eine Welt brach für ihn zusammen.

Er verschloss sich, sprach mit keinem, aber hörte zu. Er trat aus der Kirche aus und beendete dadurch sein Ministrantendasein. Es begann eine dunkle Zeit.

Nach den Sommerferien fing die neue Schule an. Er brauchte das Abitur, um zu studieren. Er wollte Chemiker oder Physiker werden. Er suchte nach Antworten.

Er wollte Leute finden, die ihn verstanden und fuhr mit dem Fahrrad an den Wochenenden in eine 25 Kilometer

entfernte Disko nach Biberach. Die Disko hieß ›Koma‹ und die meisten Leute trugen schwarze Kleider.⁴

Aber sie waren lustig, lachten immer und hatten Spaß zusammen. Er war recht häufig dort, weil er begann, sich in dieser Welt wohl zu fühlen. Es war die schwarze Szene, mit Ritualen und geheimem Mystizismus. Sie führten ihn in diese Geheimnisse ein.

Im Herbst ging er mehrere Male um Mitternacht auf den Friedhof des Dorfes. Er hatte nur eine Sturmlampe bei sich und trug schwarze Kleider. Im Haus seines Vaters zog er in den Keller und machte ihn dunkel und schwarz. Er hauste dort wie in einer Gruft, auch wenn ihm sein Vater zu erklären versuchte, dass es ungesund sei. Jörg kümmerte sich nicht darum – er ignorierte seine Familie und beobachtete seine Mitmenschen sehr genau.

Das Dorf bekam diese Änderungen mit – dass er nur noch Schwarz trug, dass er aus der Kirche ausgetreten war und dass er sich nachts auf dem Friedhof herumtrieb – und man begann, über ihn zu reden und bekam Angst vor ihm. Es entstand das Gerücht, dass Jörg der Teufel oder zumindest vom Teufel besessen sei.

Er hörte für die meisten Leute schreckliche Musik: Heavy Metal, Hardcore oder Deathmetal.⁵ Allerdings las er die Liedtexte, die in Englisch waren. Diese erzählten von gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Problemen. Die Musik drückte nur den Hass aus, der daraus entstand.

Nach seinem 18. Geburtstag verließ Jörg seine Familie. Nie wieder hatte er ein glückliches Weihnachten. Es war für ihn eine sehr besondere Zeit. Tief in ihm war der Wunsch nach Gemeinschaft und Familie. Dieser Wunsch hatte zu Weihnachten die stärkste Kraft und hielt bis in den Sommer.

2

Pah! Weihnachten! Unsinn, mitten im Sommer über Weihnachten nachzudenken!

Die letzten Jahre wurde Weihnachten zu einem Konsumfest. Meine Mutter bekam noch in den 50er Jahren einen Apfel und ein paar Nüsse. Heute beklagen sich die Kinder, wenn es kein Computer ist. Was ist aus den Menschen geworden? Weiß denn überhaupt noch jemand, was es mit Weihnachten auf sich hat?

Im Kampf um die Oberherrschaft im Römischen Reich errang Konstantin in Rom einen Sieg über seinen Schwager und Konkurrenten Maxentius und bekehrte sich danach zum Christentum. Die Legende lässt ihm im Traum das Christus-Monogramm mit den Worten »*in hoc signo vinces*« (»in diesem Zeichen wirst du siegen«) erscheinen. Daraufhin ließ Konstantin diese Worte auf die Feldzeichen schreiben und siegte.

Weihnachten!

Aus politischen Beweggründen von Konstantin! Er verabschiedete sich vom Heidentum, weil das Christentum immer größeren Einfluss nahm. Unter Konstantin wurden christliche Feiertage auf Tage des heidnischen Sonnenkults gelegt. So kam Weihnachten in die Zeit der Wintersonnenwende – das Sonnenfest erhielt die Bedeutung als Fest der neuen Sonne, Jesu Christi.⁶

Pah! Weihnachten! Heute ist es ein Konsumfest! Wo sind wir gelandet?

»Meinst du, es ist möglich, irgendwo in der Ukraine Uran zu besorgen?«, fragte ich Jura.

Wir saßen am Abend auf einer Parkbank in der Nähe meiner Wohnung und tranken gemeinsam Bier. Wenn wir uns miteinander unterhielten, war es eine Mischung aus Russisch, Ukrainisch und Deutsch.

Jura hatte mir einmal erzählt, dass es in der Nähe seines Heimatdorfes einen ›leuchtenden See‹ gab. Das kam von natürlicher Radioaktivität, die das Wasser am Grund des Sees zum Leuchten brachte.

»Für was brauchst du denn Uran?«, fragte mich Jura, etwas erstaunt.

Jura konnte ich fragen. Vor ein paar Monaten hatte er mir von deutschen Panzern aus dem Zweiten Weltkrieg erzählt, die seine Freundin mit Bekannten in der Westukraine gefunden hatte. Er kam damals auf mich zu und wollte wissen, ob bei diesen Panzern Palladium verwendet worden war.

Es gab eine Reihe deutscher Panzer, bei denen Palladium wegen seiner chemischen und physikalischen Eigenschaften verwendet worden war. Aus Geschichtsbüchern war zu entnehmen, dass diese in der Ukraine am Krieg teilgenommen hatten.

Er hatte mir sogar Bilder der deutschen Panzer gegeben und in Moskau bei einem Waffenexperten nachgefragt, ob es sich bei diesen Panzern um jene Reihe handelte.

Palladium war sehr teuer, noch teurer als Platin, und hätte es sich bei diesen Panzern um jene Reihe gehandelt, wären sie sehr viel Geld wert gewesen.

Aber aus Moskau kam dann die Meldung, dass dies nicht der Fall sei.

Uran kommt zu 0,7 Prozent als Uran-Isotop 235 vor und zu 99,3 Prozent als Uran 238. Es wurde 1789 durch Martin Heinrich Klaproth entdeckt. Er benannte es nach dem acht Jahre zuvor durch Friedrich Wilhelm Herschel gefundenen Planeten, den dieser Uranus taufte. 1896 wurde von Henri Becquerel festgestellt, dass Uran radioaktiv ist. Marie Curie, eine seiner Schülerinnen, gab diesem Phänomen den Namen ›Radioaktivität‹. 1938 gelang es Otto Hahn und Fritz Strassmann erstmals, Urankerne mit Hilfe von Neutronen zu spalten. Dabei wird Energie frei und es wurde entdeckt, dass es zu einer Kettenreaktion kommt, weil neben Energie weitere Neutronen herausgeschossen werden, die wiederum andere Urankerne spalten können.⁷

»Nun,« fing ich an, »Uran 235, das aus dem natürlich vorkommenden Uran angereichert wird, setzt man in Atomkraftwerken ein. Uran 238 dagegen wird in schnellen Brüttern zur Herstellung von Plutonium verwendet. Uran 235 oder Plutonium kann man auch für Atombomben benutzen.«

»Hm, das weiß ich«, antwortete mir Jura, »aber warum interessierst du dich für Uran? Willst du etwa eine Atombombe bauen?«

»Da fehlt es mir an technischen Mitteln. Atombomben sind nicht so einfach. Aber man kann damit eine so genannte ›schmutzige Bombe‹ herstellen«, entgegnete ich.

Als schmutzige Bombe bezeichnet man einen Sprengsatz aus konventionellem Sprengstoff, dem radioaktives Material beigemischt ist. Im Vergleich zu einer Atombombe besitzt sie aber nicht deren Sprengkraft. Es ist damit möglich, radioaktives Material über Stadtteile zu verteilen und sie radioaktiv zu verseuchen. Der Schaden wäre eigentlich nicht so groß, aber der psychologische Effekt immens.

»Und du willst so eine Bombe?«, fragte mich Jura weiter.
»Wieso denn das? Da handelt man sich nur Ärger ein.«
»Vielleicht, ja. Ich habe da aber eine Idee«, erwiderte ich.
»Schau mal«, fing ich an zu erklären, »gestern wurde im Bundestag in Deutschland die Vertrauensfrage gestellt. Dem Bundeskanzler wurde das Vertrauen entzogen, was er auch wollte und nun soll es zum Ende des Sommers zu Neuwahlen kommen.«
»Und das rechtfertigt eine Bombe? Dazu noch eine mit radioaktivem Material?«, erkundigte sich Jura.
»Das sicherlich nicht allein. Diese Art, Neuwahlen zu erzwingen, ist, nach dem deutschen Grundgesetz, nicht ganz legal. Aber auch diese Tatsache würde den Einsatz meiner Mittel noch lange nicht rechtfertigen«, erklärte ich.

Einen Tag vor unserem Gespräch wurde vom deutschen Bundeskanzler Schröder die Vertrauensfrage mit dem Ziel gestellt, den Bundestag durch den Bundespräsidenten aufzulösen. Nach der SPD-Wahlniederlage in Nordrhein-Westfalen kündigte Schröder an, dass er Neuwahlen wollte.

Allein nach dieser Ankündigung schossen die Aktienkurse in Deutschland in die Höhe und markierten nach Jahren ein ungeahntes Hoch.

Die Reformpolitik der Regierung wurde nicht angenommen, weil die meisten Menschen Abstriche machen mussten. Die Arbeitslosigkeit stieg auf fast fünf Millionen an, die Staatsverschuldung wurde von Jahr zu Jahr größer, das Wirtschaftswachstum wurde immer wieder nach unten korrigiert und ein Ausblick auf Änderung war nicht in Sicht – es wurde daran gezweifelt, dass es besser werden würde.

Die Bevölkerung spürte das. Neben den Effekten der Arbeitslosigkeit wurde das Leben teurer und bei der Arbeit

musste man Kürzungen akzeptieren, sofern man überhaupt Arbeit hatte.

Zu der schlechten Stimmung trugen dann noch die Vorkommnisse in der Europäischen Union bei. Europa stimmte über eine gemeinsame Verfassung ab und nach Frankreich stimmten auch die Holländer dagegen. Die europäische Union war gefährdet, sowie die Gemeinschaftswährung Euro.

Diese Neuwahlen versprachen also Hoffnung auf einen Regierungswechsel und damit wenigstens die Chance auf eine Änderung. Diese Hoffnung drückte sich in den Aktienkursen aus und ließ den steigenden Ölpreis sowie andere belastende Faktoren außen vor.

»Die Regierung hätte einfach zurücktreten können. Unter Verfassungsrechtlern ist die Methode sehr umstritten, wie die Neuwahlen eingeleitet wurden.⁸ Im Grundgesetz gibt es mehrere Artikel, durch die ich meinen Einsatz dieser Bombe rechtfertigen könnte. Es braucht nur etwas Zeit und Vorbereitung«, sprach ich weiter.

»Jörg, du willst mir doch nicht erzählen, dass es rechtens sein kann, eine solche Bombe zu bauen und dann auch irgendwo hochgehen zu lassen! Wie willst du das rechtfertigen?«, sagte Jura.

Deutschland hatte durch die Machtergreifung Hitlers Erfahrung im Niedergang der Demokratie. Das deutsche Grundgesetz beinhaltete deshalb Möglichkeiten, gegen solche Versuche, welche die demokratische Ordnung untergraben wollten, vorzugehen.

Die Gültigkeit des deutschen Grundgesetzes musste allerdings in Frage gestellt werden, denn das deutsche Volk

hatte niemals über die Annahme abgestimmt.

Es wurde am 23. Mai 1949 vom Parlamentarischen Rat in Bonn beschlossen und enthielt in seiner Präambel, dass es für das gesamte deutsche Volk Gültigkeit besitze – also auch für die damalige DDR. Zudem war in dieser Präambel festgestellt, dass es nur für eine Übergangszeit Gültigkeit hätte.

Die Idee des Parlamentarischen Rats war, eine gesamtdeutsche Verfassung bei einer Vereinigung aller deutschen Bundesländer zu entwerfen, über die vom deutschen Volk abgestimmt werden sollte. Dazu kam es aber nach der Wiedervereinigung nie. Die Bundesländer der ehemaligen DDR traten am 3. Oktober 1990 dem Grundgesetz bei und so blieb es bei einer Bundesrepublik ohne Verfassung.⁹

»Nun,« fing ich an, »im Artikel 20(4) des deutschen Grundgesetzes steht, dass jeder das Recht zum Widerstand hat, wenn gegen die demokratische und soziale Grundordnung verstoßen wird und keine andere Abhilfe möglich ist.«

»Du willst also behaupten, dass diese demokratische Grundordnung verletzt wurde, weil Schröder durch die Vertrauensfrage Neuwahlen erzwingt, die wiederum von der Mehrheit der Deutschen gewollt ist?« fragte Jura.

»Es geht gar nicht so sehr um diese Vertrauensfrage. In Deutschland wurde auch schon darüber diskutiert, dass das Grundgesetz angepasst werden soll. Der Bundestag sollte das Recht bekommen, sich selbst aufzulösen. Diese Möglichkeit besteht derzeit nur über den Umweg der Vertrauensfrage«, erklärte ich weiter. »Mir geht es vielmehr um etwas viel, viel Grundlegenderes. Ich habe einen Artikel im Grundgesetz gefunden, gegen den eigentlich permanent verstoßen wird und durch die rechtliche Auslegung des

Artikels macht sich allerdings niemand strafbar.«

»Du machst dich aber strafbar, wenn du mit Uran nach Deutschland einreist und da eine Bombe baust. Oder willst du mir erzählen, dass das bei euch nicht strafbar ist?«

»Es geht dabei nicht um mich – ich bin nur die ausführende Person, die auf genau diesen Missstand aufmerksam machen will. Wie willst du sonst in die Medien? Wie sonst kann man auf Dinge aufmerksam machen, die jeder ignoriert?«

»Und du meinst, dass dich die Medien das sagen lassen und auch deine Bombe so darstellen, wie du das willst? Es klingt für mich eher nach einem Märtyrer, der sich für eine Sache opfert, aber damit kaum Erfolg haben wird. Man wird dich einsperren und das, was du eigentlich sagen wolltest, wird nicht an die Öffentlichkeit kommen. Wer will es denn wissen und vor allem: wer will es geändert haben?«

Das hörte ich nicht zum ersten Mal. Ich kannte die Argumente. Es gab in Deutschland Methoden, so jemanden wie mich einfach, sauber und schnell aus dem Verkehr zu ziehen.

»Ich kenne deine Bedenken, Jura. Trotzdem habe ich einen Plan. Und schließlich geht es um etwas mehr, als nur um mein Leben. Es geht um die Zukunft und ich sehe nicht ein, dass ich stillschweigend zusehen muss, wie diese Zukunft gefährdet wird.«

»Und was beinhaltet der Artikel, von dem du sprichst?«, fragte Jura, dem ich sichtlich mit meiner Überzeugung und meiner Willensstärke Angst einjagte.

»Artikel 56, beziehungsweise Artikel 64(2) – der Amtseid, den der Bundespräsident, Bundeskanzler und seine Bundesminister leisten müssen. Ich zitiere:

Ich schwöre, dass ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren,

Schaden von ihm wenden, das Grundgesetz und die Gesetze des Bundes wahren und verteidigen, meine Pflichten gewissenhaft erfüllen und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde. So wahr mir Gott helfe.

So wahr mir Gott helfe, kann auch weggelassen werden.«

Mit diesem Amtseid verband Deutschland eine alte Tradition. Der Amtseid befand sich schon in der Reichsverfassung vom 28.3.1849 (Abschnitt VII, Artikel I. §190) und dann wieder in der Weimarer Verfassung vom 11.8.1919 (Artikel 42).

Theoretisch hatte selbst Hitler diesen Eid leisten müssen, als er nach Hindenburgs Tod im August 1934 zum Reichspräsidenten wurde. Das Kabinett Hitler setzte am 1. August, einen Tag vor Hindenburgs Tod, eine Volksabstimmung über die Zusammenlegung des Amtes des Reichskanzlers und des Reichspräsidenten in der Person des Führers Hitler für den 19. August 1934 an.¹⁰

»Vergleicht man den Artikel 56 des Grundgesetzes mit dem der Reichsverfassung, bestand der Amtseid nur aus drei Punkten: das Reich und die Rechte des Volkes schirmen, die Reichsverfassung aufrechterhalten und sie gewissenhaft vollziehen«, sprach ich weiter. »In der Weimarer Reichsverfassung ist der Eid in der Form enthalten, wie er auch im Grundgesetz steht. Allerdings mit dem Zusatz, dass eine religiöse Beteuerung zulässig sei, anders, als im Grundgesetz, wo die religiöse Beteuerung weggelassen werden kann.«

Ich holte einen Zettel aus meiner Tasche und gab ihn Jura zu lesen. Darauf stand der Kommentar zum Artikel 56 des Grundgesetzes, den Roman Herzog in seiner Zeit als Vorsitzender des Bundesverfassungsgerichts schrieb. Jura las:

Schon nach dem Text des Art. 56, aber auch nach der einfachgesetzlichen Regelung, die diese Frage im Gesetz über die Wahl des Bundespräsidenten durch die Bundesversammlung gefunden hat, hängt der Beginn der Amtszeit beziehungsweise der Amtsbefugnisse des Bundespräsidenten nicht von der Eidesleistung ab. Art. 56 verlangt lediglich, dass diese in nahem zeitlichem Zusammenhang mit dem Amtsantritt stattzufinden hat. Mehr ergibt sich aus der Vorschrift nicht.

Wie sämtliche Amtseide, die im deutschen öffentlichen Recht vorgesehen sind, ist auch der Amtseid des Bundespräsidenten in keiner denkbaren Beziehung strafbewehrt, etwa in dem Sinne, dass eine flagrante Verletzung der im Eid übernommenen Verpflichtungen strafrechtlich als Meineid o. ä. gewertet würde.

Kein Bundespräsident (und übrigens auch kein Bundeskanzler und kein Bundesminister) wird so zynisch und so machtesessen sein, dass es ihm im Augenblick des Amtsantritts ausschließlich um die Macht, das Ansehen oder die persönlichen Vorteile geht, die mit dem anzutretenden Amt verbunden sind. Immer wird es ihnen darum gehen, »etwas zu bewirken«, d. h. Vorstellungen zu verwirklichen, die eng mit ihren politischen und ethischen Grundpositionen zusammenhängen, gleichgültig wie diese im einzelnen aussehen mögen und aus welchen geistigen Quellen sie sich speisen mögen. Auf diese Grundpositionen, die für den einzelnen u. U. wesentlich höher stehen und wesentlich verbindlicher sein mögen als irgendeine Rechtsvorschrift (und sei es die Verfassung), verpflichtet sich der neue Amtsträger vor der Öffentlichkeit zusätzlich, und wenn er sie halbwegs ernst nimmt, erwächst für ihn daraus ein Bündel zusätzlicher – eben außerrechtlicher – Motive, das Amt so zu führen, wie es der Verfassung und vor allem seinen verfassungsrechtlichen Möglichkeiten und Grenzen entspricht.¹¹

Ich sprach weiter: »Das ist deutsches Recht. Beziehe ich nun die Aussagen von Roman Herzog auf die Annahme, dass Hitler auch diesen Eid geleistet hat, so muss ich fragen, ob Hitler jemals ein Verbrechen begangen hat – schließlich hat er versucht, zum Wohl des Deutschen Volkes zu handeln, seinen Nutzen zu mehren, Schaden von ihm zu wenden. Er hatte sich an die Verfassung und die Rechte des Reiches gehalten, weil er sie seinen Zielen anpasste und so weiter und so weiter... Um es mit Herzogs Worten zu sagen: Hitler hat versucht, etwas zu bewirken, er hat seine Vorstellungen, die eng mit seinen politischen und ethischen Grundpositionen zusammenhängen zu verwirklichen gesucht. Und wenn Hitler diesen Eid wirklich geleistet hat, nahm er das wahrlich wörtlich!«

Wie immer, wenn ich von diesem Artikel und dem Zusammenhang mit Herzog, beziehungsweise Hitler berichtete, wurde ich sehr zornig. Sicherlich war der Artikel sehr philosophisch zu sehen und es ging dabei um das persönliche Gewissen, und dennoch war ich der Überzeugung, dass mit dem Inhalt und einer intakten moralischen Vernunft geprüft werden könnte, ob der Eidesleistende zum Wohl des Volkes handelte, den Nutzen des Volkes mehrte, Schaden vom Volk wandte, sich an das Grundgesetz und die allgemeinen Gesetze hielt und Gerechtigkeit gegenüber jedermann übte. Dazu konnte man jedes beliebige Gesetz nehmen und auf diese Punkte prüfen.

»Ich sehe ja ein, dass dieser Eid keine rechtliche Relevanz hat«, sagte Jura etwas ruhiger, »aber dennoch kommst du damit nicht durch. Ich verstehe dich, aber was willst du dagegen machen? Hast du Lösungen gegen Arbeitslosigkeit und Armut? Die meisten Länder der Erde wären froh, wenn sie nur die deutschen Probleme hätten. Hast du Ansätze,

die Probleme auf der Welt zu lösen? Schließlich betrifft es nicht nur Deutschland – nicht mehr. Die Welt ist zusammengewachsen und sehr ineinander verflochten. Du kannst diesen Eid nicht mehr nur auf Deutschland beziehen.«

»Arbeitslosigkeit ist ein Phänomen und kein Problem. Schau, vor ein paar tausend Jahren haben sich Menschen andere Menschen als Sklaven gehalten. Nun reden wir uns gern ein, dass die Sklaverei abgeschafft wurde, weil wir so ›human‹ geworden sind. Aber die Wahrheit ist: Durch die industrielle Revolution ist die Sklaverei überflüssig geworden. Ab einem bestimmten Zeitpunkt war es billiger, einen Kohleofen zu füllen, als den Mund eines Sklaven. Wir sind mitten in einer Umwälzung, die bei weitem die industrielle Revolution übertrifft. Durch die ersten Mechanisierungsschübe verloren Millionen von Menschen ihre Arbeit und wanderten vom Land in die Städte, um dort mit den Maschinen zusammen zu arbeiten. Aber die Computer und Informationstechnik von heute machen immer mehr Menschen ganz überflüssig. Selbst die billigste menschliche Arbeitskraft ist teurer als eine Maschine«, begann ich zu erklären.

»Wie du weißt, beobachte ich seit ein paar Monaten die Aktienmärkte. Wenn da eine Meldung kommt, dass Entlassungen bevorstehen, um dadurch Einsparungen vorzunehmen und die Gewinne zu steigern... prompt steigen die Kurse des Unternehmens. Die kapitalistische Logik sagt, dass technologischer Fortschritt und gesteigerte Produktivität alte Jobs vernichten. Wenn du nun meinst, dass dadurch aber wieder Arbeit entsteht, weil die Technologie gepflegt werden muss, dann frage ich dich, wie viel Arbeitsplätze geschaffen werden.«

Zwei Wochen vor unserem Treffen hatte ich im Internet einen Artikel gelesen. Eigentlich war es ein Interview zwischen einem Journalisten und dem US-Professor Jeremy Rifkin, der sich seit Jahrzehnten mit Massenarbeitslosigkeit auseinandersetzt. Er beriet Regierungen und Konzerne und schrieb das Buch ›*Das Ende der Arbeit*.¹²

»Kein Politiker will das seinen Wählern erzählen«, fuhr ich fort. »Es ist einfacher, die Europäische Union als Sündenbock zu missbrauchen oder den Wählern zu erklären, dass die bösen Unternehmer die Stellen ins billigere Ausland verlagern. Die Zahl der Jobs, die in Deutschland verschwinden, weil sie zum Beispiel nach Osteuropa oder China verlagert werden, ist verschwindend gering. Sie macht gerade mal ein Prozent der abgebauten Stellen aus. Der wirkliche Jobkiller ist der technologische Fortschritt. Aber davon wirst du von den Politikern nichts hören. Maschinen machen sich eben schlechter als Chinesen oder Polen.

Dazu kommt noch das Märchen der Bildung. In den Wahlreden hört man dann immer: Wir müssen die Leute nur richtig ausbilden und schon ist das Beschäftigungsproblem gelöst. Nehmen wir mal an, man könnte tatsächlich alle fünf Millionen Arbeitslose in Deutschland so fortbilden, wie sich die Politiker das vorstellen. Was wäre denn dann? Es gäbe immer noch nicht genug Jobs.

Die Zeiten der Massenbeschäftigung sind vorbei. Wir werden nie wieder Tausende von Leuten sehen, die aus den Fabriktoren strömen. In Zukunft wird Arbeit etwas für Eliten sein. Für besondere Aufgaben wird man immer noch Top-Ärzte, Top-Anwälte oder Top-Designer brauchen. Aber Durchschnittsqualität kann ein Computer oder ein Roboter billiger liefern.

Dann werden noch die Sozialabgaben als Buhmann hergenommen. Die USA sind hier das große Vorbild. Aber je härter die Sozialsysteme beschnitten werden, umso eher tauchen Probleme an anderer Stelle wieder auf: schlechtere Gesundheit, größere Armut, weniger Sicherheit, mehr Kriminalität.

In den USA ist die Arbeitslosenrate bestimmt niedriger, als zum Beispiel in Deutschland; dafür sitzen aber zwei Millionen in Gefängnissen – und das taucht in den Statistiken nicht auf.

In einer kapitalistischen Gesellschaft ist kein Platz für Alte, Schwache, Kranke oder gar Kinder. Sie verursachen unproduktive Arbeit, die nur kostet, aber keinen wirtschaftlichen Gewinn bringt. Und genau diese Ausgaben werden auf den Staat abgewälzt.«

»Jörg, das ist das Problem, aber wo siehst du eine Lösung? Vor allem wird das, was du hier ansprichst, nicht besser«, sagte Jura etwas resigniert.

»Sicher wird es nicht besser, aber wenn ich das Problem erkenne und beim Namen nenne, dann habe ich schon einmal einen Ansatz.

Bisher funktioniert Deutschland hauptsächlich so, dass die Staatseinnahmen auf der Arbeitsbesteuerung basieren. Je weniger Arbeit ich habe, umso weniger Steuereinnahmen kommen in die Kasse und umso weniger Geld kann ich für Sozialleistungen ausgeben. Die Schere zwischen Armut und Reichtum wird also immer größer.

Diese Entwicklung wird auch hier in der Ukraine kommen. Um im internationalen Wettbewerb konkurrenzfähig zu sein, muss ich doch die Arbeit einschränken und günstiger produzieren. Das kann aber nur gelingen, indem Maschinen eingesetzt werden, die mich in der Anschaffung Geld

kosten, aber dann im Verlauf nur Wartung – und das ist günstiger als eine Arbeitskraft.«

»Was sollen aber die ganzen Leute machen, wenn sie nicht mehr arbeiten, und von was sollen sie leben?«, fragte Jura.

»Hier könnte man Tätigkeiten in der Sozialarbeit, über die Wissenschaft, Kunst, Religion bis hin zum Sport nennen.«

»Und wie soll das bezahlt werden?«

»Indem die Steuern geändert werden. So könnten natürliche Ressourcen besteuert werden, die bisher recht günstig zu bekommen sind. Die Unternehmen können sich bisher recht frei bedienen. Das würde zum einen Steuereinnahmen beschern und auch dazu beitragen, die Umwelt zu schonen.

Außerdem scheint es mir unlogisch, menschliche Arbeit zu besteuern – die eigentliche Produktion müsste besteuert werden, also auch die Arbeit der Maschinen.

Der Kapitalismus und die freie Marktwirtschaft sind nach dem Zusammenbruch der UdSSR nicht mehr aufzuhalten – der Kommunismus hat versagt. Nicht, weil die Idee dahinter schlecht war, sondern weil Menschen, wie zum Beispiel Stalin, das System in eine Diktatur führten. An sich kenne ich kein schlechtes System – keine Religion, kein Staatssystem an sich ist schlecht. Kommt aber der Mensch hinzu, dann können diese Systeme kippen.

Ich bin ein Freund von Anarchismus¹³, doch der Mensch ist nicht in der Lage, nach diesem System zu leben. Es lehnt jede Art von Autorität als Herrschaft von Menschen über Menschen ab. Das Zusammenleben soll nach den Grundsätzen von Gerechtigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit ohne jegliche Zwangsmittel verwirklicht werden. Doch je größer eine Gruppe wird, desto weniger funktioniert das – schon gar nicht in einem Staat.

Der Kapitalismus spiegelt aber natürliche Eigenschaften, wie Optimierung und Anpassung wieder. Deshalb funktioniert er auch so gut. Andererseits ist der Kapitalismus wie eine Heuschreckenplage: in der Natur untergraben die Wanderheuschrecken ihre eigene Lebensgrundlage und verhungern schließlich selbst. In der Natur gibt es aber auch Sozialismus. Nur als Gruppe mit sozialem Verhalten waren Urmenschen überlebensfähig (gemeinsame Nahrungssuche, Verteidigung...). Eine reine Marktwirtschaft, wie in den USA, funktioniert genauso wenig wie purer Sozialismus in Osteuropa. Unsere Demokratie ist nur der Denkmantel des Kapitalismus und aus diesem Grund ist die Demokratie so erfolgreich.

Wenn ein wirtschaftliches Verbrechen härter bestraft wird, als ein Verbrechen an der Menschlichkeit, dann läuft etwas falsch. Und dennoch glaube ich an die Menschheit.

Der technische Fortschritt lässt sich nicht aufhalten oder gar rückgängig machen. Ich sehe zwei Alternativen für unsere Zukunft. Die eine ist eine Welt mit Massenarmut und Chaos. Die andere ist eine Gesellschaft, in der sich die von der Arbeit befreiten Menschen individuell entfalten können. Das Ende der Arbeit kann für die Menschheit einen großen Sprung nach vorn bedeuten.«

»Ich verstehe nun besser. Und dazu willst du Uran und eine Bombe bauen, um diese Ideen an die Öffentlichkeit zu bringen? Für mich ist das immer noch ein Märtyrertod«, sagte Jura.

»Auch wenn sich alles so furchtbar negativ anhört – es gab immer böse und schlimme Zeiten. Früher war es eben nur anders, mit anderen Problemen. Aber die Menschheit hat es immer wieder geschafft, sich weiter zu entwickeln. Mag sein, dass ich oder wir dabei drauf gehen.

Dennoch will ich meinen Teil dazu beitragen, wenigstens zu versuchen, dass es weiter geht. Und wenn ich das mit der Bombe richtig anstelle, dann sehe ich auch eine reale Chance.

Du musst wissen, dass ich in meiner Jugend schon Bomben gebaut hatte. Das weiß auch die Polizei in Deutschland. Was sie allerdings nicht weiß, ist, dass ich immer noch etwa ein Kilo Ammoniumnitrat in Deutschland habe. Daraus kann man relativ einfach einen sicheren Sprengstoff herstellen.

Diesen gemischt mit radioaktivem Material – also eine ›Schmutzige Bombe‹ – platziert an einem öffentlichkeitswirksamen Platz... mit entsprechenden Schreiben... darin sehe ich die Chance, auch wenn ich dabei den Kürzeren ziehe.«

»Und an eine andere Möglichkeit denkst du erst gar nicht, was?«

»Ich habe versucht, die Sache mit dem Artikel 56 in das öffentliche Bewusstsein zu bringen und lief gegen eine Gummiwand. Mir wurde ja Recht gegeben, prinzipiell, aber man ließ mich nicht an die Öffentlichkeit.

Und was das mit der Arbeit angeht – wenn ein Professor solche Vorschläge unterbreitet, die aber nicht wahrgenommen werden, weil man an Wählerstimmen denkt, was meinst du, habe ich dann für eine Chance, der keinen Titel hat?«

»Nun gut, ich verstehe dich und vertraue dir. Du bist mein Freund und ich höre mich mal um, was sich machen lässt.«

Es war spät geworden und Jura gab mir zum Abschied die Hand. Die leeren Bierflaschen ließen wir stehen, denn schließlich kamen die ›Ameisen‹ und nahmen die Flaschen mit.

Ich nannte sie ›Ameisen‹, meist ältere Frauen oder Männer, die durch die Straßen zogen, um Leergut einzusammeln. Sie brachten es dann an besondere Plätze, wo man die Flaschen abgeben konnte, und bekamen ein paar Kopeken dafür.

Sie brauchten das Geld, weil die Rente zu klein war, um damit zu überleben.

Das Dorf, in dem Jörg aufwuchs, hieß Gutenzell. Der Dorfname ging auf ›Gotteszell‹ (lat. Cella Dei) aus dem 13. Jahrhundert zurück, was später zu ›Gutenzell‹ (lat. Bona Cella) wurde.¹⁴ Es lag in Süddeutschland etwa 50 Kilometer nördlich vom Bodensee und bis nach Ulm waren es noch einmal 50 Kilometer. Laupheim war zirka 15 Kilometer nördlich und Biberach lag ungefähr 25 Kilometer im Westen.

1990 entschied sich Jörg, in das Ernährungswissenschaftliche Gymnasium nach Biberach zu gehen. Er war der einzige Junge in seiner Klasse, in der noch 22 Mädchen den Unterricht besuchten. Markus, ein weiterer junger Mann, hatte in den Sommerferien einen Unfall gehabt.

Markus kam aus einem Dorf bei Kempten, zirka 100 Kilometer südlich von Biberach gelegen. Er war fünf Jahre älter als Jörg und wohnte in einem Wohnheim. Es gehörte zum Berufsschulzentrum, wo die beiden zur Schule gingen. Aber eigentlich wuchs Markus in Tunesien auf. Sein Vater war so etwas wie Diplomat, kam aber nach Deutschland zurück. Markus sprach fließend französisch und deutsch. In jenen Sommerferien fiel Markus von einer fünf Meter hohen Mauer. Er verletzte sich dabei schwer und lag für längere Zeit im Krankenhaus.

Der Unfall ereignete sich in Kempten in der Nähe des Ritterkellers, einer Szenekneipe, wo Markus mit Freunden ein Saufgelage hatte. Übermüdet und stark betrunken, suchte er einen Platz, um sich auszuruhen.

Eines Tages im Oktober 90 kam er mit Krücken in die neue Klasse. Markus fragte Jörg, wer er sei und weil der nicht antwortete, setzte er sich neben ihn. Eine Weile beobachtete Markus ihn und versuchte immer wieder, ein Gespräch zu entwickeln. Nach einer Weile brach das Eis zwischen den beiden.

Obwohl Jörg sehr vorsichtig war, entwickelte sich langsam eine Freundschaft. Markus verstand es, auf Jörg einzugehen und holte ihn langsam aus seiner Lethargie heraus. Er stellte Jörg seinen Freunden vor, die in Biberach lebten. Durch diese neuen Bekanntschaften kam Jörg in Kontakt mit dem ›Koma‹.

Doch diese Leute nahmen Drogen und Jörg hatte Angst davor, auch Drogen zu nehmen. Aus Neugierde begann er, sich über Rauschmittel und deren Wirkungen zu informieren. Sein wissenschaftliches Verständnis half ihm dabei.

Er liebte sich nicht nur Bücher über Drogen aus der Schulbibliothek aus, sondern auch Bücher über Chemie, Physik und Biologie. Vor allem die höheren Disziplinen dieser Wissenschaften interessierten ihn – Relativitätstheorie, Quantentheorie, Elementarteilchenphysik und DNS.

Seit er mit seiner Schwester auf deren Abitur gelernt hatte, waren ihm viele Begriffe nicht mehr fremd.

Zwei Mitschülerinnen von Jörg kamen aus Laupheim und nahmen ihn in das dortige Jugendhaus mit. Jörg fuhr mit dem Fahrrad. Dort traf er auf die ›Flower-power-Zeit‹, wie sie in den Anfängen der 70er gelebt wurde. Lustige und

nette Leute, die viele Partys feierten – und Drogen nahmen. All das war für Jörg neu, der eigentlich in der Provinz aufgewachsen war.

In jenem Jugendhaus lernte er Peter kennen und die beiden wurden Freunde.

Peter lebte zusammen mit seiner Mutter in Laupheim. Seine Eltern waren geschieden. Der Vater hatte ein Bestattungsunternehmen in Karlsruhe und Peter blieb nach der Scheidung bei seiner Mutter. Peter war ein kleiner Punk. Er hatte bunte Haare zu einem Irokesenschnitt frisiert und ging auf das Wirtschaftsgymnasium.

Jörg entwickelte in jener Zeit die Fähigkeit, anderen Leuten sehr aufmerksam zuzuhören. Für ihn schienen seine eigenen Probleme so schwerwiegend, dass er sich lieber die Kleinigkeiten der anderen anhörte. Er bekam dadurch viele Einblicke in die Ängste und Sorgen seiner Altersklasse. Immer wieder wunderte er sich, wie nichtig ihm das alles schien. Obwohl er recht verschlossen war, mochte man ihn als verständnisvollen Zuhörer.

Im Sommer 1991 scherte sich Jörg dann auch die Haare und wurde selbst zum Punk. Er hatte eine neue Familie gefunden und sie waren entweder an den Wochenenden in diesem Jugendhaus oder im ›Koma«, der Disko in Biberach. Einen Monat vor seinem 18. Geburtstag war er mit Peter im ›Koma« und rauchte zum ersten Mal Haschisch.

Jörg lebte noch in der sehr gespannten Atmosphäre seiner ›früheren Familie«. Mit seinem Vater sprach fast niemand mehr ein Wort – es wurde nur das Nötigste gesagt. Jörg wollte so wenig wie möglich zu Hause sein und nahm daher die paar Kilometer in Kauf, um mit dem Fahrrad auch mitten in der Nacht weg zu sein.

Im Sommer entdeckte Jörgs Vater Hanfpflanzen, die Jörg im Garten gesetzt hatte und wollte, dass Jörg eine Therapie machen sollte. Er meinte, Jörg sei drogensüchtig. Noch am selben Abend packte Jörg ein paar Sachen zusammen, verabschiedete sich bei seinen Eltern – er war jetzt 18 Jahre alt und laut Gesetz erwachsen –, setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr ohne Ziel in die Nacht hinaus.

Er rief Peter von unterwegs an, der ihm anbot, vorerst zu ihm zu kommen. Jörg kehrte das ganze Jahr nicht mehr zu seinen Eltern zurück. Den Sommer über blieb er bei Freunden, übernachtete mal hier, mal dort und wenn niemand für ihn eine Bleibe hatte, schlief er auch unter freiem Himmel.

Nach den Sommerferien fragte er in Biberach bei dem Schülerwohnheim nach, ob er dort bleiben könne. Er erklärte dem Leiter grob, was es mit seinem Wunsch auf sich hatte und dieser willigte ein. Jörg wurde zu Markus aufs Zimmer gelegt.

Nach nur vier Wochen – an den Wochenenden war er allein in dem leeren Wohnheim – versuchte Jörg sich umzubringen. Im Wald fand er Tollkirschen. Er nahm um die 20 Kirschen mit und am Sonntag begann er sie zu essen. Zuerst geschah nichts und als Markus verfrüht zurückkam, gestand Jörg ihm, von den Tollkirschen gegessen zu haben. Markus schaute sich die verbleibenden Kirschen an und begann zu lachen. Er meinte, das seien keine Tollkirschen, doch er irrte sich.

An die folgenden drei Tage konnte sich Jörg später nicht mehr erinnern – nur Bruchstücke davon blieben ihm im Gedächtnis. Jörg hatte starke Halluzinationen, sprach mit Leuten, die nicht im Raum waren, sah Außerirdische und überall Spinnen und Insekten. Markus organisierte es so,

dass immer jemand bei Jörg war. Zum einen, weil er sich um ihn Sorgen machte, zum anderen, damit Jörg nicht auffiel und in die Psychiatrie musste.

Nach diesem Ereignis begann eine sehr lustige Zeit und er war im gesamten Wohnheim bekannt. Die anderen Mitbewohner besuchten das Zimmer sehr häufig. Diese drei Tage verursachten sehr viel Gesprächsstoff und alle amüsierten sich über die Ereignisse. Jörg blieb ein guter Zuhörer und kaum jemand wusste von seiner Familiengeschichte. Mit Markus hatte er sich einmal ausgesprochen, schließlich wohnten sie zusammen in einem Zimmer.

Jörg hatte wieder eine neue Familie gefunden, verbunden mit vielen Drogen. Er scheute sich nicht mehr, sie zu nehmen. Er übertrieb es auch maßlos und alles, was in jener Zeit an Drogen auf dem Zimmer auftauchte, versuchte er. Er war ein kleiner König und an den Wochenenden, statt in dem leeren Gebäude zu sein, nahmen ihn seine neuen Freunde mit zu sich nach Hause. Er kam dadurch in ganz Süddeutschland herum.

Die meisten dieser Freunde waren in Markus' Alter; also fünf Jahre älter als Jörg. In vielen Stunden wurde in dem kleinen Zimmer über anspruchsvolle Themen diskutiert – über die Welt, die Probleme in der Gesellschaft und Jörg kam in Kontakt mit den linken Ideen von Marx, Lenin, Gedanken zur Nazizeit, sowie zur Demokratie. Außerdem war hier von der RAF die Rede, sowie von antiamerikanischen Vorstellungen, die durch den Golfkrieg nach der irakischen Besetzung Kuwaits ausgelöst wurden.

Sie schmiedeten gemeinsam Ideen für eine neue Welt und äußerten ihre Wünsche, wie diese Welt aussehen sollte. Einigkeit herrschte darin, dass die Welt, in der sie

derzeit lebten, nicht jene Welt war, in der sie leben wollten. Die meisten waren jedoch der Meinung, dass man nichts ändern könne. Dennoch fanden sie die Methoden der RAF falsch.

Die RAF verglich sich selbst mit dem Buch ›*Moby Dick*‹ von Herman Melville. Darin ging es um eine schicksalhafte Walfangfahrt auf einem Schiff, dessen einbeiniger Kapitän Ahab aus blindem Hass einen weißen Wal verfolgte. Der Wal hatte ihn zum Krüppel gemacht. Der Wal war der Staat und die Schiffsbesatzung die Gruppe der RAF. Es war ihnen klar, dass sie keinen Erfolg haben konnten.¹⁵

Jörg stimmte dem zu, doch er behielt den Glauben, dass man etwas tun kann. Er wusste nur nicht was, wie und ob er damit Erfolg haben würde.

Das allgemeine Lebensmotto bestand in dem Satz: ›*Live fast – die young*‹. Sie lebten es im Extrem. Das Rauchen von Haschisch war tägliches Ritual, ab und zu tauchten dann andere Drogen auf, wie Magic Mushrooms oder Speed. Jörg versuchte auch Muskatnuss oder schnüffelte Klebstoff – er war für alles offen.

Aus der kleinen Stereoanlage von Markus klang deutsche und englische Punkmusik der 70er und 80er.¹⁶ So kam Jörg mit den Gedanken der linken Szene in Berührung, hörte vom Polizeistaat und der Aggression, die vom Staat ausging. Wegen der RAF wurden in Deutschland Gesetze erlassen, die zur besseren Überwachung der Bürger führten. Der Staat besaß eine große Datenbank, mit Informationen über seine Bürger. Daten, die anonym waren und nichts über die Persönlichkeit des jeweiligen Menschen aussagten.

Jörgs Mitbewohner stammten aus einfachen Verhältnissen und lernten Zeichner, Werkzeugmechaniker oder Zimmer-

mann. Die meisten von ihnen sahen recht gefährlich aus: starke und kräftige Männer, die Lederkluft trugen und tätowiert waren. Auch Markus war so ein Kandidat und ging zusammen mit Jörg ins Gymnasium.

Kedi, ein Biker, der sehr ruhig und nachdenklich war, tätowierte. Sein ganzer Körper war übersät mit Tattoos, weil er an sich selbst seine Ideen ausprobierte. Kedi war früher ein Raufbold und sehr tief in der Bikerszene gewesen, doch bei einem Vorfall, über den er nie sprach, hatte er diese Szene verlassen und war sehr ruhig geworden.

Jörg beschäftigte sich mit vielen Wissenschaften und entdeckte dabei die Faszination von Dreiecken. So wünschte er sich eines Tages – es waren gerade keine Drogen im Haus und den jungen Leuten war langweilig –, dass Kedi ihm eine Tätowierung machen sollte. Es sollte ein Dreieck werden – schlicht und einfach, nur ein Dreieck.

Kedi stimmte zu und fing an, auf dem rechten Oberarm von Jörg zu stechen. Eine Nadel, deren Spitze mit einer Nagelfeile angeraut wurde – um die Nadel ein Faden gewickelt. Danach wurde diese Konstruktion in ein Tintenfass getaucht. Stich für Stich entstand das gewünschte Dreieck.

Als es fertig war – es dauerte nicht all zu lange – meinte Kedi, dass das blöd aussehen würde. Er meinte, dass noch ein Auge in das Dreieck passen könnte und malte es mit einem Filzstift in das Dreieck.

Aus purer Langeweile stimmte Jörg zu und erhielt dieses Auge im Dreieck – das Zeichen der Dreifaltigkeit Gottes, das Zeichen der Illuminaten und das Zeichen auf dem Ein-Dollar-Schein. Davon wusste Jörg noch nichts, aber sollte später aufgeklärt werden.

Nach den Herbstferien, in denen Jörg in Irland war, nahmen seine Schulbesuche immer mehr ab – er verschlief oft und entschied sich dann, im Wohnheim zu bleiben. Jörg schrieb sich dank der Volljährigkeit seine Entschuldigungen selbst. War er dann endlich wirklich wach, las er seine Bücher über Einstein, Plank oder Heisenberg.

Die meisten seiner Bekannten und Freunde hatten Blockunterricht. Das hieß, dass sie nur für ein bis zwei Monate im Wohnheim waren. Es gab also Zeiten, in denen das große Haus relativ leer war.

Außerdem wechselten die Bewohner und es kam immer wieder eine neue Generation, die im Vergleich zum alten Kern der Gruppe jünger war. Sie passten nicht mehr so sehr zu Markus und Jörg, sie hatten andere Vorstellungen und vor allem eins im Sinn: Drogen, um der Welt zu entfliehen – die Diskussionen nahmen ab.

Ende 1991 bestellte die Rektorin des Gymnasiums Jörg zu sich. Sie meinte, entweder er käme regelmäßig zum Unterricht oder er müsse die Schule verlassen.

Die Freunde aus Laupheim waren immer noch da und auch dort war er noch »zu Hause«. Peter wollte die Schule verlassen und Jörg fragte die Rektorin bei dem Gespräch, ob er im nächsten Jahr wiederkommen könne. Er erklärte ihr ein wenig die Situation in seiner Familie und die Auszeit wurde bewilligt.

Anfang 1992 hatte er den Plan, Urlaub in der Dominikanischen Republik zu machen. Allein wollte er nicht fliegen, Peter hatte aber kein Geld dafür. Jörg erinnerte sich an die große Hilfe, die er von Peter im vergangenen Sommer erfahren hatte und so lud er ihn ein. Jörg erhielt mit seiner Volljährigkeit recht viel Geld. Sein Vater hatte jedem seiner

drei Kinder Geld in Aktienfonds angelegt und es ging am 18. Geburtstag in den Besitz der Kinder über. So konnte sich Jörg das Wohnheim, die Reise nach Irland und in die Dominikanische Republik leisten. Für ihn war Geld Mittel zum Zweck.

Jörg hatte immer noch einen geschorenen Kopf und grüne Haare – er war ein Punk.

Als sie in der Dominikanischen Republik ankamen, nahmen sie sich ein Zimmer und waren die erste Woche fast ausschließlich betrunken – Bier und Rum.

Peter traf auf der Straße auf zwei Deutsche und diese luden sie zu einer Party ein.

Sie fand in einem Privathaus, etwas abgelegen von Porto Plato statt und der Gastgeber war eine recht eigenartige Person. Bei dieser Party waren Gäste aus der ganzen Welt, aber keine Einheimischen.

Der Hausbesitzer lud Peter und Jörg am nächsten Tag wieder zu sich ein. Er unterbreitete ihnen das Angebot, dass die zwei bei ihm wohnen könnten. Er hätte eine kleine Hütte, die abgelegen von dem Haus stehe.

Peter war etwas skeptisch, doch Jörg interessierte sich für diese Person. Sie stellte sich mit dem Namen ›Ashton‹ vor und die beiden nannten ihn auch nur so – auch alle anderen nannten ihn Ashton und dennoch zeigte er Peter und Jörg einmal eine Sammlung von Pässen. Alle trugen unterschiedliche Namen aus unterschiedlichen Ländern, aber immer das gleiche Bild.

Jörg überredete Peter, dass sie doch zu Ashton gehen könnten, um dort zu leben. Zum einen sei es etwas günstiger und zum anderen war der Strand gleich vor der Tür. Peter willigte ein.

Cuba Libre war ihr Getränk – eine Mischung aus Cola und Rum mit Limonensaft. Limonen wuchsen um sie herum und man konnte sie frisch vom Baum pflücken.

Dennoch sofften sie nicht mehr, vielmehr tranken sie sich einen Pegel an und dieser wurde gehalten. Und während sie dies taten, sprachen sie über die Welt.

Ashton musste ungefähr 45, vielleicht 50 Jahre alt sein. Seinen eigenen Angaben zufolge stammte er aus Afrika und wurde nach einem Militärputsch als Kriegsverbrecher auf der ganzen Welt gesucht. Deshalb die vielen Ausweise und der falsche Name.

Er hatte angefangen, sich von reichen Frauen durchfüttern zu lassen. Das Grundstück und das Haus gehörten einer Dame aus Paris – sie käme allerdings erst in einem Monat zurück.

Jörg verstand sich mit Ashton sehr gut, im Gegensatz zu Peter. Aber diese Reise veränderte auch die Beziehung zwischen Jörg und Peter. Jörg sah, dass Peter eigentlich nicht seine Ideale vertrat und im Prinzip so war, wie die meisten Deutschen im Urlaub. Ashton dagegen faszinierte Jörg.

Sie saßen sehr häufig bis tief in die Nacht zusammen auf dem Balkon, tranken ihre Cuba Libre und erzählten sich Geschichten. Ashton gab an, die ganze Welt bereist zu haben und er sprach zehn Sprachen. Sie unterhielten sich allerdings in Englisch, obwohl Ashton auch Deutsch verstand.

Jörg erzählte, dass er einmal ein Buch schreiben wolle und mit der Welt unzufrieden sei. Ashton meinte, dass Jörg dazu allerdings gediegen aussehen müsse und Kontakte zu den höheren Kreisen suchen solle. Er selbst hätte Bekannte bis in den UN-Sicherheitsrat. Ferner meinte er, dass man einfach die Weltbühne betreten müsse, um in dem großen

Theater mitzuspielen. Die Rolle würde einem von allein zugeteilt.

Gegen Ende des Monats kam Ashton auf Jörg zu und meinte, dass sich Jörg unbedingt die Haare schneiden müsse. Jörg hatte noch immer die Punkfrisur und grüne Haare.

Als ihn Jörg fragte, weshalb er das tun solle, erklärte ihm Ashton, dass die ansässige Polizei ein Auge auf Jörg geworfen hatte. Das hätte ihm der Polizeichef von Porto Plato erzählt.

In armen Ländern sei es relativ normal, dass solche Leute wie Jörg verhaftet und eingesperrt würden. Ihnen werde Rauschgift zugesteckt, was die Sache legalisierte. Die Eltern der Inhaftierten würden Geld aufbringen, um ihre Schützlinge wieder aus dem Gefängnis zu holen. Wie sollte sich Jörg auch so eine Reise leisten können, wenn nicht reiche Eltern hinter ihm stünden?

Jörg rasierte sich die Haare und sah nun gepflegt aus – er wurde zu einer anderen Person. Selbst den Namen änderten sie und nannten ihn Michael. Nur Ashton und Peter wussten, dass sich dahinter die ehemalige Person Jörg befand. Sie glaubten, dass die Polizei Jörgs Namen kannte.

Ashton zeigte den beiden die ganze Insel und sie hatten eine schöne Zeit. Nach einem Monat traten Peter und Jörg die Rückreise nach Deutschland an und kamen braun gebrannt zurück.

Während dieser gesamten Zeit lebte sein Bruder mit seiner Mutter im zweiten Stock des Hauses in Gutenzell. Der Vater blieb im ersten Stock, wurde aber ignoriert. Es fand kein Gespräch mit ihm statt und er war ganz auf sich gestellt.

Die Familie hatte keine Freunde. Der Vater war Einzelkind und als seine Mutter starb, gab es für ihn keine

Verwandten. Die Mutter war eins von elf Kindern, doch aufgrund von Schwierigkeiten im Elternhaus, hatte sie den Kontakt mit ihrer Familie abgebrochen.

1992 kaufte Jörgs Mutter in Biberach eine Wohnung in einem Hochhaus. Es lag an der Riss, dem Fluss, der durch Biberach fließt. Jörg hatte ihr für diese Wohnung einen Teil seines Geldes gegeben, bevor er in die Dominikanische Republik ging.

Seine Mutter war nervlich am Ende. Sie begab sich in eine Therapie und nur sein Bruder bewohnte in der ersten Zeit die Wohnung in Biberach. Als dann Jörg aus der Dominikanischen Republik zurückkam, zog er übergangsweise auch in diese Wohnung.

Es gab kaum Möbel und so war sehr viel Platz. Jörg lud seine Bekannten aus Biberach ein und sie feierten in der ersten Zeit Parties, wie er sie vom Wohnheim her kannte – mit vielen Drogen, Gesprächen und Musik.

Nach ein paar Wochen, im Frühling 1992, kehrte seine Mutter zurück. Sie arbeitete wieder im Altersheim als Altenpflegerin. Jörg hörte sich ihre Geschichte an und versuchte ihr so gut wie möglich zu helfen. Er war ihr Freund, ihr Therapeut und mit 18 Jahren das Familienoberhaupt. Für seinen Bruder war er das große Vorbild und sein Bruder stand in jener Zeit in seinem Schatten.

Jörg hatte eigentlich nicht vor, in der Wohnung zu bleiben. Er respektierte immer noch seinen Vater und wollte weder zu ihm, noch zur Mutter. Dennoch ignorierte er den Vater und mied den Kontakt. Zu groß war der Schmerz, den er durch die Erzählungen seiner Mutter gegenüber seinem Vater empfand.

In Heudorf bei Riedlingen, etwa 20 Kilometer westlich von Biberach, gab es ein kleines Häuschen, das von Freaks

aus Biberach bewohnt wurde. Dort wollte er in die Wohn-gemeinschaft einziehen und auch leben.

Jörg beteiligte sich an den Mietkosten und bekam ein Zimmer in der WG. Allerdings wohnte dort nur Stiefel. Die dritte Person hatte viel in Biberach zu tun und war fast nie da. Doch niemand mochte diesen Stiefel – einen Punk, der sich von allen möglichen Leuten Geld lieh und nie zurückzahlen konnte. Er wartete auf den Tod seines Vaters, der eine reiche Persönlichkeit bei Garmisch-Partenkirchen war. Jedenfalls behauptete das Stiefel.

Doch die Beliebtheit von Jörg half dem kleinen Häuschen zu Besuchen aus dem Wohnheim. Es gab auch dort wieder Parties und Gespräche, wie Jörg sie kannte.

Stiefel hatte eine Freundin, Lilli. Sie war ein Jahr jünger als Jörg und faszinierte ihn. Jörg fand sie ausgesprochen hübsch, intelligent und trotzdem kannte er sie kaum.

Weil das Leben in dem kleinen Häuschen auf Dauer aber eher langweilig war und es so abgelegen von Biberach lag, hielt sich Jörg doch mehr in Biberach auf. Die Parties in der Wohnung seiner Mutter gingen weiter und seine Mutter tolerierte den Drogenkonsum, obwohl sie selbst nie Drogen genommen hatte. Sie war Teil der Gemeinschaft, wurde bei Gesprächen hinzugezogen und Jörg verstand es sehr gut, diese Gesprächsrunden zu koordinieren. Er wurde respektiert und als ehrenhafter Gastgeber behandelt.

Es kam der Sommer und die Leute verzogen sich nach draußen in die Natur. Im Sommer reiste Jörg für ein paar Wochen nach Kempten zu Markus.

Dort lernte er noch mehr Punks kennen, die im Hofgarten herumlungerten. Aber die Szene in Kempten war härter als in Biberach – die Leute schienen aggressiver zu sein und als

einmal Jörgs Bruder nach Kempten zu Besuch kam, vergällte ein Ereignis seinem Bruder die Lust auf Kempten. Sie tranken im Hofgarten Bier, lachten und feierten das freie Leben. Gegen Abend verzog man sich in eine Wohnung, die nicht weit vom Hofgarten entfernt lag. Dort wurde dann Haschisch geraucht und eine Person drehte durch.

Die Person schnappte ein Messer, mit dem das Haschisch klein geschnitten wurde – die Klinge war etwa 25 Zentimeter lang –, packte Markus von hinten, der in einem Sessel saß und hielt ihm die Klinge an die Kehle.

Totenstille im Raum.

Jörg saß den beiden mit seinem Bruder gegenüber. Es waren noch vier oder fünf weitere Leute anwesend.

Im Prinzip gab es keinen Anlass für diese Aktion – der Typ vertrug die Mischung von Alkohol und Haschisch nicht; es konnte passieren, dass er ausrastete. Eben wie zu jenem Zeitpunkt.

Ein Freund von diesem Typen redete auf ihn ein und es gelang ihm, den Punk nach etwa 30 Minuten zu beruhigen und ihm das Messer abzunehmen. Allerdings war die Stimmung am Boden.

Das war für Jörgs Bruder zu viel und am nächsten Tag reiste er wieder ab. Jörg blieb noch ein paar weitere Tage und kam gegen Ende des Sommers nach Biberach zurück.

Zu seinem 19. Geburtstag bekam Jörg von den Leuten aus Kempten seinen ersten Trip geschenkt – LSD. Man nannte die Erfahrungen, die mit LSD gemacht wurden, Trip – eine Reise in eine andere Welt.

LSD zählt zu den psychedelischen Drogen. Albert Hoffmann – der Entdecker von LSD – klassifizierte diese Art von Drogen. Er war der erste Mensch, der LSD nahm.

Es gibt einen Pilz, der auf Getreide wächst – genannt

Mutterkorn. In der organischen Chemie existieren so genannte Alkaloide und Ergotamin, das zu dieser Familie gehört, ist im Mutterkorn enthalten.

Es ist eigentlich ein giftiger Pilz und im Mittelalter gab es Zeiten, in denen die Menschen nicht in der Lage waren, diesen Pilz vom Getreide zu trennen. Er gelangte ins Mehl und es starben einige Menschen, als sie so vergiftetes Brot aßen. Aber Kräuterfrauen, die als Hexen verfolgt wurden, nutzen diesen Pilz, um schwangeren Frauen bei der Geburt zu helfen. Deshalb heißt der Pilz auf Deutsch Mutterkorn. Um 1938 versuchte Hoffmann andere chemische Verbindungen auf Basis der enthaltenen Alkaloide zu finden, die im Mutterkorn enthalten sind. Er spaltete die Ergotamine in einige Verbindungen und fand darunter die ›Lyserg-Säure‹ – Rohstoff zur LSD-Gewinnung. LSD bedeutet ›Lyserg-Säure-Diethylamid‹.

Als er 1943 die Reinform von LSD hatte, machte er einen Selbstversuch.

Erst passierte nichts, aber als er auf seinem Fahrrad nach Hause fuhr, wurde er in eine andere Welt eingeführt. Er sah alles bunter und alle Eindrücke waren verstärkt. Das ist die Bedeutung von ›psychedelisch‹.

Zuerst wurde LSD in der Psychiatrie benutzt. Man versuchte es an psychotischen Personen, weil man die Krankheit zum Ausbruch kommen lassen wollte. Aber als man merkte, dass noch etwas anderes mit den Personen geschah, ließ man die Idee fallen und LSD landete auf der Liste der illegalen Drogen.

Hoffman schrieb darüber ein Buch: ›*LSD – Mein Sorgenkind*‹.¹⁷

Es gibt noch weitere Drogen, die ähnliche psychedelische Wirkungen zeigen – zum Beispiel ›Magic Mushrooms‹

(man findet sie auf Wiesen in Deutschland und England), Haschisch, Peyote (Mexikanischer Kaktus) und einige Nachtschattengewächse. Alle Drogen enthalten Alkaloide, komplexe organische Verbindungen.

LSD war etwas sehr Seltenes in Kempten und Biberach, so dass es ein besonderes Geschenk war. Der Trip stammte aus Österreich und es gab nur zwei Stück davon. Und so begaben sich ein Bekannter und Jörg auf eine Reise:

Eine Pflanze, die vor Jörg blühte, begann ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Das Grün war nicht nur ein Grün, es war Musik und er konnte alle Farben hören – ein großartiges Konzert aus verschiedenen Tönen entstand, wenn er sich umschaute.

Als es stärker wurde, wusste er nicht mehr, ob der Raum er war oder er der Raum – mit allem eins – er sah sich überall. Ein rosa Elefant flog durch die Luft, kleine Käfer krabbelten auf ihm herum und er konnte sich dabei selbst nicht mehr fühlen.

Bäume begannen, ihm Geheimnisse über das Leben zu verraten. Das Plätschern des Flusses verwandelte sich in musikalische Kompositionen, die Farben waren. Steine wurden zu Tierchen und liefen weg, Gras erhob sich und flog wie Vögel davon. Alles war wie Wellen im Ozean und die ganze Welt schien zu fließen.

Als er die Augen schloss, flog Jörg durch das Universum. Er passierte den Mond und viele andere Planeten. Er war weit von der Welt entfernt und sah den blauen Planeten als kleinen Punkt. Es war für ihn ein schönes Gefühl zu fliegen – wie im Meer, schwerelos zu tauchen.

Nach sechs bis sieben Stunden ließ die Wirkung nach. Er fühlte sich glücklich und wollte nach diesen Erlebnissen die ganze Welt umarmen. Alles war eins – das Universum, die

Welt, die Vergangenheit, die Zukunft und die Gegenwart. Ein paar Tage später verschwand dieses Gefühl mehr und mehr, dennoch konnte er die Erlebnisse nicht vergessen. Und gerade aus dem Grund verstand er, wieso man LSD auch Tickets nannte – es war wie eine Reise in eine andere Welt.

LSD war in den späten 60er Jahren die Droge der ›Flower-power-Zeit‹. Die große Liebe war propagiert, während in Vietnam US-Soldaten gegen den Kommunismus kämpften.

Das Ende der Sommerferien nahte und Jörg hatte sich für das nächste Schuljahr wieder am Ernährungswissenschaftlichen Gymnasium eingeschrieben. Er wollte das zwölfte Schuljahr wiederholen. So kam es, dass er doch zu seiner Mutter zog, statt in Heudorf zu bleiben.

Er traf wieder mit Lilli zusammen und er begann sie bei ihren Eltern zu besuchen. Dort hatte sie ein kleines Zimmer und die beiden verstanden sich sehr gut. Jörg konnte gut zuhören und so erfuhr er, dass sich Lilli bei ihren Eltern nicht wohl fühlte. Sie hatte auch an beiden Armen Schnittwunden von einem Selbstmordversuch, bei dem sie sich die Pulsadern aufschneiden wollte. Das kam daher, dass sie sich von Gott berufen fühlte, zu ihm zu kommen.

Aber auch Jörg öffnete sich und fing an, ihr seine Geschichte zu erzählen. Lilli war nur am Rande in dieser Drogenwelt; Jörg steckte viel tiefer darin. Eigentlich mochte er die ganze Drogenwelt nicht, vielmehr suchte er Stabilität, die ihm ermöglichte, diese Drogenwelt zu verlassen. Er verliebte sich in Lilli.

Lilli hatte sich im Sommer von Stiefel getrennt. Sie wollte seine Lügengeschichten nicht mehr hören und dass er bei allen möglichen Leuten Schulden hatte. Er versprach

immer wieder, das Geld zurück zu zahlen, eine Arbeit zu suchen und doch bekam er es nicht auf die Reihe.

Jörg hatte noch einen weiteren Freund, der aus Biberach kam, aber doch eher im Jugendhaus in Laupheim war. Er hieß Thomas und ging mit Peter in die Klasse.

Thomas kannte auch Lilli und die beiden begannen eine Beziehung, die allerdings nicht lange hielt – zum Jahreswechsel 92/93 trennten sie sich wieder. Jörg pflegte trotz der seelischen Plagen die Freundschaft zu beiden. Aber er floh tiefer in die Drogenwelt und versuchte sich an seinen Freunden zu halten.

Im Herbst 92 ergab es sich, dass eine vierköpfige Hippie-Familie in die Wohnung von Jörgs Mutter einzog. Eigentlich waren sie die ursprünglichen Mieter des kleinen Häuschens in Heudorf, aber sie wollten nach Spanien auswandern. Mike, der Mann von Sigi, war vor ein paar Jahren wegen Drogenbesitz ins Ulmer Gefängnis gekommen. Eines Tages kehrte er von seinem Freigang nicht mehr zurück und tauchte in Spanien unter.

Sie hatten vor, einen Wohnwagen zu besorgen, mit dem sie zurück nach Spanien wollten. Außerdem hatte Sigi ein paar Sachen in Deutschland zu erledigen. Sie hatte zwei Kinder: Hanna war sechs Jahre alt und sollte im nächsten Jahr in Spanien zur Schule; Lena war knapp über ein Jahr alt.

Die Wohnung in Biberach wurde zur Bleibe für viele Leute. Es war jedem erlaubt, dort zu übernachten und zeitweise schliefen zehn Leute in der Vier-Zimmer-Wohnung. Neben dem Telefon stand eine kleine Kasse, in die jeder etwas Geld werfen konnte, um sich an den Unkosten zu beteiligen.

Das Leben in der Wohnung war wie in einer großen Familie mit Freunden und Bekannten. Es wurde viel gelacht, man tauschte sich aus und erzählte von seinen Erlebnissen und Erfahrungen. Langeweile gab es nicht.

Aber wieder störte diese Lebensweise den Schulbesuch von Jörg. Zum einen musste er fast zwei Kilometer in die Schule laufen, zum anderen war ihm das Leben in der WG lieber und wichtiger. Er lernte dort die alltäglichen Dinge und nicht das abstrakte Gerüst, wie es in der Schule gelehrt wurde. Zudem wiederholte er die 12. Klasse und kannte den Unterrichtsstoff schon.

Neben all diesem Trubel besuchte er aber Lilli, die sich inzwischen von ihren Eltern löste und nicht weit von Jörg eine Wohnung übernommen hatte. Ein guter Freund überließ ihr sein Appartement, weil er für längere Zeit im Ausland studierte.

Jörg kochte mit ihr und sie saßen bis tief in die Nacht bei einer Flasche Wein zusammen. Sie diskutierten, sprachen über die Welt und was sie bewegte. Jörgs Gefühle waren sehr stark und dennoch wusste er, dass Lilli unerreichbar für ihn war – schließlich gab es Thomas.

Nach dem Jahreswechsel hatten Sigi und Mike einen Wohnwagen organisiert und verließen die Wohnung von Jörgs Mutter. Es kehrte wieder Ruhe ein, die sich Jörgs Mutter auch gewünscht hatte. Ihr war es zu viel geworden, nie wirklich für sich sein zu können.

Für Jörg war es zu ruhig. Die Besuche der Freunde wurden seltener und eigentlich hätte er sich auf die Schule konzentrieren müssen. Dort hatte er allerdings wieder ein Gespräch mit der Rektorin, die abermals die Drohung aussprach, entweder regelmäßig am Unterricht teilzunehmen oder von der Schule zu gehen.

Hier kam ihm Otto gelegen. Otto war ein Bekannter aus dem Wohnheim und gerade dabei, seine Lehre abzubrechen. Er kam aus der Gegend bei Sigmaringen und war nicht sehr oft in Biberach. Seine Eltern hatten vor nicht all zu langer Zeit ein Hotel gekauft und sich dabei übernommen. Sie brauchten Geld.

Auch bei Jörg sah es mit den Finanzen nicht mehr so rosig aus. Zwar musste er keine Miete zahlen und auch das Essen bekam er von seiner Mutter, aber die Drogen verschlangen einiges.

Zum Jahreswechsel 92/93 fielen die Grenzkontrollen innerhalb der Europäischen Union, was es möglich machte, leichter illegale Drogen aus Holland nach Deutschland zu schmuggeln.

Die beiden hatten den Plan, mit etwa fünftausend Mark nach Holland zu fahren, um dort Drogen einzukaufen, diese nach Deutschland zu schmuggeln und dort für zehntausend Mark wieder zu verkaufen. Wenn sie das zwei Mal machten, würden sie genug Geld haben, um ihre Probleme zu lösen.

Jörg hatte die Idee, die Schule wieder zu verlassen. Er wollte nach Mexiko und sich von dort aus nach Feuerland durchschlagen. Zehn Jahre weg aus Deutschland, weg von den Drogen, weg von Lilli und weg von allem. Dafür veranschlagte er die Summe von zirka zehntausend Mark.

Otto hatte einen Führerschein, aber kein Auto. Doch Jörg bat Thomas, ihm sein Auto für diese Idee zu leihen und Thomas willigte ein.

So fuhren die beiden eines Morgens los. Bis nach Amsterdam waren es tausend Kilometer und Otto fuhr die Strecke an einem Tag durch. Sie machten ab und zu Rast, um zu tanken und zu essen.

In Amsterdam angekommen, fuhr Otto auf ein anderes Auto auf. Der Scheinwerfer von Thomas' Auto ging dabei zu Bruch, weiter war nicht viel passiert – Otto regelte die Angelegenheit mit der Dame, auf die er wegen Übermüdung aufgefahren war.

Endlich auf einem Parkplatz, stellten sie das Auto ab und gingen in die Nacht hinaus. Es war gegen 22 Uhr und sie wollten sich die Füße vertreten. Jörg hatte dabei eine Bomberjacke an, wie sie unter Punks üblich war und trug das Geld in einer aufgenähten Tasche an seinem rechten Oberarm – über dem tätowierten Auge.

In einer stillen Seitengasse kamen dann zwei Ausländer auf die beiden zu und hielten ihnen eine Pistole an den Kopf.

»Geld her«, meinte der eine in schlechtem Englisch.

»Wir haben kein Geld«, sagte Jörg, »und was soll das mit der Pistole? Wenn ihr jetzt auf uns schießt, bekommt ihr große Probleme und bei uns werdet ihr kein Geld finden.« Das half! Die beiden ließen von Otto und Jörg ab und rannten davon. Glück.

Am nächsten Tag suchten Otto und Jörg einen Coffee-Shop auf, um ihren Einkauf zu tätigen. Sie mussten lange suchen, um etwa ein Kilo Haschisch kaufen zu können. In Holland wurden Drogen toleriert, aber sie waren nicht legal. Die Weltgesundheitsorganisation verbot weltweit Drogen und somit waren Drogen bestenfalls liberalisiert – so wie in Holland.¹⁸

Die beiden fanden einen Coffee-Shop und ihnen wurde eine kleine Probe des Haschisch gegeben. Sie willigten ein und wollten ein Kilogramm. Jörg übergab das Geld, bekam das gewünschte Kilo und dann meinte auf einmal jemand, dass Polizei kommen würde. Somit verschwanden Otto und Jörg schnell aus dem Laden und suchten Thomas' Auto.

Amsterdam hatte mit seinen Grachten die Eigenschaft, dass es fast überall gleich aussah – man konnte sehr leicht die Orientierung verlieren. Und so geschah es mit den beiden. Stundenlang irrten sie mit einem Kilo Haschisch durch die Straßen und suchten einen Anhaltspunkt, wo ihr Auto stehen könnte.

Dabei begegneten sie Leuten, die ihnen LSD anboten. Jörg, der Erfahrung mit LSD hatte, wollte zehn Trips kaufen. Die Leute nahmen sie in eine Gegend mit, die von Wohnwagen besiedelt war.

Um dieses Gelände standen abgesägte Büsche. Die Dealer erzählten, dass dies das Werk der Polizei gewesen sei, um das Gelände besser überwachen zu können.

Jörg erhielt die Tickets, aber der Dealer meinte, dass er sehr vorsichtig damit umgehen solle. Es sei eine sehr starke Dosis.

Die beiden verließen das Gelände und fanden nach einer Weile das Auto wieder. Sie fuhren aus der Stadt und übernachteten am IJsselmeer. Für sich hatten die beiden noch extra Haschisch in einem anderen Coffee-Shop gekauft und rauchten das auf die Nacht.

Am nächsten Morgen traten sie die Rückfahrt an – im Gepäck ein Kilo Haschisch und zehn LSD-Tickets.

An der deutsch-holländischen Grenze bei Venlo gab es keine Kontrolle, dennoch bekam Otto Panik, als sie wieder auf deutschem Gebiet waren. Zudem war ihr Auto durch den beschädigten Scheinwerfer sehr auffällig.

Otto fühlte sich von einem Mercedes verfolgt und deshalb verließ er die Autobahn – der Mercedes folgte. Otto fuhr wieder auf die Autobahn, diesmal in Richtung Venlo, und der Mercedes war weg. Allerdings überquerten sie noch einmal die Grenze nach Holland.

Jörg versuchte Otto zu beruhigen und beim zweiten Versuch, die Grenze zu passieren, stand dort Polizei. Dennoch wurden sie nicht angehalten und konnten bis nach Biberach durchfahren.

Dort angekommen, stellten sie fest, dass das Kilo Haschisch keine Wirkung zeigte und dazu noch beim Rauchen fürchterlich stank.

Sie hatten Schrott gekauft, den sie dennoch teilten – schließlich hatte jeder der beiden Geld dafür gezahlt.

Thomas war nicht sehr erfreut über sein Auto, doch brachte er es in die Werkstatt und Jörg bezahlte die Rechnung.

Otto fuhr noch am gleichen Tag mit dem Zug zu sich nach Hause, aber schon fünf Tage später tauchte er spät abends ganz aufgeregt bei Jörg auf. Seine Haare waren angekohlt und er roch fürchterlich nach Brand.

»Das Hotel...«, stammelte Otto, »das Hotel ist abgebrannt. Meine Eltern haben mich beauftragt, es mit Benzin anzuzünden. Im dritten Stock hab ich Benzin ausgeschüttet und Feuer gelegt. Mann, eine solche Feuerwand habe ich noch nie gesehen! Jetzt kann die Versicherung zahlen und wir sind aus dem Schneider.«

Allerdings kam die Versicherung dahinter, dass es kein Unfall war, sondern Brandstiftung – das war etwa sechs Wochen später.

Otto konnte und wollte nicht mehr. Jörg ging es sehr ähnlich, es kam einfach alles zusammen. Die beiden entschlossen, sich umzubringen.

Jörgs Mutter hatte in der Trennungszeit sehr viele Psychopharmaka bekommen. Diese hatte Jörg irgendwann in Beschlag genommen und sie damit vor der Abhängigkeit bewahrt.

Und jetzt holte Jörg diese Packungen hervor, knipste die Tabletten auf den Tisch aus, leerte die Döschen dazu und mischte die bunten Pillen. Er halbierte den kleinen Haufen und schob Otto eine Hälfte zu. Die andere Hälfte behielt er für sich.

Die beiden begannen ihre Häufchen zu schlucken – Pille um Pille. Nebenher tranken sie Bier dazu, was in den Packungsbeschreibungen nicht empfohlen wurde.

Als sie damit fertig waren, packte Otto dann doch die Angst vor dem Tod. Er rannte auf die Toilette und steckte sich den Finger in den Hals, worauf er eine bunte Ladung erbrach. Danach verließ er ohne Ton die Wohnung und fuhr mit seinem geliehenen Auto Richtung Sigmaringen.

Jörg hatte keine Angst vor dem Sterben – ihm war es egal, ob er lebte oder starb. Drei Tage später wachte er dann wieder in seinem Zimmer auf und erinnerte sich an nichts.

Niemand hatte etwas mitbekommen – seine Mutter war für ein paar Tage bei einer Bekannten und sein Bruder war ebenfalls nicht zu Hause.

Otto rief ein paar Tage später an. Er hatte die Fahrt heil überstanden, aber doch einige Auswirkungen der Medikamente erlebt. So traute er sich nicht, schneller als 30 zu fahren und brauchte für die Heimfahrt gut vier Stunden. Es war spät nachts und deshalb fiel es nicht auf.

Dennoch bekam er wegen des Hotelbrands Besuch von der Polizei. Allerdings konnte man ihm nie nachweisen, dass er das Feuer gelegt hatte.

Nach diesem gescheiterten Selbstmordversuch nahm Jörg von dem LSD, vor dem der Dealer in Amsterdam gewarnt hatte. Eine ganze Woche lang stand Jörg unter dieser Droge: kam er wieder auf die Erde zurück, nahm er den nächsten Trip. Solange, bis der kleine Vorrat aufgebraucht war.

Inzwischen war es März geworden. Lilli hatte ihre Wohnung gewechselt und ging wieder eine Beziehung mit Stiefel ein. Sie bewohnten eine Zwei-Zimmer-Wohnung in der Innenstadt. Jörg hatte zum zweiten Mal die Schule verlassen und war inzwischen pleite – sein einziger Besitz beschränkte sich auf ein halbes Kilogramm Haschisch, das man nicht zu Geld machen konnte. Er wohnte mit seinem Bruder bei seiner Mutter und fiel in eine Lethargie. Die Freunde mieden ihn inzwischen, weil man mit ihm nichts anfangen konnte.

Eines Tages las er in der Zeitung eine Stellenanzeige im IT-Bereich. Jörg erinnerte sich an seine Schulzeit und sein damaliges Interesse an Computern. Er bewarb sich auf diese Stelle – ein Lichtblick und er fasste neuen Mut.

Er wurde zu einem Eignungstest eingeladen.

Bei diesem zweistündigen Test musste er verschiedene abstrakte Aufgaben lösen. Ein Psychologe war extra für dieses Verfahren von der Firma engagiert worden.

Der Test wurde noch am selben Tag ausgewertet und der Psychologe kam auf Jörg zu. Er wollte mit ihm ein Gespräch unter vier Augen führen.

Jörg wunderte sich darüber und freute sich schon, dass er wahrscheinlich die Stelle bekommen würde. Aber der Psychologe wollte wegen etwas anderem mit ihm reden und begann: »Haben Sie eine Vorstellung, was bei diesem Test herausgekommen ist?«

Natürlich hatte Jörg keine Vorstellung davon.

»Das war ein Intelligenztest, der durch die Machart auf der ganzen Welt angewandt werden kann – sei es bei den Eskimos, sei es bei einem Afrikaner oder einem Japaner. Dazu gibt es eine Statistik und ich habe in meiner Lauf-

bahn noch nie solche Ergebnisse gesehen. Nur 0,1 Prozent der Weltbevölkerung kommen auf ein solches Resultat, wie Sie es abgegeben haben.«

Jörg wurde warm ums Herz, damit hatte er wirklich nicht gerechnet – er war also hochintelligent und die Aussicht auf die Arbeitsstelle schien ihm damit sehr gut.

»Leider können wir Sie nicht einstellen, denn aus dem Ergebnis geht hervor, dass Sie alles hinterfragen würden. Sie können nicht einfach eine Aufgabe annehmen und diese erfüllen; für Sie muss es logisch sein und Sie wollen einen Sinn dahinter sehen.«

Ein Schock für Jörg – hochintelligent also, aber zu intelligent, um arbeiten zu dürfen.

»Aber genau aus dem Grund wollte ich mit Ihnen sprechen. Schließlich möchte ich Ihnen trotzdem helfen, damit Sie dieses enorme Potential nutzen können. Sie sollten studieren...«

Jörg schaltete ab. Studieren, ja ... dazu brauchte man Abitur und vor ein paar Wochen hatte er zum zweiten Mal das Gymnasium abgebrochen, was ihm auf dem normalen Schulweg die Möglichkeit verbaute, diesen Abschluss zu machen.

Er erinnerte sich auch an seine Realschulzeit und welche Probleme er dort hatte. Ihm fiel es sehr leicht, dem Stoff zu folgen – eigentlich musste er damals nichts tun. Aus diesem Grund war ihm langweilig und ihm fiel stattdessen Blödsinn ein. Jetzt, durch diesen Test und das Gespräch mit dem Psychologen, erhielt er die Antwort, wieso das so war.

»Ich habe einen Freund bei der Schulberatung in Biberach – Herr Clemens. Hier ist seine Telefonnummer und Adresse. Melden Sie sich einfach bei ihm, ich werde Herrn Clemens von Ihnen erzählen.«

Jörg meldete sich zwei Tage später bei Herrn Clemens und vereinbarte für die darauf folgende Woche einen Gesprächstermin mit ihm. Dennoch hatte Jörg Zweifel, dass er wirklich durch ihn weiterkommen könnte.

Herr Clemens war ein großer Mann, Mitte 50 und empfing Jörg in seinem Büro. Er sagte, dass ihm sein Bekannter von Jörg berichtet hatte und stellte weiter fest: »Sie müssen wissen, dass solche Tests nicht unbedingt viel aussagen. Was heißt es schon, einen hohen IQ zu haben, wenn Sie damit nichts anfangen?«

Jörg erklärte sein Problem mit dem Abitur und Herr Clemens meinte, dass es auch noch andere Möglichkeiten gebe, dieses Papier zu erhalten. Eine Möglichkeit war, via Eigenstudium sich den gesamten Stoff selbst anzueignen und bei der Oberschulbehörde einen Antrag auf externe Prüfung zu stellen. Eine weitere Möglichkeit war, per Fernstudium das Abitur nachzuholen. Beide Alternativen erforderten allerdings starke Selbstdisziplin.

Damit hatte Jörg allerdings sein Problem. Herr Clemens schien Jörg zu mögen und versuchte ihn zu ermutigen. Dennoch warf er Jörg vor, selbst an dem Dilemma Schuld zu sein. Allerdings dürfe er nicht aufgeben und solle es als Chance sehen.

So verließ Jörg mit einem mulmigen Gefühl die Schulberatung und ging nach Hause.

Dort hatte er sich Bücher über Nostradamus besorgt. Ein Bekannter, der in Hamburg Bibliothekar studierte, hatte ihm von Weissagungen, Prophezeiungen und Nostradamus erzählt. Allerdings warnte er davor, dass solche Literatur auch gefährlich sein könne. Sein Professor hatte ihm empfohlen, sich nicht tiefer mit solchen Themen zu beschäftigen.

Für Jörg war allein die Aussage ›gefährlich und nicht für jedermann geeignet‹ Grund genug, sich genau dafür zu interessieren. So las er die Apokalypse in der Bibel und Nostradamus als Beilage.¹⁹ Außerdem beschäftigte er sich mit den Illuminaten und dabei fand er das Zeichen, das auf seinem rechten Oberarm tätowiert war.

Mit dem LSD vor ein paar Wochen war das eine sehr ungesunde Mischung. Jörg fing an, das Gelesene für Realität zu halten und sah in sich den Retter der Welt, der bei Nostradamus prophezeit wurde. In diesem Zusammenhang stand das Wort ›ioivialis‹, das der Seher in einem seiner Verse verwendet hatte.

Jörg machte sich es sehr einfach und meinte: »Wenn ich diese Person sein soll, dann muss ich auch etwas tun.« Er interpretierte Aussagen aus der Nostradamusausgabe und aus der Apokalypse so, dass er ein Buch mit hochbrisantem Inhalt verfassen müsse und dies würde eine Bombe darstellen. So war für ihn die Idee geboren, eine Bombendrohung auszusprechen.

Seit seiner Jugend verfasste Jörg irgendwelche Schriften; teils persönliche, tagebuchartige Aufzeichnungen, teils Referate zu verschiedenen Themen, teils irgendwelche Theorien und Gedanken zu Philosophie, Staat und Gesellschaft. Das fasste er nun chaotisch zusammen.

Jörg erklärte Lilli sein Vorhaben und dass er plane, eine Bombe zu bauen. Er dachte, dass es doch Aufsehen erregen müsse, wenn jemand die Welt verändern will und dies mit einer Bombe unterstreicht. Doch Lilli war davon nicht überzeugt und meinte, dass man Jörg wohl eher in die Psychiatrie einsperren würde.

Sein Pamphlet mit dem Titel ›Kann denn Schwachsinn Sünde sein‹ deponierte er zum 1. Mai 1993 im Briefkasten vor der Polizeidienststelle auf dem Biberacher Marktplatz und rief von einer Telefonzelle bei der Notrufnummer an. Er sagte, dass Informationen zu einer geplanten Bombe im Briefkasten der Polizei zu finden seien.

Von einer Seitengasse aus beobachtete er den Briefkasten. Es kam ein Fahrzeug, hielt beim Briefkasten, jemand stieg aus, öffnete ihn, holte den Umschlag heraus und fuhr wieder davon – das war alles.

Jörg schickte seine ›Bombe‹ zu allen möglichen Institutionen, zu Zeitungen und selbst zum Papst im Vatikan. Er machte auf eigene Kosten Kopien und war überzeugt davon, dass er damit Erfolg haben würde. Sein Plan war, dass er sich drei Tage danach bei der Polizei stellen würde.

So geschah es auch. Bei der Polizei kam es zu einem Verhör mit einem Kommissar. Er hörte sich Jörgs Geschichte an. Jörg vermied es, Nostradamus in irgendeiner Form zu erwähnen – sollte er die Person sein, würde man von allein darauf stoßen.

Der Kommissar merkte, dass Jörg ein recht kluger Kopf war und schlug ihm vor, dass er doch für die Polizei arbeiten könnte. Doch Jörg erwiderte, dass er leider auf der anderen Seite stehe und deshalb lehnte er ab.

Es wurden Finger- und Handabdrücke genommen, sowie Fotos gemacht.

Bei diesem Verhör erwähnte Jörg dann beiläufig, dass er zu Hause noch zirka 500 Gramm Haschisch hätte. Die zuständigen Beamten der Drogenfandung brachten ihn nach Hause und nahmen dieses Haschisch entgegen. Mehr war nicht passiert.

Jörg wartete ein paar Tage und wurde immer ungeduldiger. Schließlich hatte er doch mit einem ›Bombenerfolg‹ gerechnet, der aber nicht eintraf. Also dachte er, müsse eine wirkliche Bombe zum Zug kommen und kündigte diese auch an.

Die Polizei ließ sich nicht auf Jörg ein, schickte zwei Beamte bei ihm vorbei und sagten ihm, dass sie ihn zu einer Stelle bringen wollten, wo ihm geholfen würde. Sie machten einen Ausflug zur Gesundheitsbehörde und danach fuhren sie zusammen in die Psychiatrie nach Bad Schussenried.

Der Arzt diagnostizierte eine drogeninduzierte Psychose und setzte per Gerichtsbeschluss fest, dass Jörg für sechs Wochen in der Psychiatrie bleiben musste. Ihm wurde das Medikament Haldol²⁰ verabreicht, worauf Jörg sehr starke Schmerzen in den Muskeln bekam und kaum mehr gehen konnte.

Als Mittel gegen diese Nebenwirkungen verschrieb ihm der Arzt Akineton²¹, das auch als Antiparkinsonmittel verabreicht wurde. Allerdings hatte dieses Medikament wiederum den Nebeneffekt, dass es unruhig machte und so bekam Jörg ein weiteres Medikament, das ihn ruhiger machen sollte.

Kaum jemand besuchte Jörg. Das hatte den einfachen Grund, weil Jörg ein Thema angeschnitten hatte, mit dem niemand in Berührung kommen wollte. Zum einen sprach Jörg über Bomben und zum anderen über Drogen bei der Polizei. Man glaubte, dass Jörg überwacht würde und Besuche in einem Protokoll landeten.

Nach insgesamt 6 Wochen durfte Jörg die Psychiatrie verlassen und kam wieder zu seiner Mutter nach Biberach. Jetzt galt er als verrückt und fiel in eine Depression.

Jörg schrieb Lilli fast täglich Briefe. Er bemitleidete sich selbst, suggerierte Lilli, dass sie mitverantwortlich an dem Psychiatricaufenthalt und seiner Drogengeschichte war. In einem Brief machte er Vorwürfe und sprach von großer Liebe, im nächsten Brief entschuldigte er sich und wollte Lilli in Ruhe lassen. Doch das funktionierte nicht lange und er schrieb wieder.

Das nahm ein abruptes Ende, als der neue Freund von Lilli bei Jörg auftauchte und ihm die Meinung sagte. Er solle die Briefe unterlassen, sonst würde er die Polizei verständigen und Jörg würde wieder in der Psychiatrie landen. Lilli hätte eingewilligt, ihn zu heiraten und Jörg solle das junge Glück nicht weiter stören. Sie sei wegen dieser Briefe sehr verzweifelt und wisse weder ein noch aus. Jörg sei ein Psychopath.

Nach diesem Gespräch erhielt Lilli keine Briefe mehr, dafür brach Jörg zusammen. Er schloss sich in der Wohnung ein und traute sich nicht mehr nach draußen. Seine Freunde mieden ihn, denn sie wollten nicht bei schönem Wetter in einer Wohnung sitzen.

3

Aleister Crowley wird oft als Begründer des ›modernen Satanismus‹ eingestuft. Einer seiner zentralen Sätze ist der Sinnspruch »*Tu was du willst, sei das ganze Gesetz.*«²² Dieser Satz impliziert, dass wir eigentlich alles tun können, was wir wollen – die Frage ist nur, ob wir auch alles tun dürfen, was wir können.

Immanuel Kant setzte hierfür den kategorischen Imperativ. Er gilt für alle vernünftigen Wesen und gebietet, Handlungen zu vollbringen, die nicht nur Mittel zu einem Zweck, sondern an sich gut sind. Die Formulierung des kategorischen Imperativs lautet: »*Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die Du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.*«²³ – umgedeutet also »was ich darf, sollst auch du tun dürfen«.

Es wird somit schon schwieriger, alles tun zu dürfen, was man kann. Aber früher oder später werde ich sowieso sterben. Vorher kann ich ihnen noch ein Schnippchen schlagen und dieses Mal erreiche ich mein Publikum! Dieses Mal werden sie mir zuhören! Uran hat etwas sehr Wirkungsvolles und allein bei dem Wort bekommen sie schon Angst.

»Hast du eigentlich keine Angst vor dem Geheimdienst?«, fragte mich Jura zwei Tage später. »Uran ist kein Spaß. Hier wurde in diesem März ein Mann mit einem halben Kilo Uran am Flughafen von unserem Geheimdienst festgenommen.«²⁴

Ich antwortete: »Inzwischen halte ich nicht mehr sehr viel von Geheimdiensten. Und vor allem glaube ich kaum, dass sich irgendein Geheimdienst für mich interessiert.«

Ich musste dabei lachen, denn die Polizei in Deutschland hielt mich für einen harmlosen Spinner, der zwar die Welt verbessern wollte, aber von dem scheinbar keine Gefahr ausging. Sicher, ich war der Meinung, dass man mich eine Zeitlang überwacht hatte. Doch als mit der Zeit feststand, dass ich nichts Böses im Sinn hatte und das Leben respektierte, ließ man diese kostspielige Überwachung wohl fallen. Jedenfalls dachte ich das. Ich war der Überzeugung, dass ich so etwas wie eine Narrenfreiheit hatte – im wahrsten Sinne des Wortes.

»Wenn du meinst,« sprach Jura weiter, »aber solltest du hier offensichtlich Interesse an Uran zeigen, könnte es auch sein, dass sich ein Geheimdienst für dich interessieren wird. Also pass' bitte auf!«

»Sicher! Ich habe ein Ziel vor Augen und das ist mir wichtig. Keine Idee ist so stark wie die Person, die dahinter steht. Und mein Vorhaben bricht zusammen, wenn ich nicht aufpasse. Das ist mir sehr wohl klar. Geheimdienste hatten auch eine vage Vorstellung von dem Attentat am 11. September 2001. Trotzdem hielten sie ein solches Verbrechen für so unglaublich, dass sie es ausschlossen.«

»Eben deshalb, die Geheimdienste haben seither angefangen, nichts mehr auszuschließen und gehen jedem noch so kleinen Hinweis nach, um eben nicht noch einmal mit so etwas Unglaublichem überrascht zu werden. Und wenn du hier an die falsche Person gerätst, kommst du sehr schnell in Teufels Küche. Sei nur gewarnt!«

»Keine Sorge! Ich weiß, was ich tue und nach meinem Plan kann eigentlich nichts passieren. Noch habe ich keine

Angst, ich habe bisher keinen Grund dafür.«

Ich fürchtete mich wirklich nicht. Bisher war alles nur eine Idee.

»Ich habe mir etwas überlegt, woher du Uran bekommen könntest«, sagte Jura. »Beim Zusammenbruch der UdSSR wurde sehr schlampig gearbeitet. Die Sprengköpfe von Atombomben sind teilweise noch in der Ukraine. Teils an Plätzen, die vergessen wurden. Ich habe einen Freund, der so einen alten Bunker kennt.«

»Sehr gut«, meinte ich und in mir keimte die Hoffnung auf, tatsächlich an Uran zu kommen. Sicher gab es noch einige Probleme, wie zum Beispiel das Uran nach Deutschland bringen.

Jura hatte an diesem Tag nicht viel Zeit. Wir rauchten zusammen nur eine Zigarette und dann musste er wieder weiter.

Nachdem Lillis Mann bei Jörg aufgetaucht war, hörte Jörg auf, ihr Briefe zu schreiben. Lesen wollte er auch nicht mehr. Er hasste Nostradamus und sich selbst dafür, dass er auf diesen Unsinn hereingefallen war. Und dennoch zog er immer noch die Möglichkeit in Betracht, dass es wahr sein könnte.

Jörg war unkonzentriert, schlief sehr viel und verbrachte den Sommer 1994 fast ausschließlich in der Wohnung seiner Mutter. Sie tolerierte das und versuchte im Gegenzug zu seiner Hilfe vor zwei Jahren, ihm Mut zuzusprechen. Doch Jörg brauchte Zeit, seinen Wahn zu verarbeiten. Er sah für sich keine Zukunft und dennoch hielt er am Leben fest.

Jörg bekam nicht viel vom Krieg in Jugoslawien mit, noch von den Einsätzen in Somalia oder später dem Krieg in

Ruanda. Er war mit sich selbst beschäftigt und durch die vielen Gespräche von früher interessierte ihn das Fernsehen kaum.

Im Herbst nahm ihn dann sein Bruder das erste Mal zu seinen Freunden mit. Er hatte sich aus dem Schatten von Jörg befreit und einen eigenen Freundeskreis gefunden. Auch er ging auf das Ernährungswissenschaftliche Gymnasium und wollte das Abitur machen, allerdings etwas disziplinierter als Jörg. Der Frühling 1993 machte Jörg zu einem Negativ-Vorbild für seinen Bruder.

In diesem Freundeskreis waren die Leute drei bis vier Jahre jünger als Jörg, eben in dem Alter seines Bruders. Auch Stiefel tauchte dort wieder auf und fand in der Gruppe neue Opfer für seine Lügen. Stiefel hatte vor Jörg inzwischen Respekt und nannte ihn einen Illuminaten.

Stiefel hatte sehr viel gelesen, als die beiden in Heudorf wohnten. Zu seiner Literatur gehörten Schriften über und von der RAF, Literatur über Geheimgesellschaften und Geschichtsbücher. Stiefel mischte sich eine eigene Theorie über die Welt zusammen, über die er damals mit Jörg in einsamen Stunden gesprochen hatte.

Adam Weishaupt war eine der wesentlichen Personen bei den Illuminaten im 18. Jahrhundert. Er wurde in einem Jesuitenkloster erzogen und erlangte schließlich den Professorettel der Kanoniker. Im Laufe der Zeit bekam er mit den katholischen Anschauungen Schwierigkeiten.

Der Illuminatenorden (vom lateinischen illuminati – die Erleuchteten) soll am 1. Mai 1776 in Ingolstadt von Weishaupt als aufgeklärte Geheimgesellschaft gegründet worden sein.

Durch Adolf Freiherr Knigges Beitritt 1780 erfuhr der Illuminatenorden bald deutschlandweite Verbreitung, wobei Knigge neue Mitglieder besonders aus den Reihen der Freimaurer anwarb. Er spielte auch in der praktischen Führung des Ordens eine besondere Rolle.

Die Illuminaten waren zwiebel förmig strukturiert. War die Fähigkeit eines Eingeweihten bewiesen, dass er Geheimnisse für sich behalten konnte, wurde er für einen engeren Kreis und damit für noch tiefere Geheimnisse zugelassen. Nur diejenigen, die sich im innersten Kreis befanden, kannten die wahren Ziele der Illuminaten. Mitgliedern der niederen Grade wurde gesagt, es gäbe keine höheren Grade und gleichzeitig wurde die Identität der Großmeister geheim gehalten. Die Illuminaten waren in 13 Grade unterteilt, welche die 13 Stufen der Illuminaten-Pyramide darstellen, wie sie auf dem Ein-Dollar-Schein abgebildet war.

Von den Jesuiten hatten sie das System des Spionierens abgeschaut, um die Mitglieder auf Schwächen zu prüfen. Diese Art der Ordenspolitik ermöglichte es, Patriarchen in Positionen zu setzen, in der ihre Talente am besten gebraucht werden konnten. Anschwärzen wurde ebenfalls als eine der Taktiken benutzt, um sicherzugehen, dass sich keiner der Patriarchen vom Orden abwenden würde.

Weishaupt verstand es, die besten und hellsten Köpfe aus Hochfinanz, Industrie, Erziehung und Literatur für die Illuminaten zu gewinnen. Er benutzte Bestechung durch Geld und Sex, um Kontrolle über Personen zu bekommen, die sich bereits in sehr hohen Positionen befanden.

War er damit einmal erfolgreich, benutzte Weishaupt Erpressung, um sicherzugehen, dass er die Kontrolle über diese Führungspersönlichkeiten behielt.

Dadurch fingen die Illuminaten an, auch Regierungsleute

zu beraten. Natürlich hinter den Kulissen. Diese Experten verstanden es, das so zu tun, dass die Regierungen eine bestimmte Form der Politik annahmen, die im Interesse der Illuminaten war. Dies wurde jedoch so geschickt angestellt, dass die Beratenen glaubten, sie selbst wären auf die Idee gekommen, so zu handeln.

Der wirkliche Charakter der Gesellschaft bestand in einem ausgeklügelten Erziehungssystem, um die Tugend und Sittlichkeit durch die Ideale von Freiheit und Gleichheit zu fördern. Dabei sollte der vermutete glückliche Urzustand der Menschheit nicht durch den Umsturz, sondern durch Errichtung einer sittlichen Regierung wieder herbeigeführt werden. Das wiederum bedeutete einen Angriff auf die Monarchie und die Kirche, womit sich die Illuminaten gefährliche Gegner schufen. Deshalb kam es zu der Geheimhaltungspflicht im Orden.

1784 wurde der Illuminatenorden in Bayern durch Kurfürst Karl Theodor verboten. Alle Papiere des Ordens, derer man habhaft werden konnte, wurden veröffentlicht. 1785 erklärte Papst Pius VI. die Mitgliedschaft im Illuminatenorden als unvereinbar mit dem katholischen Glauben. Weitere Verbote durch Karl Theodor folgten und zuletzt stand die Todesstrafe auf die Mitgliederwerbung. Viele Mitglieder wurden verhaftet, alle mit der Begründung, sie seien notorische Freidenker. Unter Johann Joachim Klaus Bode fand 1785 die Ordenstätigkeit in der Weimarer Minervakirche ihr Ende.

Prominente Mitgliedern im Orden waren: Johann Wolfgang von Goethe, Johann Gottfried Herder und Ignaz von Born. Man versuchte das aufklärerische Gedankengut durch Beeinflussung von politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern zu streuen.

Den Illuminaten wurde nachgesagt, dass sie an der Französischen Revolution beteiligt waren. Adam Weishaupt soll nach Amerika ausgewandert sein, wo er als George Washington die amerikanische Regierung führte.²⁵

Stiefel meinte aufgrund von Jörgs Tätowierung und den Idealen, dass Jörg ein Illuminat wäre. Unterstrichen wurde seine Überzeugung durch die Bombendrohung vom Frühling 1993.

In dem neuen Freundeskreis gab es Tammy und ihre Freundin Trixi. Jörg hörte sich Geschichten von ihnen an und kam langsam aus seinem Loch heraus. Die jungen Mädchen akzeptierten Jörg und niemand sprach über die Ereignisse aus dem Frühling.

Jörg erwachte wieder zu neuem Leben. Allerdings waren wieder Drogen im Spiel und es kam dahin, dass Jörg LSD nahm. Dennoch vertrug er das anfangs und es begann für ihn eine glückliche Zeit.

Im März 1994 fand er in der Jugendszene von Biberach eine Stelle. Er bekam das Angebot, bei einem Verein mitzuarbeiten, der sich für die Jugendlichen der Stadt engagierte. Der Verein hieß *Jugend Aktiv*.²⁶

Dabei lernte Jörg, wie man in Deutschland einen Verein gründete. Man brauchte sieben Personen, die ein gemeinsames Ziel verfolgen. Der Verein gab sich eine eigene Satzung und konnte sich damit selbst Regeln auferlegen. Diese Satzung wurde dann mit verschiedenen Protokollen beim Vereinsregister eingereicht und es kam zu dem rechtlichen Status eines eingetragenen Vereins. Ein Verein konnte durch den besonderen Rechtsstatus Fördermittel beantragen.

Auch Lillis Mann arbeitete bei ›*Jugend Aktiv*‹. Zwischen ihm und Jörg stand allerdings Lilli. Jörgs Gefühle waren ungebrochen, doch hatte er vor der Psychiatrie Angst und ließ die beiden in Ruhe.

Jörg bekam durch seine Tätigkeit die Idee, selbst einen Verein zu gründen. Er sah darin eine Chance, seine Ideen einer besseren Welt zu verwirklichen. Mitglieder fand er in dem neuen Freundeskreis seines Bruders und so kam es im April 1994 zur Gründung des Vereins ›*Initiative pro Mensch*‹. Jörg sah in dem Namen zwei Interpretationsmöglichkeiten: Initiative für den einzelnen Menschen und Initiative für alle Menschen.

Allerdings hatte er durch die Satzung mit dem Finanzamt Probleme, denn dort wurde die wahre Absicht des Vereins angezweifelt. Das Finanzamt vermutete, dass der Verein die Gemeinnützigkeit für illegale Projekte nutzen wolle und zur Geldwäsche gegründet worden sei.

Jörg bekam auch mit ›*Jugend Aktiv*‹ Probleme, weil der Verein seine Ideen und Ziele durch ihn kopiert sah. Er musste Ende April ›*Jugend Aktiv*‹ verlassen, konnte sich aber durch den eigenen Verein nach außen mit Arbeit rechtfertigen.

In Jörg entstand die Idee, dass er immer noch die Welt verändern könnte. Er beschäftigte sich allerdings jetzt mit Führungsmethoden aus dem Managementbereich und mit Psychologie von Massen, sowie mit Macht.

Der erste Mai rückte näher und Jörg wollte diesen Tag als Geburtsstunde seiner Idee feiern. Zudem war es in Biberach üblich, am ersten Mai die Walpurgisnacht zu feiern. So organisierte er mit Freunden seines Bruders eine Party für den ersten Mai.

In der Walpurgisnacht schwor Jörg für sich selbst, dass er die Welt verändern würde. Es sei sein erklärtes Ziel, etwas zu bewegen und der Menschheit zu helfen, einen gangbaren Weg einzuschlagen.

Er hatte im Fernsehen eine Dokumentation gesehen, die über einen Ansatz berichtete, wie Probleme auf der Welt zu lösen seien. In diesem Bericht ging es um eine Organisation, die Problemlösungen aus Großstädten sammelte, um sie in anderen Großstädten anzuwenden. Das Projekt hieß »Megacities« und hatte seinen Sitz in New York.²⁷

In dem Bericht gab es unter anderem ein Beispiel aus Brasilien, Curitiba, das Jörg am meisten faszinierte. Bei diesem Lösungsansatz existierte eine Institution als Ideenquelle. Bei dieser Institution kümmerte man sich um die Verwirklichung der Ideen, die aus der Bevölkerung kamen und man orientierte sich an den Vorstellungen der Bürger. Die Institution stellte Informationen zur Verfügung, die benötigt wurden, um die Einwohner an Planungen zu beteiligen.

Der Ansatz von Curitiba war, dass man seine Stadt und ihre Bewohner lieben müsse. *»Man benötigt einen strategischen Ansatz, um die Zustimmung aller zu erreichen – eine Vision, ein Szenario, eine Idee. Es soll ein Projekt entstehen, das für alle wünschenswert ist.«*

Als Folge von Curitiba, das als reales Projekt in Brasilien existierte, hatten die Bürger mehr Selbstvertrauen. Sie konnten ihre Ideen und ihre Phantasie einbringen. Die Bewohner hatten nicht mehr Geld als andere, doch waren sie zufriedener und lebten ohne Angst. Es herrschte Offenheit und Völkerverständigung. Sie waren der Meinung, dass die Kulturen der Völker allen Menschen gehörten.²⁸

Auch las Jörg in einem Buch über modernes Management, dass 1888 in der Firma Krupp ein so genanntes

›betriebliches Vorschlagswesen‹ eingeführt wurde. Viele Unternehmen übernahmen diese Idee und sie regten ihre Mitarbeiter an, Verbesserungsvorschläge einzubringen. Die Idee dahinter war einfach: Die Personen würden die Probleme am besten kennen, weil sie damit täglich zu tun hatten und durch das erlernte Know-how wüssten sie, was besser gemacht werden könnte. Betriebe, wie zum Beispiel Siemens oder Höchst, warben um Vorschläge. Es gab hierfür den nötigen Freiraum.²⁹

In jener Walpurgisnacht kam er mit Trixi zusammen. Sie lebte bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater im Stadtteil Birkendorf in Biberach. Dort stürzte im Juni 1983 ein französisches Jagdflugzeug vom Typ Mirage ab, nachdem es in der Nähe eines Waldstückes mit einer Biberacher Privatmaschine zusammengestoßen war. Der Miragepilot wurde bei der Kollision tödlich verletzt. Es grenzte an ein Wunder, dass die Maschine nicht die Gebäude des Pharmaherstellers Thomae traf, was für Biberach in einer Katastrophe geendet hätte. Die Privatmaschine stürzte in ein Waldgebiet, wobei alle Insassen ums Leben kamen. Insgesamt starben acht Menschen bei dem Unglück und weitere acht Personen mussten im Krankenhaus behandelt werden. Vier Häuser wurden total zerstört und einige hatten mittelschwere Schäden.³⁰

Trixi war das einzige Kind und ging auf das städtische Gymnasium. Sie sprach fließend Französisch und interessierte sich sehr für Frankreich. Mit 14 Jahren hatte sie ihren ersten Freund, der acht Jahre älter war. Dieser wollte sie heiraten und dadurch zerbrach die Beziehung. Danach war sie in die Drogenszene von Biberach geraten. Sie lernte Stiefel im Jugendhaus von Biberach kennen und

durch Tammy Jörgs Bruder. Sie wurden gute Freunde. Im April hatte sie Bekanntschaft mit Hendrik gemacht, der ursprünglich aus Holland stammte. Hendrik machte in Biberach eine Entzugstherapie, weil er dem Alkohol verfallen war. Trixi brachte ihn eines Tages zu Jörg in die Wohnung mit. Hendrik war Mitte 30 und weckte das Interesse von Jörg. Er erzählte von Europa und dass er in jeder Stadt Freunde und Bekannte hätte. Das löste bei Jörg Erinnerungen an die spanische Familie aus, sowie an den Traum, durch Europa reisen zu können und überall Freunde und Bekannte zu haben, wo man unterkommen konnte.

In Biberach kam es in jenen Tagen zu einem Engpass in der Haschisch-Versorgung. Die Polizei hatte mehrere Dealer hochgehen lassen, die für diese Versorgung verantwortlich waren. Der Drogenmarkt gehorchte allerdings den Gesetzen der Marktwirtschaft und wurde ebenfalls durch Angebot und Nachfrage geregelt. Waren manche Drogen nicht vorhanden, stiegen Konsumenten auf andere Drogen um, die sie erhalten konnten.

So erlebte Biberach einen Umschwung von Haschisch zu den harten Drogen, wie Kokain und Heroin. Auch Jörg kam damit in Berührung. Ein Freund gab ihm ein Gramm Kokain und sie nahmen es zusammen.

In Lateinamerika gab es die Koka-Pflanze. Sie enthielt Kokain, aber in einer sehr kleinen Menge. Einheimische kauten auf den Blättern, wenn sie schwer arbeiten mussten. Mit Lösungsmitteln bekam man reines Kokain.³¹ Die Lösungsmittel stammen wiederum von Chemiefirmen aus den USA, beziehungsweise aus Europa.

Unter Kokain fühlte man sich wie Gott – nichts schien unmöglich. Man konnte reden und reden und reden. Es war die Droge von Managern und Politikern, eben von Leuten,

die gewöhnlich einen langen Arbeitstag hatten. Sie nahmen Kokain, um hart arbeiten zu können.

Jörg kam auch 1994 mit Heroin in Kontakt und unternahm mehrere Selbstversuche.

Einmal war er knapp davor, an Heroin zu sterben. Die Leute, bei denen er das Heroin geschnupft und geraucht hatte, schlugen ihm die halbe Nacht ins Gesicht, um ihn am Leben zu halten.

Am nächsten Tag fühlte er sich sehr krank. Er wachte in seinem eigenen Erbrochenen auf und musste sich noch weitere Male übergeben. Er fühlte sich leer, doch unter Heroin hatte er keine Schmerzen. Heroin war etwas für intellektuelle Leute. Es ließ sie den Weltschmerz vergessen und hatte dazu den Effekt, dass es das Denken förderte. Sex war unter Heroin uninteressant. Heroin war besser als der beste Sex.

Jörg wusste um die Abhängigkeit von Heroin oder Kokain. Er war damit sehr vorsichtig, denn schließlich wollte er nicht in eine Abhängigkeit geraten. Dabei half ihm sein Wissen aus der Zeit im Wohnheim, als er sich über Drogen informierte.

Im Körper eines Menschen existierten ähnliche chemische Verbindungen, die Endorphine genannt und als Glückshormone bezeichnet wurden. Heroin war diesen Stoffen sehr ähnlich. Nahm man über längere Zeit Heroin, stellte der Körper die Endorphinproduktion ein und die körperliche Abhängigkeit begann.

Heroin (und andere Morphine) wurde aus Opium gewonnen. Ritzte man Schlafmohn-Kapseln an, kam eine weiße Flüssigkeit heraus. Wenn diese trocknete, war sie braun bis schwarz – Opium. Mit Chemikalien löste man Heroin heraus.³²

Jörg mochte Kokain nicht. Ihm war es zuwider, sich wie Gott zu fühlen. Vor Heroin hatte er großen Respekt und Trixi half ihm einmal, als sie Jörg in der Stadt mit stecknadelkopfgroßen Pupillen erwischte. Sie drohte ihm, ihn zu verlassen, wenn sie ihn noch einmal so vorfinden würde. Sie hatte Angst um Jörg.

Diese Selbstversuche unternahm Jörg, noch bevor er mit Hendrik Bekanntschaft machte. Doch Hendrik war mit diesen harten Drogen ebenfalls vertraut.

Im Mai kam es dann dazu, dass Hendrik in die Wohnung von Jörgs Mutter einzog. Jörg und Hendrik verstanden sich recht gut und diskutierten viel miteinander. Hendrik hatte einen Bekannten bei Biberach, den er Jörg vorstellte. So lernte Jörg Richard kennen.

Richard war ein IT-Spezialist, der sich Anfang der 90er Jahre als Programmierer selbständig gemacht hatte. Er war mit Petra verheiratet, die ihn allerdings verlassen hatte. Richard verlor sein Unternehmen, weil ihm vorgeworfen wurde, seine Tochter sexuell missbraucht zu haben. Petra ging mit ihrer Tochter zu ihrer Schwester nach Mannheim und wollte sich scheiden lassen.

Hendrik machte eines Tages im Mai den Vorschlag, mit Jörg durch Europa zu reisen, um ihn seinen Freunden vorzustellen. Zur Finanzierung der Reisekosten schlug er vor, dass sie nach Amsterdam gehen sollten, um dort Drogen einzukaufen, die sie unterwegs verkaufen könnten.

Inzwischen hatte sich Jörgs Mutter in Hendrik verliebt und die beiden wurden ein Paar. Richard kam öfters zu Besuch. Er hatte nur ein Bein, was ihm die Fahrt von Warthausen nach Biberach schwierig machte. Richard trug eine Beinprothese. Er hatte vor drei Jahren bei einem Motorradunfall

sein Bein verloren. Kurz darauf ging die Geschichte mit seiner Tochter los.

Jörg forderte nach zwei Jahren das Geld von seiner Mutter zurück, das er ihr für den Wohnungskauf geliehen hatte, um die Europareise zu finanzieren. Seine Mutter bekam aus der Scheidung Geld und somit konnte sie Jörg auszahlen.

Im Juni fuhr Jörg mit Hendrik zum ersten Mal nach Amsterdam. Er war immer noch mit Trixi zusammen und er wollte nicht lange in Amsterdam bleiben. Die Reise war als kurzer Einkauf geplant, um das erste Geld für Europa zusammenzubekommen.

Aus Amsterdam brachten die beiden ein Kilo Haschisch mit und weil Hendrik Kokain mochte, wurden auch 25 Gramm Kokain gekauft. Allerdings gab es bei ihrer Rückkehr in Biberach gerade in jener Zeit sehr viel Kokain. Das Haschisch bekamen sie sehr schnell los.

Hendrik zeigte Jörg, wie man aus Kokain Base macht. Jörg wusste zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass Base eigentlich Crack war. Crack war die Base von Kokain. Man mischte Ammoniak mit Kokain und erwärmte es kurz. Dann bildete sich ein schwer lösliches Salz in der Flüssigkeit und das war Crack, was auch Base genannt wurde.

Man rauchte nur sehr wenig davon. Im Kopf fand darauf ein Feuerwerk statt und es war ein großartiges Gefühl, das aber nur für wenige Minuten anhielt. Nach kurzer Zeit wollte man dieses Gefühl wiederhaben und so rauchte Jörg mit Hendrik vielleicht 10-20 Mal an einem Abend Crack. Jörg fing danach zu zittern an und konnte durch das Kokain nicht schlafen. Hendrik gab Jörg viel Haschisch, um dem gegenzusteuern.

Hendrik verbot Jörg, Trixi davon zu erzählen, geschweige

denn, mit ihr Crack zu nehmen. Und doch konnte Jörg nicht widerstehen. Er liebte Trixi und wollte sie an diesem Gefühl teilhaben lassen. Trixi war für Drogen sehr offen und sie versuchte mit Jörg alles Mögliche. Nur vor Heroin hatte sie Respekt.

Trixi liebte Crack sehr. Sie fragte Jörg immer wieder, ob er mit ihr das noch einmal machen würde, doch Jörg war in diesem Punkt recht vernünftig und meinte, dass sie warten sollte.

Mit sich selbst war Jörg nicht so rigoros. Die 25 Gramm hatte er in etwa zehn Tagen aufgebraucht und war danach ein Wrack. Er sah furchtbar aus und das enorme Suchtpotential von Crack machte sich stark bemerkbar. Jörg war gereizt und man konnte mit ihm nichts anfangen.

Hendrik merkte sehr wohl, was los war und meinte zu Jörg, dass sie jetzt die Reise durch Europa antreten müssten. Zuerst wieder nach Amsterdam, dann mit dem Bus durch Belgien nach Südfrankreich. Als erstes Ziel wollte Hendrik nach Montpellier.

Diese Reise bewahrte Jörg vor der Abhängigkeit. Sie fuhren also nach Amsterdam und dort schien Hendrik tatsächlich Bekannte und Freunde zu haben. Sie lebten zuerst im Rotlichtviertel von Amsterdam bei einem Haschischdealer.

Hendrik ging am Abend noch weg und ließ Jörg mit ein wenig Crack allein zurück. Das rauchte Jörg auf und lag danach wach im Bett.

Spät in der Nacht kam Hendrik zurück, allerdings war er nicht allein. Jörg hörte die ganze Nacht das Gestöhne von Hendrik und der Frau, wohl wissend, dass Hendrik mit seiner Mutter zusammen war.

Einen Tag später verließen sie den Haschischdealer und

zogen zu einem Heroinsüchtigen. Dort nahmen sie Heroin und die Nacht zuvor war vergessen.

Sie hatten in Amsterdam zirka 1 000 LSD-Trips eingekauft und fuhren damit mit dem Bus nach Montpellier. Das erfolgte über zwei Staatsgrenzen und Hendrik verstaute das LSD in einem versiegelten Plastikpäckchen in seinem After. An der Grenze zu Belgien gab es eine Kontrolle. Hendrik stellte sich dabei etwas dumm an und wurde aus dem Bus geholt. Er wurde kontrolliert und musste sich komplett ausziehen. Das LSD wurde jedoch nicht gefunden.

In Montpellier schien es wieder, dass Hendrik dort Freunde hatte. Die beiden kamen in einem besetzten Haus unter, das früher eine Schule gewesen war. Allerdings stank es in dem Gebäude so fürchterlich, dass die Hausbesetzer im Garten und in Zelten übernachteten. Alle in dem ›Squad‹, wie sie es nannten, sprachen englisch.

Nach einer Woche musste Jörg Montpellier verlassen. Er hatte einen Gerichtstermin in Biberach. Es kam wegen der Haschisch-Geschichte bei seiner Bombendrohung zu einer Anklage. Die Bombendrohung wurde aufgrund von einem Gutachten der Psychiatrie nicht zum Anklagepunkt. Jörg war für unzurechnungsfähig erklärt. Allerdings stand in dem Gutachten, dass er lebenslang krank sei. Der Gerichtstermin war Anfang Juli 1994.

Die Planung der beiden sah so aus, dass Jörg zu seiner Gerichtsverhandlung ginge, sich dann mit Richard treffen und mit ihm zusammen nach Amsterdam fahren sollte. Dort sollte er wieder Drogen einkaufen. Während Jörgs Abwesenheit wollte Hendrik das LSD in Montpellier verkaufen und sich dann mit den beiden in Amsterdam treffen.

Zurück in Deutschland, ging er wieder zu seiner Mutter.

Er erzählte ihr nichts von Hendrik und den Ereignissen in Amsterdam.

Bei der Gerichtsverhandlung wurde Jörg zu einer Geldstrafe und 40 Stunden Arbeit verurteilt. Der Richter meinte, Jörg müsse lernen, was die Probleme der Menschen sind, wenn er die Welt verbessern wolle. Zudem wurde er für zwei Jahre einem Bewährungshelfer unterstellt.

Für die Fahrt nach Amsterdam ließ sich Jörg für Richard einen Mercedes mit Automatikgetriebe. Richard durfte kein Schaltgetriebe fahren und es gab bei der Autovermietung nur einen Mercedes.

In Amsterdam angekommen, suchte Jörg das Haus des Haschischdealers, doch dieser war inzwischen verhaftet worden. Hendrik hatte gemeint, dass sie sich bei ihm treffen wollten. Jörg wusste, wo er das LSD besorgen sollte.

Richard wollte das LSD versuchen und die beiden nahmen einen Trip. Richard fuhr mit dem Auto zum IJsselmeer, wo Jörg schon einmal mit Otto übernachtet hatte.

Allerdings fing das LSD verfrüht zu wirken an und so wurde die Autofahrt zur Hölle für die beiden. Sie fuhren von der Straße ab und hielten in einem Vorort von Amsterdam. Sie verbrachten die Nacht unter LSD-Einwirkung im Auto.

Am nächsten Tag entschieden sich die beiden, nach Deutschland zurück zu fahren. Hendrik war in der großen Stadt nicht aufzufinden und sie sahen es als sinnvoll an, auf ihn in Deutschland zu warten. Sie hatten etwa 3 000 LSD-Trips in einem Din-A-4-Umschlag bei sich.

Die Rückfahrt verlief ohne Probleme und ein paar Tage später rief Hendrik an. Er war in Paris. Am Telefon erklärte er, dass er nicht nach Amsterdam habe kommen können. In Montpellier sei mitten in der Nacht eine Razzia gewesen

und er habe das LSD ins Feuer werfen müssen. Dadurch habe er kein Geld gehabt, um nach Amsterdam zu fahren. Jörg solle mit Richard nach Paris kommen, um die neuen Tickets zu verkaufen. Er hätte in Paris einen Diskobesitzer getroffen, der starkes Interesse daran gezeigt habe und auch an Folgelieferungen interessiert sei.

Richard hatte an Hendriks Geschichte etwas auszusetzen und sprach Bedenken aus. Dennoch wollte Jörg das LSD loshaben. Er überlegte sich allerdings, ob er mit Hendrik weiter durch Europa ziehen sollte. Bei der bisherigen Tour mit Hendrik waren ihm einige Dinge aufgefallen, die ihn misstrauisch werden ließen.

Richard fuhr dennoch mit Jörg nach Paris. Sie trafen Hendrik in der Nähe des Louvre. Hendrik wollte den Umschlag, um kurz wegzugehen und dann mit dem Geld wiederzukommen.

Hendrik bekam den Umschlag, ging und kam nie wieder. Richard und Jörg warteten sehr lange auf Hendrik. Als es ihnen doch zu lange erschien, fingen sie an zu merken, dass Hendrik sie hereingelegt hatte. Somit waren Drogen im Wert von 20 000 DM verschwunden, die eigentlich 40 000 DM werden sollten.

Am Louvre erkundigten sie sich nach Hendrik. Es gab dort ein paar Leute, die so aussahen, als könnten sie ihn kennen. Und tatsächlich fanden sie eine Person.

Er war Deutscher und meinte, dass Hendrik vor ein paar Tagen aus Montpellier gekommen sei. Hendrik sei aber auf Heroin und die Leute mieden ihn. Heroin veränderte die Leute. Sie wurden zu Lügner, um ihre Sucht zu befriedigen. Sie taten alles, um nicht den Entzug zu erleben. Richard und Jörg fuhren also wieder nach Deutschland zurück.

Endlich in Biberach angekommen, überlegten sie sich, was sie nun tun sollten. Jörg schlug vor, mit Trixi noch einmal nach Paris zu fahren, um Hendrik zu suchen. Trixi war von der Idee begeistert und wollte mit Tammy länger dort bleiben. Richard schlug vor, noch einmal nach Amsterdam zu fahren und sich dort mit den Dreien zu treffen.

Also fuhren Jörg, Trixi und Tammy zwei Tage später mit dem Bus nach Paris. Sie kamen am frühen Morgen in der großen Stadt an und gingen zum Louvre.

Jörg hatte ein paar Trips mit und etwas Geld. Völlig übermüdet legten sie sich unter Bäumen zum Ausruhen hin.

Plötzlich kam ein Araber und klaubte aus Jörgs Tasche Geld. Jörg bemerkte es und lief dem Araber hinterher. In einer Seitenstraße fasste die Polizei zufällig den Araber und fragte, was los sei.

Jörg konnte ihnen wegen der Sprache nicht erklären, was passiert war. Trixi, die den beiden gefolgt war, übersetzte.

Der Araber wurde untersucht und bei ihm fand man Rauschgift, sowie das Geld. Trixi übersetzte Jörg, ob er den Araber nun anzeigen wolle. Jörg verneinte. Er wollte einfach nur das Geld wiederhaben und damit seine Ruhe.

Die drei mussten dennoch auf die Polizeiwache, um das ganze Geschehen zu Protokoll zu geben. Später trafen sie wieder mit Tammy beim Louvre zusammen.

Für Jörg war das alles zuviel und er wollte wieder nach Biberach. So gingen die drei zum Bahnhof, wo sich Jörg von dem Geld eine Fahrkarte kaufte und noch am selben Tag zurück fuhr. Er war für etwa zehn Stunden in Paris gewesen und überließ die zwei Mädchen ihrem Schicksal.

Wieder in Biberach angekommen, war nur seine Mutter da. Sein Bruder war auf Reisen. Nur acht Tage später wollte sich Jörg mit Richard und den zwei Mädchen in Amsterdam

treffen. Die kurze Zeit nutzte er, um sich etwas von den Ereignissen zu erholen.

Tatsächlich traf er mit Trixi und Tammy in Amsterdam zusammen. Etwa eine Stunde später kam auch Richard mit einem Pakistani auf die Brücke, auf der sie sich verabredet hatten.

1994 gab es noch keine Handys, wie man sie 2005 kannte. Es war reiner Zufall, dass sich die vier wieder trafen.

Außerdem begann die Stadt Amsterdam damit, die Innenstadt von den Drogenleuten zu säubern. Man wollte sie aus der Stadt haben. So kam es, dass die Polizei auf der Brücke die Leute aufforderte zu gehen.

Richard konnte wegen seines Beins nicht so schnell gehen und der Pakistani war bei Richard. Die Polizei fing an, auf den Pakistani mit ihren Gummiknüppeln einzuschlagen, weil die beiden nicht schnell genug waren. Dabei erhielt er eine Platzwunde am Auge.

Der Pakistani hatte ein Wohnmobil und die vier konnten bei ihm übernachten. Richard hatte ihn in Deutschland kennen gelernt und sich mit ihm angefreundet. Die fünf fuhren in eine Vorstadt von Amsterdam und blieben bei einem kleinen See.

Trixi hatte in Amsterdam Kokain besorgt und wollte mit Jörg Crack rauchen. Jörg regte sich darüber auf, weil er sich wegen seinen eigenen Erfahrungen um Trixi Sorgen machte. Die beiden stritten heftig und Jörg wollte nicht in dem Wohnwagen übernachten.

Es zog ein Gewitter auf und Jörg entdeckte eine Brücke, die etwa einen Kilometer weit entfernt schien. Unter ihr wollte er schlafen. Allerdings übersah er, dass es bis zur Brücke ein Moorgebiet gab und er trat mit beiden Beinen in den Sumpf.

Fluchend und frustriert kam er zum Wohnwagen zurück. Zudem hatte es gerade auch zu regnen angefangen. Klatschnass saß er nun bei den anderen und dachte nur an eins: so schnell wie möglich nach Biberach zurück.

Richard und die Mädchen wollten noch mit dem Pakistani in Amsterdam bleiben. Jörg fuhr am nächsten Tag mit schlechter Laune und einer schmutzigen, stinkenden Hose mit dem Zug nach Biberach.

Nach seiner Rückkehr aus Amsterdam hörte Jörg, dass ein Bekannter aus der Drogenszene vom Zug überfahren worden war. Kruno war Jugoslawe gewesen und hatte sich immer mehr von seinen Freunden distanziert. Er hatte 1993 Jörg angeboten, als der in der Psychiatrie war, mit ihm nach Spanien abzuhauen und unterzutauchen, wie es Mike getan hatte. Jörg hatte das aber nicht gewollt und danach bröckelte die Freundschaft zwischen den beiden.

Krunos Mutter wurde eine Freundin von Jörgs Mutter, als sie sich bei der Beerdigung kennen lernten. Sie lud Jörg und seine Mutter im Januar 1995 zu sich nach Hause ein und zeigte den beiden die Polizeifotos ihres zerstückelten Krunos.

Viele zweifelten an der Theorie, dass Kruno Selbstmord begangen hatte. Er hatte am Tag seines Todes noch Bier gekauft, das er im Kühlschrank deponiert hatte und hatte sich abends mit Freunden treffen wollen. Allerdings war Kruno sehr neugierig gewesen und hatte seine Nase in Dinge gesteckt, die ihn nichts angingen. Vor allem bei den harten Drogen konnte so etwas lebensgefährlich sein.

Ein paar Tage nach diesem Besuch bei Krunos Mutter war Trixi bei Jörg. Sie warf ihm vor, dass nichts mehr von der ehemaligen Person übrig sei. Jörg meinte darauf, es sei wohl

besser, dass sie sich trennten. Er habe das Gefühl, dass er demnächst durchdrehen müsste.

Zudem hatte ihm seine Mutter ein Ultimatum gestellt. Sie war wieder am Ende ihrer psychischen Kräfte. Die Geschichte mit Hendrik und dem Diebstahl des Geldes nahm sie sehr mit. Sie wollte, dass Jörg bis Ende März ausziehen sollte.

Für Jörg kam alles zusammen: das ganze Geld war weg, Schwierigkeiten mit Trixi, Krunos Tod, das Ultimatum seiner Mutter und keine Ahnung, was er in Zukunft tun sollte.

Im Februar 1995 klappte Jörg zusammen. Nicht, dass er total erschöpft war, nein, es brach bei ihm eine Psychose im klassischen Sinn aus:

Er sah überall Zeichen, hatte Angst zu schlafen, weil er dachte, jemand würde kommen und ihn umbringen. So trank er literweise Kaffee und fing durch den Schlafentzug an, mit Geistern zu sprechen, die er überall sah. Es war nicht möglich, mit ihm zu reden und er tat sehr verrückte Dinge.

Jörg stellte alle Uhren auf verschiedene Zeiten, weil er durch die Zeitung instruiert wurde. Er dachte, dass das Essen vergiftet sei und aß nichts. Fürchterliche Musik klang sehr laut aus seinem Zimmer. Im Fernsehen, in der Tageszeitung und im Radio bildete er sich ein, dass Nachrichten für ihn bestimmt seien, die er als Anleitung interpretierte, was er tun sollte und wie er zu handeln habe.

Das passierte in der Wohnung seiner Mutter. Jörg terrorisierte sie und seinen Bruder, der kurz vor dem Abitur stand. Nach fünf Tagen riefen sie seinen Vater an und Jörg bezeichnete ihn als russischen Spion. Jörg meinte, dass sein

Vater Informationen über deutsche Konstruktionen an die Russen verkauft hätte, als die Welt noch geteilt war. Sein Vater verließ die Wohnung der Mutter resigniert und tat gar nichts.

Nach sieben Tagen rief Jörgs Mutter einen Arzt an, weil sie es nicht mehr aushielt. Als dieser eintraf, gab er zuerst Jörgs Mutter eine Beruhigungsspritze und orderte einen Krankenwagen für Jörg.

Kurz darauf tauchten zwei Pfleger auf, die Jörg verwirrten. Erst sah er einen von ihnen, dann ging dieser und der andere kam. Er meinte, sie wären Außerirdische, um ihn zu holen. Jedes Mal, wenn einer den Raum verließ, kam der andere; er dachte, sie verwandelten sich. Aber die Pfleger versuchten ihm zu erklären, dass es nur die Verwirrtheit sei. Alles entspringe aus seiner Fantasie. Erst als beide Pfleger in seiner Tür standen, willigte Jörg ein, mit ihnen mitzukommen.

Sie brachten eine Trage, auf der sie ihn in den Krankenwagen transportierten. Dort glaubte sich Jörg in einem Raumschiff zu befinden und er würde in eine andere Welt gebracht. Es war dunkel und die Lichter erschienen ihm wie eine Abflugbahn.

In der Psychiatrie gab man ihm Beruhigungsmittel und er schlief zirka zwei Tage. Aber danach nahm er diese Medikamente nicht mehr, weil er meinte, sie wollten ihn vergiften. Jörg wurde wieder Haldol verabreicht und als Gegenmittel Akineton. Da Haldol flüssig war, musste er es schlucken, Akineton als Tablette konnte er auf der Toilette ausspucken.

Am dritten Tag brach er zusammen und lag am Boden. Er flehte nach Akineton, denn ihm kam die Erinnerung

wieder, dass dies gegen seine Muskelschmerzen half. Allerdings war Akineton in der Drogenszene auch für seine berauschende Wirkung bekannt, wenn es in erhöhter Dosis eingenommen wurde.

Dr. Mistel, der Leiter der forensischen Psychiatrie, der gerade zufällig auf der Station war, meinte zu Jörg, dass er erst eine von ihm fünf Meter entfernte Linie erreichen müsse. Jörg lag am Boden, sein gesamter Körper schmerzte und er konnte sich kaum bewegen. Er kroch auf allen Vieren zu der Linie, an der Dr. Mistel stand. Hinter der Linie brach Jörg endgültig auf dem Boden zusammen.

Niemand wusste, was mit Jörg los war und die Ärzte meinten, er stünde unter Drogen. Deshalb verlegte man ihn auf die zuständige Station für Suchterkrankungen.

Dort hatte man hauptsächlich Alkoholiker untergebracht, Drogenabhängige kannte man kaum. Auf der anderen Station zog ihn jemand aus und setzte ihn in ein heißes Bad. Diese Person wusch Jörgs Kopf mit einer Paste und meinte, dass er ein Hexer sei. Jörg wusste nicht, ob es ein Pfleger oder ein Patient war. Aber er spürte, dass ihm das heiße Bad half und seine Schmerzen linderte. Jörg verlor langsam seine Angst. Nach dem Bad war die Person verschwunden und niemand konnte sich an sie erinnern.

Zwei Wochen später durfte er wieder nach Hause. Seine Mutter organisierte für ihn eine Therapie bei einer esoterischen Gruppe in Paderborn. Jörg sollte dort allein mit dem Zug hinfahren.

Jörg kam auch in Paderborn an und hatte dort eine Sitzung bei der Therapeutin. Er hatte allerdings auch etwas Haschisch dabei, das er am Abend rauchte. Am nächsten Tag verschlief er die nächste Sitzung. Als er bei der Therapeutin auftauchte, meinte diese, die Therapie sei be-

endet. Sie könne ihm so nicht helfen, wenn er die Sache nicht ernst nehmen würde.

Jörg packte also seine Sachen und versuchte wieder nach Biberach zu kommen. Er war allerdings immer noch verwirrt und konnte die Fahrpläne nicht lesen. So reiste er quer durch Deutschland und verfuhr sich mit dem Zug – er wusste nicht, wo er war.

Auf den Bahnsteigen glaubte er, dass man ihn beschatten würde und er fasste einmal den Mut, zu irgendwelchen Bettlern zu gehen, die ihm vertrauenswürdig vorkamen. Er fragte sie irgendetwas und wollte ihnen sein letztes Haschisch schenken, doch die Bettler lachten ihn aus, beschimpften ihn und schickten ihn weg.

Nach 14 Stunden Irrfahrt kam er in Biberach bei seiner Mutter an. Er hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war und wie er wieder dort gelandet war.

Die Mutter war von der Therapeutin verständigt worden und hatte sich auf Jörgs Besuch vorbereitet. Sie meinte, er solle verschwinden, solle sie und ihr Leben in Ruhe lassen. Er sei an allem schuld und hätte alles kaputt gemacht. Er müsse lernen, auf eigenen Füßen zu stehen und allein mit dem Leben zurechtzukommen.

Sein Bruder stand bei dem Gespräch dabei und beschützte seine Mutter. Jörg fing an, böse Sachen zu sagen und bekam von seinem Bruder eine Ohrfeige. Kurz darauf setzten ihn die beiden vor die Tür. Es schneite und die Nacht war sehr kalt.

Jörg ging zu einer Telefonzelle und rief die Polizei an. Er erzählte, dass er Kokain besitze. Sie sollten ihn verhaften. Er sprach Unsinn, aber sie holten ihn ab.

Die Polizei wollte Informationen über die Drogenszene, aber es schien Jörg so, als wüsste die Polizei schon alles, was

er ihnen erzählte. Die Polizei meinte, sie würden die Szene beobachten und aufpassen, dass sie im Rahmen bleibt.

Gab es einen Drogentoten oder die Szene wurde zu auffällig, so schritt die Polizei ein, um der Öffentlichkeit ein Opfer zu bringen. Aber was sollte die Polizei für die armen Schweine tun.

Dieses letzte Gespräch fand in der Eingangshalle des neuen Polizeigebäudes statt und es wurde davon nichts aufgezeichnet. Die Beamten meinten, dass es mit Jörg auch nur durch Drogen so weit gekommen sei und er solle sich mal ansehen, was aus ihm geworden sei.

Das Verhör und das nachfolgende Gespräch dauerten die ganze Nacht. Die Polizisten zogen es so lange hinaus, um Jörg nicht in die Kälte hinauszulassen. Am nächsten Morgen, als es hell wurde, musste er allerdings die Polizeistation verlassen.

Jörg wusste nicht viel mehr, als seinen Vater anzurufen, den er noch vor drei Wochen als russischen Spion bezeichnet hatte.

4

Du bist der Meinung, dass sie dich umbringen wollen und du fühlst dich verfolgt! Überall siehst du Zeichen und alles ist für dich bestimmt! Die Nachrichten im Fernsehen geben dir Anleitungen, Zeitungen werden nur für dich geschrieben und im Radio bekommst du deine Aufgaben! Du hast das Gefühl, dass dir eine fremde Macht einen Sender eingepflanzt hat, damit man dich kontrollieren kann. Du verlierst jedes Gefühl für Zeit und du bestehst aus reiner Angst.³³

Diese Krankheit ist weltweit in allen Kulturen bekannt. Drogen können dafür Auslöser sein und psychedelische Drogen können dieses Gefühl vermitteln. Aus diesem Grund wurde LSD anfangs als Medikament eingesetzt, um eine latente Psychose zum Ausbruch zu bringen. Aber es geht auch ohne Drogen!

Einmal mehr war ich gestorben und noch einmal werde ich das nicht durchmachen. Nie wieder will ich diese Angst durchleben, wie in jenen Tagen!

»Nächste Woche können wir uns mit Igor treffen«, sagte mir Jura schon am Telefon. Wir verabredeten uns für den späten Nachmittag an der Metro-Station Druschby Narodjev.

Igor sollte also die Person sein, die von den alten Raketenstützpunkten wusste. Jura hatte ihn ausfindig gemacht und mit ihm einen Termin vereinbart.

Als wir uns dann am Möbelhaus trafen, gingen wir zusammen in eine Kneipe. Wir sahen uns nicht mehr so oft, seit Jura zu Hause arbeitete. Er hatte eine Wohnung zusammen

mit einem Kollegen gemietet. Die meisten Leute in Kiew lebten nicht allein, da es für sie zu teuer war, einen eigenen Haushalt zu führen. Ich kannte eigentlich niemanden, der sich so ein Leben leisten konnte.

Als wir in einer Ecke des kleinen Cafés Platz genommen hatten, erzählte ich Jura: »Weißt du, was mir aufgefallen ist, als ich über meine Vergangenheit nachgedacht habe? Du triffst im Leben immer wieder auf Menschen, besondere Menschen. Sie öffnen dir ein Tor in eine neue, unbekannte Welt. Wenn du dafür offen bist, nehmen sie dich an der Hand und führen dich in diese Welt ein. Ich nannte diese Menschen einmal ›Torwächter‹.

Ich selbst fühle mich wie ein rastloser Weltenbummler. Damit will ich nicht sagen, dass ich auf unserem Globus herumreise, nein!

Eine andere Welt kann schon bei deinem Nachbarn sein, der mit ganz anderen Gedanken und Vorstellungen auf dieser Erde lebt. Und eben in diesen Welten irre ich umher, immer auf der Suche nach einer Heimat.

In Deutschland wurde ich geboren, ja, und doch habe ich mich als Ausländer gefühlt. Meine Familie war mein Zuhause, aber aus ihr bin ich herausgerissen worden. Seither war und bin ich auf der Suche nach meiner Heimat.

Oft dachte ich, ich hätte diesen Platz gefunden, aber immer dann, wenn ich gerade anfing, mich dort glücklich zu fühlen, musste ich wieder und wieder weiterziehen.

Das einzig Positive daran war und ist: noch einmal bin ich einem Torwächter begegnet, der mich in andere Welten eingeführt hat. Und aus all diesen Welten, von denen es wohl so unzählige gibt, wie Sterne, habe ich immer das Geschenk der Erinnerung mitbekommen.

Man kann mir alles nehmen, mich ruinieren und zerstören.

Aber mein Wissen, meine Erfahrung und meine Erinnerungen werden mir bleiben – vielleicht sogar über den Tod hinaus.«

Jura wusste, dass ich eine recht schwierige Zeit hinter mir hatte. Er versuchte mir so gut es ging zu helfen. Teilweise ging es sogar soweit, dass er meinetwegen seine Arbeit vernachlässigte. Meine Worte verstand er sehr gut, denn er ahnte, was auf mich zukommen würde.

»Du hast hier in Kiew eine neue Heimat gefunden, nicht wahr, Jörg?«, fragte er mich.

»Ich weiß nicht, wie lange es mich hier hält und wann mich das Leben wieder weiter treibt. Bisher scheint es so zu sein, dass ich hier bleiben kann. Manchmal wünsche ich mir, dass mein Suchen ein Ende hat. Aber man kommt im Leben immer wieder an eine Art Kreuzung, an der man sich entscheiden muss, welchen Weg man weiter gehen will. Wenn du dann auf dem richtigen Weg bist, hilft dir das Leben, ihn zu gehen. Es läuft wie geschmiert und alles ergibt sich von selbst. Wenn du auf dem falschen Weg bist, triffst du auf Hürden. Aber die können auch nur scheinbare Hürden sein, damit du an ihrer Überwindung wächst.

Mir gefällt es in Kiew, ich mag die Ukraine und die Menschen. Trotzdem sehe ich bei der jüngeren Generation, wie sich dieses Virus von Kapitalismus auch hier ausbreitet. Bei Gott! Sicher finde ich es wichtig, dass es den Leuten hier besser gehen soll. Und doch habe ich den Eindruck, je mehr Kapital den Leuten zur Verfügung steht, um so mehr leidet auch das Menschliche darunter. Allerdings kenne ich einige Leute, bei denen das nicht der Fall ist und deshalb möchte ich hier bleiben«, antwortete ich.

»Es freut mich, dass es dir in der Ukraine gefällt. Ein bisschen Angst habe ich ja schon, dass du auf einmal weg

sein könntest. Aber ich verstehe, was du sagst. Vielleicht musst du wirklich weiterziehen und ich muss dich gehen lassen. Aber der Gedanke gefällt mir nicht.

Die Leute hier in deiner Generation sind noch gesund und nicht vom Kapitalismus infiziert. Sie kennen noch die menschlichen Werte und es wird wohl noch mehrere Generationen dauern, bis der Kapitalismus hier wirklich in der Form Fuß gefasst hat, wie du ihn aus Deutschland kennst.«

»Das kann leider schneller gehen, als man denkt. Ich hoffe nur, dass ich mit meiner Aktion noch rechtzeitig eingreifen kann. Manchmal frage ich mich schon, ob ich wirklich etwas erreichen kann. Dann sage ich mir aber, solange ich es nicht wenigstens versucht habe, kann ich darauf keine Antwort geben. Und solange werde ich auch keine Ruhe finden.

Haben wir nicht alle irgendwie den Glauben, wenigstens tief in uns, dass wir etwas Besonderes sind, dass wir etwas bewegen, dass wir andere Menschen irgendwie glücklich machen und unsere Welt so verändern können, dass es schöner ist, in ihr zu leben? Hatten wir nicht schon alle diese Momente, in denen uns die Vorstellung klar vor Augen stand, was für uns Lebensqualität bedeutet, dass wir wussten, was wir uns wünschen und was wir für uns selbst verdienen?

Aber unsere tägliche Routine frustriert uns so sehr, dass diese Träume in einem dichten Nebel untergegangen sind. Es gibt nur noch eine vage Vorstellung und das hindert uns daran, nur den kleinsten Schritt zu unternehmen, unsere Träume zu verwirklichen. Aber die meisten Leute haben ihre Träume ganz verloren, weil sie sich in Arbeit und Verpflichtungen gefangen halten.«

Mir war an diesem Tag sehr melancholisch zumute. Ich wusste um die Freundschaft von Jura und dass ich mich auf ihn verlassen konnte. Nie hatte ich unsere Freundschaft verstanden und sehr oft war es mir auch egal, worin sie wirklich bestand. Es gab genügend Gründe dafür: Angefangen von der Juschtschenko-Geschichte, dann die politischen Diskussionen zur Wahl in der Ukraine, die Erfüllung seiner Bitte, dass ich ihm Filme aus Deutschland mitbringen sollte, dass ich ihm einmal anbot, bei mir zu wohnen, als er mit seiner Freundin Probleme hatte und noch einiges mehr...

Irgendwie passten wir gut zusammen. Wir bildeten ein sehr gutes Team und lernten voneinander, wie wir uns gegenseitig lehrten, war es bei der Sprache oder über das Leben. Es gehörte doch beides irgendwie zusammen.

»Die heutigen Gesellschaften«, sprach ich weiter, »mit all ihrem Fortschritt, sie sind an ihre Grenzen geraten. Langsam brechen sie zusammen, weil ihre Ressourcen knapp werden. Die Natur ist vergewaltigt worden, die Luft ist verschmutzt, das Wasser und der Boden vergiftet. Über die Nahrungsketten bringen wir uns langsam selbst um.

Wenn diese Gesellschaften so weitermachen, ist es ihr Ende. Sie müssen einen neuen ›Markt‹ finden, den sie zerstören können. Leider scheint mir, dass dieser Markt schon gefunden worden ist, nur die Menschen haben es noch nicht bemerkt. Und dieser neue ›Markt‹ ist die Sozialwelt, nachdem die Natur ausgebeutet worden ist: das Zwischenmenschliche und die Kommunikation untereinander. Handy, SMS, Internet, Chatrooms und was es nicht sonst noch alles gibt, lassen die Menschen heute vereinsamen. Sie sitzen zu Hause vor ihren Maschinen und sprechen nicht mehr miteinander.

Aber genau diesen Dingen haben diese Gesellschaften den Wohlstand zu verdanken. Damit ist allerdings der Gedanke verbunden, dass nur noch das wahr ist, was nützlich und verwertbar ist. Die großen Ideale der Menschheit, wie Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit sind nur noch leere Worte.

Die persönliche Freiheit ist zu einer langweiligen Selbstverständlichkeit geworden. Damit ist auch der Wille verloren gegangen, solche Ziele in der Gesellschaft zu verwirklichen. Die Menschen sind stumpf geworden, weil Menschlichkeit zu einem bloßen Wort verkommen ist. Der Verfall wird nicht mal in der nächsten Umgebung wahrgenommen.

Freundschaften zwischen Menschen basieren kaum mehr ohne Nutzen. Das ist der Grund für das Phänomen der Vereinsamung in den westlichen Gesellschaften.

Die Leute flüchten in Alkohol und Drogen. Sie haben jeglichen Glauben verloren und versuchen in das Jetzt zu fliehen, indem sie durch Drogen das Gestern und Morgen zu vergessen suchen. Auch hier in der Ukraine ist der Alkohol- und Drogenmissbrauch sehr drastisch, weil die Leute keine Perspektive haben. Es fehlt an Zielen, für die es sich noch einzusetzen lohnt.

Das habe ich in Deutschland und in den Ländern erfahren, wo ich gewesen bin; auch hier in der Ukraine erlebe ich seit drei Jahren diesen Wandel. Das beunruhigt mich. Mag sein, dass meine Bombe im rechtlichen Sinne absolutes Unrecht ist. Aber ist sie nicht menschlich gerecht?»

Was mich allerdings zuversichtlich stimmte, waren die Ereignisse bei der ›Orangen Revolution‹. Wenn die Menschen ein gemeinsames Ziel haben, dann können sie auch zusammenstehen und sich gemeinsam für etwas einsetzen. Aber wie sah es denn im Westen aus? Wer wollte

denn eine Revolution anzetteln, weil die Menschlichkeit versiegte. Schließlich schien alles human, jeder war frei und konnte sagen, was er wollte. Gerechtigkeit wurde so definiert, dass jeder die Chance hatte, etwas aus seinem Leben zu machen. Mir erschien es nur als Lüge.

Der Staat war eine Marionette der Wirtschaft. Das Wahlverfahren zwang die Politiker, in Jahres-Zyklen zu denken, in denen es nicht möglich war, wirkliche Reformen durchzuführen. Politiker, die den Umbau der Welt forderten oder zum Verzicht aufriefen, weil der globalen Welt damit geholfen wäre, würden als verrückt verjagt.

Sicherlich war die Demokratie einer Diktatur vorzuziehen, aber die Mechanismen dieser Staatsform schlossen aus, dass das Vernünftige getan wurde. Die Wähler interessierte nicht die Menschheit. Es ging ihnen um ihren Arbeitsplatz, die Ausbildung ihrer Kinder, ein sicheres Einkommen, bezahlbare Wohnungen und eine Rente im Alter. Die Menschheit kam weit danach.

Das kollektive Handeln hatte Rückwirkung auf die Menschen. Allerdings wirkte es sich unmittelbar aus und traf in erster Linie jene, die zeitlich und räumlich entfernt waren. Die Politik hatte die Aufgabe, die eigenen Leute zu befriedigen, doch selbst das wurde immer schwieriger.

»Rechtlich gesehen ist es bestimmt unrecht. Menschlich gesehen ist es unrecht, wenn dabei Menschen sterben oder zu Schaden kommen«, antwortete mir Jura. »Vor allem solltest du bedenken, dass eine Meldung relativ schnell wieder aus den Medien verschwindet. Vielleicht schaffst du es, für ein paar Wochen in die Medien zu kommen, weil du Uran verwendest, aber selbst das muss nicht der Fall sein. Heute erinnert man sich noch an den elften September, aber es ist in die Geschichte eingegangen und gebracht hat es nichts.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte ich, »menschlich gesehen darf bei der Bombe niemand zu Schaden kommen, richtig. Wenn jemand zu Schaden kommt, bin ich in den Medien. Dann kommt es darauf an, wie die Medien damit umgehen. Die Menschheit wird erst dann aus ihrem Trauma erwachen, wenn etwas passiert, was nicht in ihren Alltag passt. Etwas, das sie aufrüttelt.

Vor langem habe ich schon gesagt, dass zum Beispiel ein Ufo, das die Menschheit bedroht, die Menschen zusammenbringen könnte. Das schließe ich allerdings fast aus. Ein Erdbeben wie der Tsunami in Indien und Thailand hat die Menschen im Westen nicht direkt betroffen, also ist auch nicht viel passiert. Das Attentat vom elften September hat nur Hass und Gegengewalt hervorgebracht. Ich sehe trotzdem eine Möglichkeit, durch all diese Widerstände zu kommen.«

»Und das wäre?«

»Darüber kann ich mit dir jetzt noch nicht sprechen. Vertrau' mir bitte. Lass uns Igor wegen dem Uran treffen. Ich werde es dir bei gegebener Zeit erzählen.«

»Jörg, ich versuche dir zu vertrauen, immer noch! Aber du jagst mir Angst ein.«

Es tat mir in der Seele weh, ihn vertrösten zu müssen. Aber noch war ich nicht so weit, ihm zu erklären, was ich vorbereitete. Wohl war mir nicht bei der Sache – mit Uran ist nicht zu spaßen.

»Es ist spät geworden, ich denke, wir gehen jetzt besser nach Hause und schlafen. Ich verspreche dir, alles wird gut! Du wirst es noch verstehen!«

Jörgs Vater holte ihn in Biberach am Bahnhof ab. Auf der Fahrt nach Gutenzell sprachen die beiden kein Wort. Inzwischen war Jörg 21 Jahre alt, aber er hatte so viel in sehr kurzer Zeit erlebt, dass er erst einmal eine Pause brauchte. Sein Vater kümmerte sich um Jörg. Er ließ ihn in Ruhe.

Jörg war hauptsächlich in seinem Jugendzimmer. Sein Vater hatte eine große Bibliothek und Jörg verschlang die Bücher. Anfangs wollte er noch selbst ein Buch schreiben. Dafür lieh er sich von seinem Vater ein Tonbandgerät, aber Jörg war immer noch zu verstört, um etwas Sinnvolles zu schreiben, geschweige denn etwas Sinnvolles auf Band zu sprechen.

Sein Vater kochte für ihn, kaufte ein und hielt das Leben aufrecht. Sogar Tabak und Bier brachte er mit, obwohl er gegen Rauchen und Trinken war.

Beim gemeinsamen Mittagessen sprachen die beiden über Politik, Geschichte, Kulturen und so vieles, wie Jörg es aus seiner Kindheit kannte. Auch sehr persönliche Themen kamen dabei zur Sprache.

So erfuhr Jörg die Sichtweise seines Vaters darüber, wie die Familie zusammenbrach, wie sein Vater unter der Isolation litt, die ihm seine eigenen Kinder und seine Ehefrau antaten. Jörgs Vater hatte in jener Zeit Probleme bei der Arbeit und suchte Halt in der Familie, doch seine Frau wollte davon nichts wissen.

Im Schlafzimmer war es eigentlich keine Vergewaltigung, wie es Jörgs Mutter dargestellt hatte. Der Vater wusste nicht, ob die Frau Sex haben wollte und da sie keine Gegenanstalten machte, kam es dazu.

Jörg respektierte seinen Vater. Immer mehr er ein, welchen Fehler er begangen hatte, als er das Haus verließ. Er lernte seinen Vater neu kennen und erfuhr dessen Geschichte.

1943 wurde Jörgs Vater im Sudetenland geboren. Dessen Vater, also Jörgs Großvater, starb im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront. Es gab aber nur das Gerücht, dass er durch die Totenkopf-SS umgebracht wurde. Das war eine spezielle Einheit im Zweiten Weltkrieg, die hinter der Front »aufräumte«. Es sollten keine Gefangenen gemacht werden und diese Totenkopf-SS brachte die Verwundeten in den Lazaretts um.

Der Großvater wurde bei einem Angriff der Russen wahrscheinlich verletzt und verlor dabei das Gehör. Jedenfalls war dies die letzte Meldung, die seine Frau über ihn erfahren hatte.

Die Russen kamen zum Kriegsende ins Sudetenland und fingen an, die Menschen zu vertreiben. Davon war auch das Haus von Jörgs Großmutter betroffen. Aber ein russischer Offizier sah die junge Mutter mit dem kleinen Kind auf dem Arm und erinnerte sich an seine eigene Frau, die irgendwo in Russland auf ihn wartete. Dieser Offizier ließ ein Kreuz an die Tür machen und das gab der Familie Zeit, ihre Flucht vorzubereiten.

Jörgs Großmutter kam mit ihrem einzigen Sohn und ihren Eltern in Süddeutschland in Auffanglagern unter. Nach dem Krieg gab es Zwist in der Familie und die Großmutter wurde in die Psychiatrie gesperrt. Damals war die Psychiatrie allerdings nicht so, wie zu Jörgs Zeiten. Man spritzte die Kranken mit kaltem Wasser ab und es wurden Elektroschocks angewandt. Jörgs Großmutter behauptete, sie hätte ein Kind und das wollte man ihr ausreden. So wuchs Jörgs Vater bei den Großeltern auf und er wusste lange nichts über die Geschichte seiner Mutter.

Er war recht strebsam in der Schule und beschloss Ingenieur zu werden. Hauptgrund für diese Entscheidung war, weil

ein Lehrer meinte, dass dies ein sehr schweres Ziel sei und nur die Besten es erreichen könnten. Jörgs Vater schrieb sich in Nürnberg ein und wurde zu einem der jüngsten Ingenieure Deutschlands.

Bei seiner Arbeit suchte er den Kontakt zu den Arbeitern, die das verwirklichten sollten, was er am Reißbrett konstruierte. Er war sich dabei nicht zu fein, mit dem ›einfachen Volk‹ zu sprechen, sondern interessierte sich für deren Arbeit, welche Werkzeuge sie einsetzten und wie die Fertigung ablief. Das floss in seine Konstruktionspläne ein. Jörgs Vater heiratete Ende der 60er Jahre zum ersten Mal. Allerdings mit dem Bewusstsein, dass seine Frau einen Herzdefekt hatte, der nicht operiert werden konnte. Aus dieser Ehe ging Jörgs Schwester hervor und als diese drei Jahre alt war, starb ihre Mutter.

Der Vater hatte mit seiner ersten Frau eine Abmachung, dass er nach ihrem Tod wieder heiraten und eine neue Mutter für Jörgs Schwester finden solle. Er gab eine Kontaktanzeige auf, Jörgs Mutter meldete sich auf diese Anzeige und lernte so seinen Vater kennen.

Jörgs Vater war ein sehr kluger Mann, hilfsbereit, tolerant und in keinem Fall gewalttätig. Allerdings konnte er sehr wohl dominant sein und seinen Willen durchsetzen. Ihn interessierten Geschichte und die Gesellschaft, er las regelmäßig Zeitung und schaute Nachrichten. Er hielt sich auf dem Laufenden. Zudem hatte er Interesse an der Börse, an Fußball und am Wirtschaftsleben. Seiner Meinung nach waren Banken die Raubritter des 20. Jahrhunderts und ihm gefiel die Entwicklung nicht, dass die Wirtschaft das Volk vernachlässigte. Er war ein Familienmensch, dem die Familie alles bedeutete; an Freundschaften glaubte er zwar nicht, war aber gegenüber anderen sehr offen.

Gutenzell lag abgelegen und die Leute aus Biberach hatten kein Interesse, Jörg dort zu besuchen. Das war für Jörg auch gut so, denn die Abgeschiedenheit half ihm, die Ereignisse zu verarbeiten.

Trixi hatte nach Jörgs Vorschlag und zwei Tagen Bedenkzeit die Beziehung beendet, was wahrscheinlich seinen Nervenzusammenbruch mit verursacht hatte. In Gutenzell erfuhr Jörg, dass sie zwei Wochen später mit einem neuen Freund zusammen war, den Jörg als Kokser kannte.

Im April bat ihn sein Vater, eine Therapie zu machen. Jörg sagte, dass er nur bei einer Therapie einwillige, bei der keine Medikamente zum Einsatz kämen. Er hatte die Auswirkungen bei seiner Mutter gesehen und am eigenen Leib gespürt, wie diese Medikamente wirkten. Er saß aber in einer tiefen Depression gefangen, wie sie nach Psychosen sehr häufig vorkommen.

Im April willigte Jörg ein, sich wenigstens anzuhören, welche Möglichkeiten einer Therapie in der Psychiatrie gegeben waren. Sein Vater fuhr mit Jörg zusammen nach Bad Schussenried, wo sie mit dem Leiter der Psychiatrie ein Gespräch führten.

Jörg sagte nach diesem Gespräch zu, denn er klammerte Hoffnung daran, dass man ihm helfen könnte. Die Argumente des Arztes überzeugten ihn sogar, dass er sich mit Medikamenten behandeln lassen wollte.

Drei Tage später konnte er in der Psychiatrie auf eine so genannte offene Station aufgenommen werden. Es gab geschlossene Stationen, die es dem Patienten nicht erlaubten, nach draußen zu gehen – auf einer solchen Station hatte er den Leiter der forensischen Abteilung kennen gelernt, der Jörg über den Boden kriechen ließ – und es gab offene

Stationen, für freiwillige Patienten. Ihnen war erlaubt, die Psychiatrie nach Abmeldung zu verlassen.

Nach zwei Wochen kam er auf eine andere Station. Dort waren allerdings Medikamente Voraussetzung und Jörg bekam Risperdal³⁴, ein Medikament zur Behandlung von Psychosen. Haldol wurde in akuten Phasen angewandt, wie Jörg erfuhr, und Risperdal dann als Langzeit-Therapie. Allerdings führte Risperdal bei Jörg zu ähnlichen Symptomen wie Haldol und er verlangte wenigstens Akineton. Doch man verweigerte ihm Akineton, weil der behandelnde Arzt vermutete, dass Jörg dadurch einen Rauschzustand wollte.

Risperdal hatte die Eigenschaft eines Pegelmedikaments. Das hieß, dass es seine Wirkung erst mit der Zeit aufbaute, wenn im Blut ein gewisser Pegel erreicht war. Jörg lernte die gesamten Fachbegriffe und Wirkungsweisen über Medikamente.

Nach nur einer Woche auf jener Station rief er bei seinem Vater an und bat, die Therapie abbrechen und wieder nach Gutenzell kommen zu können. Er erklärte seinem Vater die Situation und bei einem Besuch sah sein Vater den steifen, mechanischen Gang von Jörg. Er willigte ein.

In Gutenzell fiel Jörg wieder in eine große Leere. Er hatte Kontakt mit Richard, der zwischenzeitlich mit Petra und ihrer Tochter in Ulm lebte. Es war eine kleine Wohngemeinschaft, in der sie untergekommen waren. Das Haus ließ aber sehr zu wünschen übrig. Jörg besuchte sie dort ein paar Mal und nahm Haschisch und Opium. Jörg hatte Richard gebeten, Schlaftabletten zu besorgen. Er bekam etwa 40 Tabletten Rohypnol.

Im Juni 1995 war Jörg so weit, dass er diese Tabletten ausknipste und mit Bier zusammen einnahm. Er hatte vom Leben genug und wollte sterben. Wie sollte es auch in Zukunft weitergehen? Hatte er nicht schon alles gehabt? Viel Geld, Reisen und Erlebnissen, bis hin zum Wahnsinn. Hatte er nicht auch Frauen gehabt und die Erfahrung einer Familie erlebt? Was sollte ihm das Leben noch bieten?

Er schluckte wieder Pille um Pille, wie er es mit Otto schon einmal getan hatte. Nur dieses Mal glaubte er, sie würden ihn umbringen.

Nach drei Tagen wachte er wieder in seinem Zimmer auf. Er hatte ein blaues Auge, das er bekommen hatte, als er abends zu seinem Vater die Treppen herunterfallen war. Doch davon wusste Jörg nichts. Diese drei Tage mussten für seinen Vater die Hölle auf Erden gewesen sein, denn er hatte auf Jörg am Bett aufgepasst. Der Hausarzt, den sein Vater hatte kommen lassen, hatte gemeint, dass man abwarten müsse. Schließlich war unbekannt, was Jörg genommen hatte.

Als er wieder zu sich kam, musste er seinem Vater etwas erzählen und sagte, dass er wieder mit Drogen experimentiert hätte. Er bat seinen Vater um Entschuldigung und um die Erlaubnis, einen Spaziergang zu machen.

Sein Vater glaubte die Geschichte und willigte ein. Er war sogar froh, dass Jörg endlich das Haus verließ. Die gesamte Zeit hatte Jörg in seinem Zimmer verbracht und es schien ein Fortschritt zu sein. Jörg hatte allerdings einen Hintergedanken: er wollte im Wald nach Tollkirschen suchen, um sich damit umzubringen.

Er fand einen Strauch, pflückte Blätter und Blüten, denn die Früchte waren im Juni noch nicht reif. Am Abend begann er, seine Beute zu essen.

Tollkirschen enthalten das Alkaloid Atropin. Es wirkt in kleinen Mengen gefäßerweiternd und in größeren Mengen kann es Rauschzustände auslösen, in noch größeren Mengen führt es zu Atemlähmung.³⁵ Jörg wusste das aus seinen Erfahrungen im Wohnheim.

Nach weiteren drei Tagen kam Jörg wieder zu sich. Dieses Mal fand er sich aber in der Psychiatrie. Der Hausarzt hatte ihn einweisen lassen. Jörgs Vater hatte am nächsten Tag gemerkt, dass schon wieder etwas nicht stimmte, und den Hausarzt verständigt. Jörg war zwar physisch vorhanden und auch am Leben. Er reagierte auch, wenn man ihn ansprach, doch erzählte er nur Unsinn und sprach mit Leuten, die für andere nicht sichtbar waren.

Das alles war Ende Juni, kurz vor Jörgs Geburtstag. Er bat seinen Vater, dass er ihn wieder nach Gutenzell holen sollte, denn an seinem Geburtstag wollte er nicht in der Psychiatrie sein. Sein Vater gewährte es ihm nur unter einer Bedingung: Jörg musste versprechen, dass er nicht mehr versuche, sich das Leben zu nehmen.

In Jörgs Familie galt ein Versprechen sehr, sehr viel. Das gesagte Wort war wie ein Gesetz. Das wusste Jörg und so verdammt er sich mit seinem Versprechen zum Leben. Er willigte ein, damit er nach Gutenzell in die Einsamkeit zurück durfte.

Während dieser gesamten Zeit, seit er die Gerichtsverhandlung nach seiner Rückkehr aus Montpellier gehabt hatte, stand Jörg unter Bewährungsaufsicht. Ihm war ein Bewährungshelfer zugeteilt, den er einmal im Monat treffen sollte. Außerdem musste er gemeinnützige Arbeit leisten, die ihm der Richter auferlegt hatte, damit Jörg reale Probleme der Gesellschaft kennen lernen sollte.

Als Jörg noch in Biberach bei seiner Mutter wohnte, meldete er sich alle paar Wochen bei seinem Bewährungshelfer. Diesem fiel während der gesamten Zeit nicht auf, was mit Jörg los war. Er bekam weder etwas von Paris, noch von Amsterdam mit, geschweige denn von den Drogen. Erst bei der Einweisung in die Psychiatrie, Anfang 1995, schien er etwas zu ahnen.

Jedenfalls musste Jörg noch diese gemeinnützige Arbeit ableisten. Er hatte sich bisher stetig geweigert und sogar gesagt, dass er es in Kauf nehmen würde, ins Gefängnis zu gehen. Der Bewährungshelfer erklärte ihm aber, dass Jörg für etwa zwei Monate ins Gefängnis kommen werde, aber die Arbeitsaufgabe dadurch nicht getilgt sei.

Jörg willigte im Sommer 1995 ein, diese Arbeit zu tätigen. Sein Vater fand mit Hilfe des Bewährungshelfers eine Einrichtung, die dafür in Frage kam. Es war ein Sanatorium für Rheumakranke, das nicht weit von Gutenzell entfernt lag. Die Idee der beiden war, dass Jörg durch Arbeit wieder auf den Boden zurück kommen werde und vielleicht eine Ausbildung beginnen würde. Jörgs Vater hatte sich bei der Rektorin vom Ernährungswissenschaftlichen Gymnasium erkundigt. Alle wollten Jörg helfen, er musste die Hilfe nur annehmen. Die Rektorin hatte tatsächlich für Jörg eine Ausbildung gefunden – als Heilerziehungspfleger bei den Heggbacher Einrichtungen.

Aber zuerst leistete Jörg seine 40 Stunden in dem Sanatorium ab. Seine Aufgabe bestand darin, den Park zu pflegen. Er mähte den Rasen und goss die Pflanzen. Das waren also die Probleme der Gesellschaft.

Das Vorstellungsgespräch in Heggbach verlief positiv; hauptsächlich durch den Einfluss seiner ehemaligen Rektorin. Jörg konnte Ende August das Vorpraktikum zum

Heilerziehungspfleger beginnen. Allerdings verlangte die kirchliche Einrichtung, dass Jörg wieder in die Kirche eintrat, aus der er 1990 ausgetreten war.

Jörg willigte ein und erkundigte sich Anfang August bei dem neuen Pfarrer in Gutenzell, wie er wieder aufgenommen werden könne. Das gestaltete sich als etwas schwieriger, wie ihm erklärte wurde. Er musste bei der Kirche einen Antrag stellen, ein persönliches Gespräch mit dem Pfarrer führen und danach ging das Ersuchen zum zuständigen Bischof. Bis zur Entscheidung sollte es allerdings noch zwei Monate dauern.

Soweit kam es aber nicht. Jörg nahm die Arbeit in Heggbach auf. Er war dort mit schwer geistig behinderten Menschen zusammen, um die er sich mit den anderen Pflegern kümmerte.

Er wohnte auch in Heggbach, doch war er in dieser Wohnung alleine. Nach zwei Wochen besorgte er sich in verschiedenen Apotheken Halbmond-Schlaftabletten, die neben Baldrian auch eine chemische Substanz enthielten. Sie waren frei käuflich und Jörg hatte vor, sich trotz des Versprechens umzubringen. Schließlich war nach seinem Tod das Versprechen hinfällig.

Aber auch dieser Versuch scheiterte. Er nahm zwar die Tabletten, doch verschlief er seinen Dienst am nächsten Tag und stand zu spät auf – geistig abwesend. Er verlief sich auf dem Gelände und verwechselte seine Station, die ihn wegen seines Zustands nach Hause schickte. Er fand allerdings nicht den Heimweg und irrte den ganzen Tag in der Gegend umher.

Am nächsten Tag war er wieder klarer im Kopf. Die Heimleitung hatte ihren Kinder- und Jugendpsychiater eingeschaltet, der Jörg davon überzeugte, dass er besser wieder

in die Psychiatrie käme. Er empfahl auch, dass Jörg nicht mehr nach Gutenzell gehen solle, nachdem er sich einen Teil von Jörgs Geschichte angehört hatte.

So kam Jörg wieder in die Psychiatrie. Der Kinder- und Jugendpsychiater sprach auch mit Jörgs Vater und beruhigte ihn, weil dieser sehr verzweifelt war. Alle Versuche, Jörg zu helfen, scheiterten und immer wieder kam es zu Selbstmordversuchen, die in der Psychiatrie endeten.

Dieses Mal sollte es allerdings anders werden. Jörg blieb für vier Wochen auf der geschlossenen Station. Ein Pfleger empfahl ihm die Station 16a – eine Station, wo er ohne Medikamente eine Therapie machen konnte. Jörg weigerte sich immer noch, Medikamente einzunehmen.

Jörg lernte auf dieser Station Frau Dr. Martin kennen, die ihm sehr sympathisch erschien. Er sah bei ihr die Hoffnung, sie könne ihm helfen. Also willigte er ein, auf dieser Station eine Langzeittherapie zu machen.

Jörg rasierte sich nicht mehr und vernachlässigte sein Aussehen. Allerdings spielte er auf dieser Station mit allen Tischtennis, las sehr viel und bekam von Frau Dr. Martin ein Buch über Psychosen, das eine Pharmafirma für Ärzte herausgegeben hatte.³⁶

Darin entdeckte er seine eigenen Erlebnisse und sah ein, dass er wirklich eine Psychose durchlebt hatte. Auch die Depressionen und Selbstmordversuche nach der akuten Phase waren nicht ungewöhnlich. Somit schien es Jörg, dass er eigentlich eine normale Krankheit hatte, wie sie in dem Buch beschrieben wurde. Was ihm Hoffnung machte, war, dass diese Krankheit nicht lebenslänglich sei, sondern auch geheilt werden könne – auch ohne Medikamente. Es bedarf nur Zeit.

Das Buch beschrieb, dass Psychosen auf der ganzen Welt auftraten und zu Wahnvorstellungen führten. Je nach Kultur kam es zu unterschiedlichen Wahnvorstellungen und bei manchen Menschen verschwanden sie auch wieder so schnell, wie sie gekommen waren. All das machte Jörg Hoffnung und er öffnete sich seiner neuen Therapeutin, die er einmal in der Woche sprach.

Ende Herbst kam eine neue Pflegerin auf die Station, die ein Jahr älter als Jörg war – Jenny. Sie kam ursprünglich aus der ehemaligen DDR und machte eine Ausbildung zur Krankenschwester, da sie mit ihrem erstgelernten Beruf als Logistin keine Arbeit fand.

Die beiden freundeten sich an und spielten zusammen sehr häufig Tischtennis. Mit der Zeit fand Jörg mehr und mehr zu sich selbst zurück, er rasierte sich wieder regelmäßig und sah passabel aus. Aus der Freundschaft wurde dann mehr und die beiden verliebten sich. Jörg besuchte Jenny privat in Bad Schussenried in der Nähe der Psychiatrie.

Allerdings waren solche Beziehungen in der Psychiatrie nicht gerne gesehen und die beiden hielten sie geheim. Ende 1995 erzählte Jörg Frau Dr. Martin davon und hegte den Wunsch, nun die Psychiatrie zu verlassen. Jenny bot ihm an, dass er bei ihr wohnen könnte.

Frau Dr. Martin hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie sah es sogar als therapeutisch sinnvoll an. So wurde die Entlassung vorbereitet und Anfang 1996 konnte Jörg tatsächlich zu Jenny ziehen. Frau Dr. Martin verstand es, die Sache so zu regeln, dass es kein Aufsehen in der Psychiatrie erregte und für Jenny keine Probleme dadurch entstanden. Jörg willigte weiterhin ein, die Gespräche mit Frau Dr. Martin

weiterzuführen, solange dies beide für sinnvoll erachteten. Frau Dr. Martin half auch Jörgs Vater, über die ganze Geschichte hinwegzukommen. Sie schloss aus Jörgs Berichten, dass sein Vater sich sehr oft in Jörgs Leben einmischte und machte ihm klar, dass er Jörg einfach loslassen müsse, damit Jörg auf eigenen Füßen stehen könne.

Zu seiner Mutter und seinem Bruder hatte er in dieser Zeit wenig Kontakt. Schließlich galt er für die beiden als Verräter, der zu dem gehassten Vater zurückkehrte.

Jörg blühte mit Jenny wieder auf. Seine Bewährungszeit war inzwischen abgelaufen und er erkundigte sich nach Arbeit. Das Arbeitsamt schickte Jörg nach Laupheim auf eine Schule, wo er in zwei Jahren zum chemisch-technischen Assistenten ausgebildet werden konnte. Er nahm an einem Programm des Arbeitsamtes teil, sich für ein paar Tage in Betrieben umzusehen. So war Jörg nur für eine Woche an dieser Schule.

Da er Probleme mit seinem Computer hatte, rief er einen Händler an, der ebenfalls in Schussenried lebte. Dieser Händler hieß Moritz Blum.

Dieser hatte sich selbständig gemacht und verkaufte Computer. Sein Bruder arbeitete in München als Druckvorlagenhersteller bei einer großen Werbeagentur und die beiden hatten sich Maschinen gekauft, um auch in Schussenried Druckvorlagen für den lokalen Markt herzustellen.

Jörg fragte bei Moritz an, ob er bei ihm ebenfalls diesen ›Schnupperkurs‹ machen könne und Moritz sah darin kein Problem. Jörg brachte seinen Computer aus der kleinen Wohnung von Jenny in die Firma und las nun Literatur über Computer. Moritz hatte für ihn wenig Zeit, was er aber schon bei der Einwilligung gesagt hatte.

Jörg lernte sehr schnell und kannte nach dieser Woche Installationsverfahren, das Innenleben von Computern und wie man sie zusammenbaut. Er interessierte sich auch für unübliche Betriebssysteme, wie OS/2³⁷, und für Netzwerke. Moritz war erstaunt darüber und sehr froh. So beschlossen die beiden, dass Jörg dort länger bleiben konnte. Eigentlich hatte Jörg vorgehabt, im Herbst die Ausbildung in Laupheim zu beginnen. Darüber wusste auch Moritz Bescheid.

Die Beziehung zwischen Jenny und Jörg funktionierte gut. Die Gespräche mit Frau Dr. Martin fanden weiterhin statt und Jörg arbeitete bei Moritz. Dies teilweise bis spät in die Nacht, weil ihn das Thema interessierte.

So lernte Jörg auch die Schritte kennen, um Druckvorlagen herzustellen, wobei er die Bekanntschaft mit Macintosh-Systemen machte und Novell³⁸ als Netzwerkbetriebssystem kennen lernte. Er baute Computer zusammen, installierte sie und machte sich nützlich, wo er konnte. Abends saßen Moritz und Jörg zusammen und führten Diskussionen, wie Jörg sie aus seiner Biberacher Zeit kannte.

Im Sommer bekam Jörg dann von Moritz das Angebot, bei ihm als Geschäftsführer einer gemeinsamen Firma zu arbeiten. Es sollte eine getrennte Firma gegründet werden, die sie Crack-Computer nannten.

1996 wurde die CE-Norm in Deutschland eingeführt und es mussten alle elektronischen Geräte auf ihre Strahlung hin geprüft werden. Weil Moritz eigene Computer bauen wollte, brauchte er ein Protokoll für diese Norm. Diese Kosten wollte er auf eine separate Firma abwälzen.

Jörg beteiligte sich an dieser Firma mit seiner Arbeitsleistung, die verrechnet wurde. Eine weitere Person gab ebenfalls Kapital. So wurde Jörg zum Geschäftsführer und zum

einzigem Arbeiter in der Firma. Er machte die Bestellungen, baute die Einzelteile zu Rechnern zusammen und erhielt die Aufträge von Moritz.

Weil er an die Idee glaubte, ließ er sein Vorhaben fallen, in Laupheim auf die Schule zu gehen. Computer wurden nun zu seiner Welt und er eignete sich selbständig weiteres Wissen in diesem Bereich an.

Jörg hatte inzwischen die Gespräche bei Frau Dr. Martin in gegenseitigem Einvernehmen beendet, weil beide der Meinung waren, Jörg sei reif für die Welt. Er hatte eine Freundin, bei der er lebte und für die er sorgte, er hatte Arbeit und sein Chef war sein Freund geworden. Selbst mit seiner Mutter hatte er inzwischen wieder Kontakt. Sie hatte einen Mann gefunden, mit dem sie in einer Beziehung lebte.

Es kam der Herbst und Jenny musste in Biberach im Rahmen ihrer Ausbildung ein Praktikum absolvieren. Eines Abends, als sie wieder mit Jörg zusammen in der Wohnung war, fragte Jörg, ob irgendetwas nicht stimme. Er hatte das Gefühl, dass Jenny sich durch die Zeit in Biberach mehr und mehr von ihm distanzierte.

Jennys Antwort war eindeutig: es sei zwischen ihnen Schluss. Sie habe keine Gefühle mehr für Jörg, aber er könne gerne weiter mit ihr zusammenleben.

Das war ein Schock für Jörg und er entschloss sich, dieses Angebot nicht anzunehmen. Er meinte zu ihr, er wolle sich lieber eine eigene Wohnung suchen und auch eine physische Trennung.

Er fand eine Wohnung in der Maibachstraße und zog vier Wochen später aus. Die Möbel bekam er von dem neuen Mann seiner Mutter, der zu ihr zog.

Er hieß Klaus Pölzer und Jörg mochte ihn nicht sonderlich. Klaus trank gerne Bier, aß nicht viel und hüllte sich in Geheimnisse. Jörg akzeptierte allerdings, dass seine Mutter wieder eine Beziehung hatte und deshalb auch Klaus.

Jörg hatte in jener Zeit kaum Geld, dennoch fing er wieder an, Haschisch zu rauchen. Moritz zahlte ihm ein kleines Gehalt, das für die Miete und für Lebensmittel reichte.

Jörg nahm stark ab und bekam Probleme mit dem Magen. Er rauchte sehr viel und trank täglich literweise Kaffee. Abends war es meist recht spät und er kaufte selten ein. Deshalb kochte Moritz' Mutter für ihn, aber Anfang 1997 brach er mit seinen Magenbeschwerden zusammen und wurde krank.

Seine Mutter bekam das mit und schickte ihn zu ihrem Vater. Er war Arzt und ein sehr kluger alter Mann. Dort wurde Jörg wieder aufgepäppelt und kam wieder auf die Beine. Er rauchte wenig und Haschisch war dort tabu. Die Gespräche mit seinem Großvater führten allerdings dazu, dass sich Jörg wieder über die Gesellschaft und die Welt Gedanken machte.

Als er nach einer Woche wieder bei seiner Mutter in Biberach war, wurden diese Gedanken durch Klaus verstärkt. Er erzählte Jörg, dass er früher politisch aktiv gewesen sei, aber darüber nicht sprechen könne. Er meinte, er kenne Joschka Fischer persönlich und sei in den 70er Jahren selbst nach Israel geflogen, um dort verschiedene Koffer zu übergeben. Über den Inhalt wollte er nichts sagen, genauso wenig über seine Auftraggeber oder was er eigentlich gemacht hatte. Diese Geheimnis- und Wichtigtuerei gefiel Jörg nicht. Allerdings hatte Klaus nach Jörgs Auffassung eine recht gute Meinung zu Staat und Gesellschaft.

Jörg beschäftigte sich wieder mit Nostradamus und in ihm brannte die Frage auf, ob das von 1993 nur Einbildung war oder ob nicht doch etwas daran wahr sein könnte. Schließlich gab es sehr viele Parallelen: in der Nostradamusinterpretation tauchte der Ort Ulm auf und der 48. Breitengrad – dieser lief exakt durch Bad Schussenried und war nicht weit von Ulm. Zudem wurde die Zahl sieben erwähnt – Jörg wurde am 7.7.1973 geboren, die Quersumme des Datums ergibt wieder sieben. In der Interpretation wurde die Person ›der Sieger‹ genannt. Jörg interpretierte dies als Siegfried, den Drachentöter aus der Nibelungensage und sein eigener Name stammte von Georg ab, der auch ein Drachentöter war. Weiter wurde die Person ›Heinrich‹ genannt und Jörg suchte in Büchern nach Vorbildern in der Geschichte.

Er sah für sich zwei Alternativen für die Zukunft: entweder brachte er sich um, was allerdings stark im Widerspruch zu dem Versprechen bei seinem Vater stand, oder er sprach noch einmal eine Bombendrohung aus, um herauszufinden, ob das mit Nostradamus stimmte. Die Arbeit bei Moritz machte ihn krank, das Haschisch tat seinen Rest dazu.

In Jörg wuchs diese Idee heran, die Gespräche mit seinem Großvater und Klaus, aber auch mit seinem Vater oder Moritz, forcierten diese Gedanken.

Er besorgte sich eine Stahlguss-Röhre, wie er sie in seiner Jugend schon verwendet hatte, nahm bei seiner Mutter die Chemikalien mit, die noch zur Schwarzpulverherstellung vorhanden waren und setzte den Ausführungstag auf den 1. Mai: die Walpurgisnacht; das Datum, an dem er schon einmal eine Bombe angekündigt hatte.

Sein Bruder war in dieser Zeit als Zivildienstleistender in England. Er arbeitete dort bei einer Organisation, die Werkzeuge aus Großbritannien einsammelte, reparierte und dann nach Afrika verschickte. In Afrika brachte die Organisation den Leuten bei, wie man die Werkzeuge benutzte und die Idee dahinter war ›Hilfe zur Selbsthilfe‹.

Dieses Projekt hieß ›*Tools for Self-Reliance*‹ (Werkzeug für Selbstvertrauen). Die Idee war einfach und wunderbar, die erzielten Effekte großartig. Seit 1979 arbeitete TFSR und belieferte bis 1997 43 Länder mit über 400 000 Werkzeugen aus Großbritannien.³⁹

Bei TFSR wurde zusammen gearbeitet, um den Menschen in anderen Ländern die Chance zu geben, sich selbständig und auf praktische Art zu helfen – egal von welchem Alter, welchem Hintergrund oder welcher Religion. Es war nur ein kleiner, aber bedeutender Anstoß gegen Armut. Jörg kannte dies auch von dem Projekt Megacities, dessen Dokumentation er zufällig im Fernsehen entdeckt hatte.

Im April 1997 besuchte Jörg seinen Bruder bei diesem Projekt. Gerade in dieser Zeit fand ein Workcamp statt. Dort arbeiteten Menschen bei sozialen oder ökologischen Projekten, um sie zu unterstützen und kennen zu lernen. Es waren Freiwillige, die aus der ganzen Welt zusammenkamen. Während und bei der Arbeit setzten sie sich dann mit den Hintergründen der Projekte auseinander, an denen sie mitarbeiteten.

Es ging dabei um regionale und grenzüberschreitende Probleme aus den Bereichen Ökologie, Frieden, Anti-faschismus und Antirassismus, ›Dritte Welt‹, Behinderte, Kinder und Jugendliche, sowie soziale und kulturelle Fragen.

Die Idee dahinter war, den Toleranzgedanken in der Welt zu fördern. Es sollte das Verständnis für Bedürftige

vermittelt werden und diese Workcamps eigneten sich, eigene Interessen und Fähigkeiten aufzuspüren. Man lernte sich weltweit kennen und auszutauschen. Das gemeinsame Ziel vermittelte das Gefühl, anderen geholfen zu haben und es stärkte den Glauben, die Probleme in der Welt in Griff zu bekommen.⁴⁰

Jörg fühlte sich nach diesem Projektbesuch bestätigt, dass es richtig war, seine Bombe zu bauen. Er wollte allerdings nicht, dass jemand geschädigt wurde. Deshalb machte er die Bombe nicht scharf, aber sie war im Prinzip funktions-tüchtig.

Ende April hatte er alles fertig: ein Bekenner schreiben, die Bombe und auch sonstige Dokumente. Die Dokumente waren verschiedene Referate zum Grundgesetz, über die Gesellschaft und über bestehende Projekte, wie das Mega-cities-Project oder TFSR. Das alles wollte er zum Test in Biberach am Bahnhof durchführen und damit Erfahrungen sammeln, wie die Medien, beziehungsweise der Staat darauf reagierten. Später plante er, am Flughafen in Frankfurt eine ähnliche Aktion zu machen. Ihm war sehr wohl klar, dass Biberach für ein größeres Aufsehen zu klein war.

In seinem Bekenner schreiben wollte er hauptsächlich auf den Artikel 56 des Grundgesetzes aufmerksam machen und dort das politische Gewissen ansprechen. Mit diesem Amtseid verband die Bundesrepublik eine alte Tradition, die in die Zeit der Aufklärung zurückreichte. Schon der preußische König Friedrich der Große (*1712 †1786) definierte in seinem Staat das Wohl des Einzelnen und Gerechtigkeit gegenüber allen als oberstes Prinzip im Land.⁴¹ Dies wurde im allgemeinen Landrecht (1794) rechtlich festgelegt, das aber nicht von ihm erlassen wurde.⁴²

Das 18. Jahrhundert war erfüllt von einer neuen Weltanschauung, die das Geistesleben in Aufruhr brachte. Der Erkenntnisdrang und das Wahrheitsstreben erlebten einen Aufschwung, die Vernunft gewann an Bedeutung und die natürliche Situation wurde als wiederherstellbar beurteilt. Hierfür waren die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse von Kopernikus, Kepler, Galilei und später Newton verantwortlich.

Das Glück des sittlichen Lebens wurde in der Glückseligkeit der Seele gesehen (Eudämonismus⁴³). Das allgemeine Wohlfahrtswesen sollte über das Streben nach ›Glück aller‹ erreicht werden. Der humanistische Ansatz wurde aus den antiken Gedanken des Humanismus gebildet. Es bestand ein allgemeiner Glaube an das Gute im Menschen.⁴⁴

Im 19. Jahrhundert kam dann die soziale Frage auf. Die Arbeiterschaft fühlte sich benachteiligt, da ihre Interessen von den Unternehmern missbraucht wurden. Kinderarbeit, Arbeitslosigkeit, Elend und schlechte Bezahlung waren an der Tagesordnung. Aus diesen Mängeln entwickelte sich die Sozialdemokratie, wie auch das kommunistische Manifest. Die Frage der ausgleichenden Gerechtigkeit wurde laut, da die Besitzverhältnisse unterschiedlich verteilt waren.

Anfang des 20. Jahrhundert brach der Erste Weltkrieg aus und die Welt erlebte den Zusammenbruch der Monarchien. Die Weimarer Verfassung von 1919 enthielt inhaltlich den Artikel 56 des deutschen Grundgesetzes. Die Deutsche Reichsverfassung von 1849 enthielt ebenfalls einen ähnlichen Eid.

Jörg drückte in seinem Bekennerschreiben aus, dass er für seine Tat bestraft werden würde, aber keine andere Chance sehe, mit seinen Gedanken an die Öffentlichkeit zu kommen. Er verschickte dieses Schreiben an mehrere

Medieneinrichtungen, mit Bildern, die suggerierten, dass sich in Biberach eine reale Bombe befände.

Als Absicherung schrieb er Frau Dr. Martin einen Brief, in dem stand, dass er sich mit ihr treffen wolle, um über seine Tat zu sprechen.

Die ganze Aktion nannte er ›Codename IOVIALIS‹ und kürzte mit CNI ab. Sprach man CNI englisch aus, entstand »see an eye«, was sich auf die Tätowierung auf seinem rechten Oberarm bezog.

Die Wortwahl beruhte auf dem lateinischen ›iovialis‹, das »zu Jupiter gehörend« bedeutete und im deutschen zu ›jovial‹ wurde. Das wiederum konnte als ›froh, heiter, leutselig, gönnerhaft‹ interpretiert werden. Seit dem 18. Jahrhundert ging das Wort ›jovialisch‹, französisch jovial und italienisch gioviale in seiner Bedeutung auf den lateinischen Ursprung ›iovialis‹ zurück. Für die Bedeutungsübertragung war die mittelalterliche Astrologie verantwortlich, die den nach dem römischen Göttervater benannten Planeten Jupiter als Ursache für menschliche Fröhlichkeit und Heiterkeit ansah und danach den Heiteren mit ›iovialis‹, »der im Sternbild des Planeten Jupiter Geborene« bezeichnete.⁴⁵

Dieses Wort hatte Jörg von Nostradamus übernommen. Jörg sah darin noch altruistische Ziele, wobei sich die Einstellung und Handlungsgrundlage an den Interessen anderer orientierte. Der Begriff wurde von Comte eingeführt, der im Altruismus die Moral der Zukunft erblickte.⁴⁶

Außerdem verband Jörg den Eudämonismus als Lehre vom Erlangen der Glückseligkeit auf individuellem oder kollektivem Weg mit dem Wort. Die individuelle Variante des

Eudämonismus zeigte meist einen hedonistischen Grundzug, die sinnliche Freude galt als wesentliche Grundlage des Glücks. Unter den oft widrigen gesellschaftlichen Bedingungen könnte das Glück nicht unmittelbar, sondern, wie zum Beispiel bei Epikur, durch listigen Einsatz des Verstandes erreicht werden. Die Ausprägung des Eudämonismus im kollektiven Sinne wurde meist als Utilitarismus bezeichnet.

Der Utilitarismus wurde von Bentham und Mill als ethische Auffassung begründet, nach der »das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl« Ziel des Handelns sein sollte. Der Utilitarismus wurde meist als Erfolgsethik verstanden, deren Sinn darin lag, dass der Einzelne über das Gemeinwohl sein eigenes Wohl förderte.⁴⁷ Der Utilitarismus kehrte die Moral des Liberalismus formal um, der davon ausging, dass das Handeln im eigenen Interesse letztlich auch für das Gemeinwohl am ergiebigsten sei. Verfechter des Liberalismus war Adam Smith, der als Begründer der klassischen Volkswirtschaftslehre gilt.⁴⁸

Jörg unternahm alles, dass nichts passieren konnte. Seine Idee war, dass am 1. Mai in Biberach eine Bombe im Schließfach Nr. 7 am Bahnhof gefunden würde. Sein »Bekennerschreiben« trug einen Stempel mit dem lateinischen Schriftzug »IN HOC SIGNO VINCES«, welchen der römische Kaiser Konstantin einst im Traum sah und ihn bei einer Schlacht auf alle Waffen schreiben ließ. Konstantin versprach die neue christliche Religion anzunehmen, wenn dieser »neue Gott« ihm seine Macht zeige und er gewann die damalige Schlacht.

Das Bekennerschreiben folgt im Wortlaut:

*Sehr geehrte Damen und Herren,
bezüglich den Vorkommnissen in Biberach möchten wir uns entschuldigen. In unserer sensationsorientierten Mediengesellschaft ist es allerdings kaum möglich, anders Gehör zu finden. Uns ist aber auch bewusst, dass die o.g. Ereignisse nur kurz in den Medien auftauchen werden. Die Schnellebigkeit von Informationen lassen grundlegenden Ideen kaum eine Chance.*

Unserer Aktion ist möglicherweise das gleiche Schicksal bestimmt. Dennoch sind wir der Meinung, durch unsere Tat etwas erreichen zu können. Es war nicht in unserem Sinn, gegen die Verfassung oder gegen bestehendes Recht zu verstoßen. Doch lassen sich sehr wahrscheinlich Gesetze finden, um uns wegen dem initiierten Vorgang anzuzeigen.

Wir setzten uns zum Ziel, den Hergang in Biberach als reale Möglichkeit zu demonstrieren. Auch wären wir durchaus in der Lage gewesen, mehr Schaden anzurichten. Das lag allerdings nicht in unserer Absicht. Wir wollten in keinem Fall irgend jemanden verletzen oder gar töten. Vielmehr möchten wir durch diese Tat unsere Ziele und Vorstellungen unterstreichen. Uns schien bei diesem Thema keine andere Möglichkeit zu bleiben, um anderweitig auf Resonanz zu stoßen.

Bezüglich der häufig anzutreffenden Unzufriedenheit in der deutschen Bevölkerung versuchten wir, einen definierbaren Ursprung zu finden. Dabei untersuchten wir verschiedene Grundgesetzartikel und entdeckten, dass ein philosophischer, nicht-politischer Artikel für den bestehenden Zustand als Vergleich herangezogen werden kann.

Die Klärung der Frage, in wie weit der besagte Artikel umgesetzt worden ist, liegt uns fern. Wir wollen uns nicht anmaßen, die jetzige Situation zu beurteilen, geschweige denn Schuldige zu suchen. Vielmehr möchten wir auf Ideen hinweisen, welche

dazu beitragen könnten, weltweit eine Besserung im sozialen und menschlichen Bereich zu verwirklichen.

Vielen Dank für Ihr Verständnis,

Mit freundlichen Grüßen,

CNI

Jörg wurde am 2. Mai, nachdem nichts geschehen war, sehr ungeduldig. Er verließ seine Arbeit sehr früh und ging nach Hause. Dort rauchte er Haschisch und wollte eigentlich den Schließfachschlüssel per Post zur Polizei nach Biberach schicken.

Er wusste noch von 1993, dass seine Fingerabdrücke bei der Polizei waren und sorgte dafür, dass er keine Fingerabdrücke hinterließ. Dazu trug er Handschuhe aus der Apotheke.

Zu Hause schaltete er seinen Computer an und schickte eine E-Mail an die Schwäbische Zeitung. Allerdings vergaß er wegen seines Haschischkonsums, eine falsche E-Mail-Adresse zu benutzen. Danach passierte folgendes, wie die APO, eine Schussenrieder Jugendzeitung, schrieb:

Donnerstag – 1. Mai 1997: In unserer Post finde ich einen Brief ohne Absender, lediglich ein Stempelaufdruck, auf dem eine Rose, ein Kreuz und ein lateinischer Schriftzug zu sehen sind, ist auf dem Briefumschlag. Neugierig öffne ich den Umschlag. Heraus kommen ein maschinengeschriebener Brief und ein Blatt, auf dem vier farbige Bilder zu sehen sind. Erstaunt stelle ich fest, dass auf dem Blatt eine Bombe und der Biberacher Bahnhof zu sehen sind. Als ich den dazugehörigen Brief lese wird mir klar, dass es eine Bombendrohung sein soll, unterzeichnet ist sie von einer Gruppe namens CNI und dem Stempel, welcher mir schon auf dem Umschlag aufgefallen ist. Nur ein Scherz? Will uns hier jemand verarschen? Oder viel-

leicht doch bitterer Ernst? Ich entschliefse mich dazu, den Brief erst einmal meinen Redaktionskollegen zu zeigen.

Wenig später hat auch der Rest der Redaktion den Brief gelesen und die Bilder angeschaut. Nach einer Diskussion kommen wir zum Entschluss, in dieser Sache erst einmal nichts zu unternehmen. Wenn an der Sache etwas dran wäre, so hätte der Absender des Briefes bestimmt seine Information auch jemand anderem zukommen lassen und es wäre wahrscheinlich schon etwas unternommen worden, so unser Gedankengang.

Freitag, 2. Mai 1997, 14:30 Uhr: Ich sitze mit einigen meiner Redaktionskollegen zusammen und spreche über den Brief. Wir überlegen, ob man nicht doch die Polizei darüber informieren sollte. Vielleicht ist ja doch 'was an der Sache dran. Ein Kollege ruft bei der Kripo in Biberach an. Unser Anruf wird ziemlich ernst genommen, und einige Minuten später sind zwei Polizisten da, die den Brief abholen. Von den beiden Beamten erfahren wir, dass es in dieser Sache bisher noch keinen Hinweis gab. Als die Polizisten wieder weg sind, setzen wir uns sofort ins Auto und fahren nach Biberach zum Bahnhof. Als Wir ankommen ist es 15:30 Uhr. Von der Polizei ist noch nichts zu sehen. Das Schießfach mit der Nummer 7, in welchem die Bombe liegen soll, ist verschlossen und schon länger als 48 Stunden belegt, was durch die Aufforderung zur Gebührennachzahlung zu erkennen ist. Doch eine Bombe? Jetzt endlich, gut 45 Minuten nachdem wir die Polizei informiert haben, betreten zwei uniformierte Beamte den Bahnhof.

Als auch sie das Schließfach Nummer 7 verschlossen sehen, räumen sie sofort den Bahnhof. In den nächsten 20 Minuten fahren mehr und mehr Polizisten in Streifenwagen und Zivilautos vor, gegen 16:00 Uhr sind um die 30 Polizeibeamten und zwei Krankenwagen vor Ort und auch das Gelände rund um den Bahnhof ist großräumig abgesperrt. Auf der Straße vor

dem Bahnhof dürfen nur noch Linienbusse fahren, ankommende Züge müssen 150 Meter vor dem Bahnhof halten. Von einem Polizeibeamten erfahren wir, dass bereits Spezialisten vom LKA aus Stuttgart unterwegs sind, um die angebliche Bombe zu entschärfen. Diese treffen auch gegen 17.00 Uhr, eskortiert von einer Motorradstreife, ein. Ungefähr zehn Minuten später ist der Spuk vorbei. Von einem Kripobeamten bekommen wir die Information, dass der mutmaßliche Täter schon feststeht. Eine Person hätte per E-Mail eine Art Bekenner schreiben an die Schwäbische Zeitung geschickt, auf der sein Name erschien.⁴⁹

Gegen Abend kamen Beamte der Kriminalpolizei zu Jörgs Wohnung in Bad Schussenried. Jörg bat die zwei Kripobeamten, die in Zivil waren, sowie zwei Beamte, die Uniform trugen, in die Wohnung. Er wollte nicht, dass die Nachbarn gestört wurden und gleichzeitig war er sich seiner Sache sehr sicher.

Die Beamten fragen, ob er wüsste, weshalb sie gekommen seien und Jörg sagte, dass dies wohl im Zusammenhang mit der Geschichte in Biberach stehe. Das bejahten die Beamten und meinten, Jörg sei der Hauptverdächtige und fingen mit der Hausdurchsuchung an. Dabei entdeckten sie unter anderem das Schreiben an Frau Dr. Martin.

Die vier Polizisten schienen sichtlich nervös und Jörg saß auf einem Stuhl und schaute ihnen zu, wie sie seine Wohnung durchstöberten. Plötzlich kam einer der Beamten und zeigte stolz den Schließfachschlüssel, den Jörg doch nicht zur Post gebracht hatte. Er war durch das Haschisch einfach zu faul gewesen. Natürlich fanden die Beamten auch Rauschgift und Utensilien.

Als es dunkel wurde, fuhren die Beamten mit Jörg nach Biberach auf das Polizeirevier. Jörg wurden keine Handschellen angelegt und er war total ruhig. Die Beamten schienen nervöser zu sein. Dazu trugen Jörgs Computer, das Internet und seine Telefonnummernliste bei, auf der sich die Nummer seines Bruders in England befand. Sie vermuteten eine tatsächliche Organisation, die international operierte.

Auf dem Revier wurden die Beamten sicherer, zwei in Uniform blieben bei Jörg und hatten eine Akte auf dem Tisch. Darin befanden sich die Bilder, die 1993 von ihm gemacht worden waren. Jörg bat, sich die Bilder ansehen zu dürfen, weil er wissen wollte, wie er darauf aussah. Die Beamten verwehrten es ihm.

Gegen zehn Uhr abends hatte der leitende Kriminalbeamte mit der Staatsanwaltschaft vereinbart, Jörg in die Psychiatrie zu bringen. Das Schreiben an Frau Dr. Martin gab dazu den Ausschlag. Jörgs Rechnung ging bisher auf.

In der Psychiatrie wurde Jörg durch den Arzt vom Dienst aufgenommen. Es kam zu einem kurzen Gespräch zwischen den Beamten und dem Arzt. Dann verließen die Beamten jene Station, die Jörg wohlbekannt war.

Der Arzt sagte danach zu Jörg: »Jetzt reden wir mal Klartext. Was war los?«

Jörg erklärte, dass man ihn 1993 schon einmal in die Psychiatrie gebracht hatte und ihm damals die Diagnose gestellt worden war, dass er »lebenslang« krank sei. Jörg erklärte seine Vorstellung von Krankheit und was er durch Frau Dr. Martin gelernt hatte. Er selbst meinte, dass er nicht krank sei. Ferner berichtete er von seiner Tat und wie es dazu kam, vor allem die gesellschaftliche Situation.

»Ich verstehe Sie. Jetzt legen Sie sich erst mal schlafen und morgen sehen wir weiter. Ich glaube nicht, dass Sie krank sind und Sie bleiben bestimmt nicht lange hier.«

Der nächste Tag begann für Jörg verheerend. Das Radio lief und berichtete über den Bombenalarm in Biberach. Ein geistesgestörter junger Mann, 23 Jahre alt, hätte damit auf seine irren Ideen zur Weltverbesserung aufmerksam machen wollen.

Jörg war enttäuscht darüber. Er wurde also als verrückt dargestellt. Jetzt saß er erst mal für seine Ideen fest, die er gewaltsam an die Öffentlichkeit hatte bringen wollen. Sicherlich war es kein ›Königsweg‹, dennoch, wer wollte in einer funktionierenden Gesellschaft, in der es niemandem schlecht zu gehen schien, schon über die Welt nachdenken? Ein Pfleger nahm Jörgs Ärger wahr und begann ein Gespräch mit ihm. Jörg wurde mit sehr gemischten Gefühlen auf der Station behandelt. Dieser Pfleger erklärte Jörg, dass es so besser sei. Was wäre denn gewesen, wenn man über die wahren Hintergründe berichtet hätte? Wäre das dann nicht für andere als Motivation aufzufassen, die Tat zu wiederholen, um auch an die Öffentlichkeit zu kommen?

Genau diese Argumente halfen Jörg zu verstehen: Die Gesellschaft wollte in Ruhe gelassen werden. Sie hatte vor Veränderungen Angst, weil man in unbekannte Gebiete vorstieß und deshalb wollte niemand davon etwas hören. Eine Bombe, um mit solchen Ideen dann doch an die Öffentlichkeit zu kommen, musste wiederum als verrückt abgetan werden, um Wiederholungstäter abzuschrecken. Es schien unmöglich, das System zu durchbrechen.

Nun hatte Jörg also nicht mehr für seine Ziele zu kämpfen, sondern erst mal heil aus der Sache wieder heraus zu kommen.

Moralisch hatte er mit seiner Geschichte keine Probleme. Immerhin war es ein Versuch gewesen. Vielleicht bekam er auch Antworten auf seine Fragen: ob er nun krank sei und welche Rolle Nostradamus für ihn spielte. Allein die bisherigen Erfahrungen halfen ihm, das System besser zu verstehen, das er verändern wollte.

Natürlich waren sein Vater und seine Mutter nicht begeistert von der Aktion. Sein Vater verstand allerdings, was Jörg wollte. Er schimpfte auch nicht mit Jörg, sondern versuchte, ihm zuzuhören. Sicher befand sein Vater den Weg, den Jörg eingeschlagen hatte, nicht als gut, doch konnte Jörg ihn davon überzeugen, dass er richtig gehandelt hatte. Seine Mutter war nicht so verständnisvoll. Sie kam mit Klaus zu Besuch. Als sie kurz auf die Toilette ging, sagte Klaus zu Jörg, dass er seine früheren Kontakte nicht einschalten wollte, doch er habe ein Telefonat geführt. Diese Leute würden nun die richtigen Entscheidungen treffen. Moritz wollte Jörg nicht in der Psychiatrie besuchen. Er hatte Angst, in die Geschichte verwickelt zu werden. Moritz' Kunden bekamen nichts von all dem mit. Allerdings war Moritz auf Jörg sehr böse. Niemand hatte die geringste Ahnung gehabt, was Jörg geplant und dann auch realisiert hatte. Er hatte fast drei Monate lang die Planung und Durchführung bedacht.

Für Jörg begann nun eine Zeit des Wartens, was die Staatsanwaltschaft weiter tun wollte. Er willigte ein, freiwillig in der Psychiatrie zu bleiben. Dadurch konnte man ihm keine Medikamente aufzwingen.

Frau Dr. Martin kam ein paar Tage später und die beiden hatten ein kurzes Gespräch miteinander. Sie sah keine

Möglichkeit, Jörg in irgendeiner Form zu helfen. Sie war vielleicht enttäuscht, Jörg wieder in der Psychiatrie zu finden und wollte wahrscheinlich auch gar nicht aktiv werden. Jörg sollte in dieser Zeit noch öfter die Erfahrung machen, dass sich niemand so recht mit seinem Fall beschäftigen wollte. Es ging um die Karriere und davon waren Richter sowie Ärzte betroffen.

In der darauf folgenden Woche kam wieder ein Kripobeamter. Er fragte Jörg, wie es gehe und war sehr freundlich. Jörg erklärte, dass er nicht nach draußen dürfe und der Beamte meinte, dass er mit den Ärzten sprechen werde. Selbst im Gefängnis gab es Ausgang.

Der Beamte war zum Verhör gekommen und stellte ein paar Fragen. Schließlich meinte er zu Jörg, nachdem er dessen Ausführungen gehört hatte: »Wieso hast du nur realen Sprengstoff benutzt? Wäre die Bombe leer gewesen, hätte es den gleichen Effekt gehabt, aber man könnte dich nur wegen Störung des öffentlichen Friedens belangen. Jetzt musst du die Sache erst mal aussitzen.« Er duzte Jörg, weil er in ihm einen Jungen sah, der einen Streich gespielt hatte, wenn auch einen medienwirksamen Streich.

Tatsächlich bekam Jörg nach dem Verhör Ausgang für zwei Stunden pro Tag in Begleitung eines Mitpatienten. Jörg nahm zum ersten Mal die Psychiatrie bewusst wahr. Er unterhielt sich mit seinen Mitpatienten, lernte deren Krankheiten kennen und die Geschichten, die dahinter lagen.

Der Pfleger, der Jörg erklärt hatte, wieso die Medien ihn als verrückt abstempelten, sagte zu Jörg, dass die Psychiatrie in Zukunft sehr voll werden würde. Seiner Meinung nach würde die Situation in der Gesellschaft dazu führen, dass immer mehr Menschen ihre Arbeit verloren, aber

Haus und Familie finanzieren müssten. Dies sei dann aber weiter nicht möglich, die Familien würden zerbrechen und die Arbeitslosen kämen mit Nervenzusammenbrüchen in die Psychiatrie.

Im Prinzip gefiel Jörg sogar seine Situation. Schließlich hatte er Menschen um sich, machte neue Erfahrungen und lernte wieder etwas im Leben dazu. Nicht nur über den Staat und was für Möglichkeiten dieser hatte, auch über das Menschliche in der Psychiatrie und die Medikamente. Er war interessiert und suchte Gespräche zu Patienten, Pflegern, Angehörigen und Ärzten. Für ihn war es eine Erinnerung an die Zeit in Biberach, als sie eine große Familie waren.

Die Pfleger standen der Aktion von Jörg geteilt gegenüber. Manche sprachen mit ihm darüber, was er angestellt hatte, manche vermieden es, mit ihm zu reden.

Bei den Ärzten sah es besser aus. Jörg wurde einer Ärztin unterstellt, die gerade ein Praktikum in der Psychiatrie machte, um Neurologin zu werden. Ihr Name war Frau Dr. Pablovna. Sie stammte aus dem Osten, aber nicht Ostdeutschland, vielleicht aus der Slowakai, Rumänien oder der ehemaligen UdSSR. Sie hatte einen leichten, aber eher französischen Akzent. Jörg fiel sie auf, weil sie ausgesprochen hübsch war.

Mit ihr verstand er sich recht gut und sie hatten ein paar Gespräche zusammen. Jörg fragte sie einmal, als sie ihm Blut abnehmen sollte, ob sie verheiratet sei. Sie bejahte die Frage, aber stach etwas unsanft in Jörgs Armbeuge.

Eine Aussage von ihr konnte er sehr lange nicht vergessen. Sie half Jörg dabei, eine Antwort auf seine Fragen zu bekommen, die ihn persönlich veranlasst hatten, diese

Bombe zu bauen und am Bahnhof zu platzieren. Jörg sprach mit Frau Dr. Pablovna über Nostradamus, er öffnete sich ein wenig und erzählte ihr davon, dass er nicht wüsste, ob er diese vorhergesagte Person sei. Frau Dr. Pablovna antwortete ihm: »Versuchen Sie Ihr Leben zu leben und lösen Sie sich von Zwängen, einer Anleitung zu folgen. Wenn es so sein sollte, wie Sie vermuten, kommt alles zur richtigen Zeit von alleine. Sie werden dann wissen, wann Sie was zu tun haben. Es ist sehr schwierig, Nostradamus richtig zu deuten.«

Jörg brachte es fertig, manische Patienten, die überaktiv waren und jedem auf den Nerv gingen, zu beruhigen. Davon waren drei auf der Station gelandet. Es war sehr unruhig und Jörg, der sich das ganze Theater 24 Stunden am Tag ansehen musste, blieb eines Abends von seinem Ausgang weg. Er hatte noch seine Wohnung in der Maibachstraße und wollte einfach für eine Nacht seine Ruhe haben. Dies schrieb er auch in einem Brief, den er in der Psychiatrie hinterließ.

Die Polizei wurde eingeschaltet und suchte ihn. Am nächsten Tag kam Jörg freiwillig in die Psychiatrie zurück. Er musste sich mit dem Oberarzt unterhalten, der meinte, dass das nicht ginge. Jörg versuchte ihm klar zu machen, dass er 24 Stunden am Tag mit dem Wahnsinn umgehen müsse und er auch mal Pause und Abstand brauchte. Der Oberarzt sah das zwar ein, doch er konnte es nicht dulden – schließlich war Jörgs Status, auch wenn er freiwillig in der Psychiatrie war, doch irgendwie gerichtlich angeordnet.

In jener Nacht, als Jörg nicht in der Psychiatrie war, hatte sich ein Patient im Flur angezündet. Die Pfleger hatten es erst gemerkt, als der Patient in Flammen gestanden hatte,

und es roch am nächsten Tag nach verbranntem Fleisch. Der Patient überlebte die Geschichte.

Danach wurde Jörgs Ausgangsregelung herabgesetzt und er durfte nur noch mit Personal nach draußen. Doch das Personal hatte dafür keine Zeit. Jörg blieb nur noch auf der Station.

Die Staatsanwaltschaft verlangte von der Psychiatrie ein Gutachten und es entstand die Frage, wer dieses Gutachten schreiben sollte. Der Oberarzt der Abteilung, wo Jörg war, der Chefarzt dieser Abteilung, der inzwischen mit Frau Dr. Martin zusammen lebte, sowie der Leiter der Forensik kamen dafür in Frage. Aber die drei drückten sich, wo sie nur konnten. Keiner wollte die Verantwortung übernehmen. Der einfache Grund dafür war: wenn Jörg wieder auf freien Fuß kommen würde und dann etwas anstellte, würde der Gutachter zur Rechenschaft gezogen. Zuletzt fiel die Entscheidung für das Gutachten auf einen Gastarzt, der durch das Gutachten die Möglichkeit bekam, aufzusteigen und sich einen Namen zu machen.

Für dieses Gutachten wurden alle Unterlagen der Psychiatrie und der Staatsanwaltschaft verwendet. Jörg erzählte an zwei Tagen innerhalb von je zwei Stunden seine Lebensgeschichte und dabei kamen alle Erinnerungen hoch: seine Kindheit, seine Zeit in Laupheim, im Wohnheim, in Irland, in der Dominikanischen Republik, später dann in Biberach bei seiner Mutter, die Monate mit Trixi und der Wahnsinn mit Amsterdam, Montpellier, Paris, sein Psychiatrieaufenthalt Anfang 1995, Paderborn, die Zeit bei seinem Vater, das halbe Jahr auf der Therapiestation, Jenny, die neue Arbeit, die Gespräche über die Gesellschaft. Das nahm Jörg sehr mit.

Die Unterlagen – von Seiten der Psychiatrie bestanden sie aus zwei dicken Leitzordnern, von Seiten der Staatsanwaltschaft waren es noch einmal so viele – mussten von dem Gutachter durchgesehen und zusammengefasst werden. Dazu kamen noch die Aussagen von Jörg aus dem Gespräch.

Jörg versuchte selbst zu verstehen, welche Krankheit er hätte und erklärte in dem Gespräch mit dem Gutachter seine Theorie. Er beschrieb sie mit neurotischen Erlebnissen in der Kindheit (keine Liebe, keine wirkliche Anerkennung, Probleme mit dem Vater oder der Mutter, kein körperlicher Kontakt oder andere Grundbedürfnisse), die im Erwachsenenalter zu psychotischen Ereignissen wechseln würden – man versuche, seine ganze Energie darauf zu verwenden, diese fehlenden Bedürfnisse zu füllen.

Der Gutachter hörte den Erklärungen zu und meinte, es scheine wie Kompensation – ein Wort aus der Psychologie. Er stimmte Jörg zu, dass jemand Grundbedürfnisse in der Kindheit vermissen könne und diese später zu kompensieren versuche. Unbewusste Kindheitsprägungen wollten im Alter befriedigt werden.

Jörgs Idee der ›Neuropsychose‹ ging aber weiter. Er meinte, dass nicht nur das Individuum daran zu leiden hatte, sondern die ganze Gesellschaft. Eltern, Großeltern, Lehrer und die ganze Umgebung der Erziehung seien Teil dieser Entwicklung. Auch Literatur, Zeitungen, Fernsehen und sonstige Medien würden dies unterstützen. Für Jörg war die Gesellschaft krank und er als Teil in ihr mit.

In Jörgs Augen musste der Mensch das Vertrauen in seine Fähigkeiten wiederfinden. Genauer gesagt in seine Fähigkeiten, die Probleme der Welt zu lösen. Dabei sah er aber

das Problem, welche Welt gemeint sei, denn die Realität war in Jörgs Augen für jeden Menschen seine eigene Erfahrungswelt – eine subjektive Realität. Jeder Mensch hatte von seinem Standpunkt aus Recht. Einfach aus dem Grund heraus, weil er seine eigenen Erfahrungen und Eindrücke sammelte, die ihn zu dieser Überzeugung brachten.

Inzwischen waren vier Wochen vergangen und der Gutachter lud Jörg noch einmal zu einem Gespräch ein. Er meinte, Jörg sei sehr tief in seine Ideen vergraben, die Welt verändern zu wollen. Das sei inzwischen schon so weit fortgeschritten, dass Jörg wahrscheinlich in Zukunft nicht aufhören würde, diese Ideen zu verfolgen. Jörg müsse aber einen Weg finden, seine Ziele auf herkömmlichem Weg zu erreichen und nicht durch Bombendrohungen. Er hielt Jörg für krank und stellte die Diagnose: undifferenzierte Schizophrenie.

Aber der Gutachter war sich mit seiner Diagnose nicht sicher und wollte Jörg unter Medikamente setzen, um herauszufinden, ob sich die Ideen verändern würden. Dazu sprach er die Empfehlung aus, Jörg bis zur Gerichtsverhandlung unter Medikamenten zu beobachten.

Nach diesem Gutachten verging Tag um Tag und nichts passierte. Jörg saß in der Psychiatrie und wartete auf den Termin mit dem Haftrichter. Raus konnte er nicht, also versuchte er sich mit seinen Mitpatienten zu beschäftigen. Er rief nach einer Woche bei der Staatsanwaltschaft an, weil er endlich Klarheit wollte, wie es nun weiter ginge. Dort wurde ihm mitgeteilt, dass sich der Termin mit dem Haftrichter verschoben hatte. Die Unterlagen seien verloren gegangen.

Wie sich später herausstellte, waren die Unterlagen der Staatsanwaltschaft nicht zurück geschickt worden, dafür das Gutachten. Die Psychiatrie hatte es einfach vergessen. Danach gingen die Dokumente zurück und somit fehlte der Staatsanwaltschaft das Gutachten, welches sie an die Psychiatrie zurückgeschickt hatte. Aber inzwischen hatte sie ihre Unterlagen. Als die Unterlagen dann komplett bei der Staatsanwaltschaft waren, brauchte sie etwas Zeit, um mit dem Gutachten eine Entscheidung zu treffen.

Am Freitag, den 13.6.1997 war es so weit. Jörgs Mutter heiratete an diesem Tag Klaus Pölzer, der ein Telefonat mit irgendwem führte, der über Jörgs Leben die ›richtigen Entscheidungen‹ treffen sollte.

Der Termin mit dem Haftrichter fand in Biberach statt und zwei Polizisten holten Jörg aus der Psychiatrie in Bad Schussenried ab. Jörg war seit seiner Ausbruchsnacht das erste Mal wieder an der frischen Luft. Er wurde einem Haftrichter vorgeführt. Ohne Handschellen, aber in Polizeigewahrsam.

Dieser Richter meinte, dass er Jörg auf die forensische Abteilung der Psychiatrie schicken müsse. Ihm bliebe keine andere Möglichkeit: »Sehen Sie, ich habe eine Familie, ein Haus und Kinder. Wenn ich Sie jetzt bis zur Gerichtsverhandlung auf freien Fuß setze und es passiert irgendetwas, dann hat das auch für mich Konsequenzen. Sie müssen das verstehen. Ich kann nichts für Sie tun.«

Der Haftrichter ordnete zudem an, dem Vorschlag des Gutachters zu folgen und Jörg unter Medikamente zu setzten. Jörg ließ sich dabei auf einen Kuhhandel ein. Der Richter erlaubte Jörg, wenn er bei den Medikamenten einwilligte, dass er arbeiten dürfte. Jörg willigte ein.

Er nahm die Sache gefasst auf, schließlich war er auf der Suche nach Antworten.

Er hatte sich bei den Pflegern erkundigt, wie es auf der Forensik sei. Sie nahmen ihm die Angst und meinten, dass es dort auch nur Patienten gäbe, die allerdings eine Straftat in ihrer Krankheit begangen hätten. Viel anders, als auf der Station, wo Jörg war, sei es dort auch nicht. Nur die Bestimmungen und der Status der Patienten seien anders.

Noch am selben Tag wurde Jörg auf die forensische Abteilung der Psychiatrie verlegt. Es dauerte eine Weile, bis er sich an seine neue Umgebung gewöhnte. Nach einer Woche konnte er als Freigänger zur Arbeit. Das war für einen Untersuchungshäftling sehr ungewöhnlich.

Nach der Arbeit verbrachte Jörg etwas Zeit in seiner Wohnung, auch wenn es nicht erlaubt war. Danach ging er zurück ins ›Gefängnis‹. Doch eines Tages war es Jörg zu viel und er blieb in seiner Wohnung und betrank sich mit Bier. Die Polizei wurde verständigt und sie kam mit Jörgs Vater, der einen Schlüssel zur Wohnung hatte.

Jörg ließ sich von den Beamten und seinem Vater überzeugen, freiwillig auf die Station zurückzugehen. Die Beamten verabschiedeten sich und Jörg kam mit seinem Vater auf der Station an. Er musste im Isolationszimmer übernachten, weil er so betrunken war.

Am nächsten Tag hatte der Psychologe verschiedene Tests vorbereitet, um Jörgs IQ zu prüfen. Die Ergebnisse waren trotz Restalkohol und Medikamenten die gleichen wie schon 1993 bei dem Einstellungstest. Der Psychologe war darüber etwas überrascht, doch Jörg war nie mit seiner Intelligenz glücklich und sah sie eher als Behinderung an. Nach diesem ›Ausbruch‹ war es ihm verboten, die Forensik

zu verlassen. Es wurde die Regelung getroffen, dass er zweimal in der Woche mit seinem Vater für eine Stunde nach draußen durfte. Sein Vater fuhr 50 Kilometer, um mit ihm diese Stunde zu verbringen. Dabei sprachen sie über viele Dinge und Jörgs Vater verstand ihn.

Es gab zwei verschiedene Arten von Patienten: die einen warteten auf ihre Verhandlung, wie Jörg – so genannte 126er –, die anderen – 63er – waren schon verurteilt. Die Zahlen leiteten sich aus dem jeweiligen Paragraphen des Strafgesetzbuches ab.

126er bekamen eigentlich gar keinen Ausgang und ihre Post wurde von der Staatsanwaltschaft wegen Verdunklungsgefahr zensiert. Sie durften nur mit Genehmigung telefonieren oder Besuch empfangen. Wer 63er war, hatte einmal im Jahr eine Anhörung vor Gericht und dabei die Möglichkeit entlassen zu werden. Für beide Parteien öffnete nur ein Richter die Tür in die Freiheit.

Die Taten der Patienten waren unterschiedlich, ihre Diagnosen ebenfalls. Von Vergewaltigung, Mord oder Entführung über Körperverletzung, Brandstiftung bis hin zu Jörgs Bombendrohung fand sich fast alles. Die Krankheiten schwankten von Psychose, Schizophrenie bis hin zum Borderline-Syndrom. Manche wurden mit Psychopharmaka behandelt, doch die meisten saßen ihre Zeit nüchtern mit unbekanntem Ende ab.

Vor den Fenstern gab es keine Gitter, aber sie ließen sich nicht so weit öffnen, als dass man hinaus konnte. Die Station befand sich dazu noch im zweiten Stock. Auf dem Balkon des Raucherzimmers waren Gitter, damit sich niemand in den Innenhof stürzte, um Selbstmord zu begehen. Trotzdem gab es Selbstmorde.

Statt Gefängnisaufsehern gab es Pflegepersonal, die das Zusammenleben von 28 Patienten regelten. Es gab auch Therapeuten und Psychiater, zu denen man einmal wöchentlich eingeladen wurde. Weil sich das Putzpersonal aus Angst weigerte, die Station zu säubern, mussten die Patienten selbst die Station putzen. Wenn es nicht sauber genug war, wurde die Gemeinschaft bestraft – dann wurde Fernsehverbot verhängt.

Die Zimmer wurden während der Arbeitstherapie abgeschlossen, die um 8.30 Uhr nach dem Frühstück begann. Um 11.15 Uhr gab es Mittagessen und danach eine kurze Pause bis 13.30 Uhr, in der die Zimmer wieder geöffnet waren. Nach der Arbeitstherapie gab es um 17.00 Uhr Abendessen. Die Arbeitstherapie fand für Leute wie Jörg im Keller an jedem Werktag statt. An den Wochenenden und Feiertagen konnten die Insassen ausschlafen und die Zimmer blieben den ganzen Tag geöffnet.

In ihrer Freizeit hatten die Patienten am Abend die Möglichkeit fernzusehen oder Gesellschaftsspiele zu spielen. Manche hatten Ausgang und durften auf das Gelände oder in die Stadt. Sie wurden durch eine Schleuse – durch zwei Türen – nach draußen gelassen. Mit dem Personal gingen kleine Gruppen spazieren oder einkaufen. Diese Regelungen wurden auf Empfehlung der Ärzte durch das Gericht festgelegt.

Die Gesellschaft wurde vor diesen Menschen geschützt und es sollte gewährleistet werden, dass sich die Untaten der Insassen nicht wiederholten. Allerdings wurde keine ›Heilung‹ angestrebt, weshalb manche zu Wiederholungstätern wurden und wieder in der Forensik landeten. Niemand konnte in die Menschen hineinsehen und garantieren, dass sich die Tat nicht wiederholte – weder im Voraus, noch

nach begangener Tat. Deshalb saßen die meisten der Insassen eine längere Strafzeit ab als in normalen Gefängnissen. Niemand, Ärzte oder Richter, wollte die Verantwortung übernehmen, dass sich die Vergehen nicht wiederholten. Es waren Menschen, denen man weder ihre Krankheit noch ihr Vergehen anmerkte.

Jörg lernte dort Harald kennen. Er hatte eine ältere Frau mit einem Hammer erschlagen und danach vergewaltigt. Ihm hatte man Borderline diagnostiziert. Dann gab es noch Franz, der ein 9-jähriges Mädchen vergewaltigt hatte, es umgebracht hatte und den toten Körper danach mehrmals wieder vergewaltigt hatte. Er hatte ebenfalls Borderline als Diagnose, doch Jörg schien es, dass er eher eine Art Bauernschläue besaß. In einem normalen Gefängnis hätte er nie diese Freiheiten und ein solches Leben gehabt, wie in der forensischen Abteilung einer Psychiatrie.

Mit Jörg lag ein Vergewaltiger auf dem Zimmer, der schon zum dritten Mal in der Psychiatrie gelandet war. Außerdem gab es einen kleinen Russen, der im Winter den Parkettboden seiner Wohnung herausriss und Feuer machte. Die Heizung war ausgefallen, aber er sprach kein Deutsch. Dieser kleine, zarte Russe lief mit einem weiteren Russen auf der Station herum. Dieser zweite Russe hatte in Ulm eine gute Arbeit gehabt, aber sein Chef hatte ihn terrorisiert. Eines Tages war es dem Russen zu viel gewesen, und er hatte mit einem Holzknüppel auf den Chef eingeschlagen.

Ein weiterer Patient war Exhibitionist. Er schien Jörg tatsächlich etwas blöd zu sein. Er hatte sich in einem Park versteckt, nur mit einem Mantel bekleidet. Als eine Frau vorbeikam, sprang er aus seinem Versteck hervor und öffnete den

Mantel. Die meisten Frauen liefen schreiend davon, doch wurde dies der Polizei gemeldet und eines Abends sprang er einer Polizistin in Zivil vor die Füße, die ihn erbärmlich auslachte. Daraufhin wurde er dann festgenommen.

Ein Patient hatte aus Liebeskummer die Familie seiner Exfreundin terrorisiert. Das war so weit gegangen, dass er ein Grab im Garten der Exfreundin ausgehoben hatte und einen Sarg daneben gestellt hatte. Er hatte die Familie stetig angerufen und sie bedroht.

Dann gab es noch Jens. Mit ihm freundete sich Jörg an. Jens erzählte Jörg, dass er einst Leute getroffen hatte, die eine gemeinsame Freundin entführen wollten. Diese hatte reiche Eltern, wurde aber von ihnen nicht akzeptiert und sie gaben ihr kein Geld. So war die Idee geboren, eine Entführung vorzutauschen. Sie wollten eine Million von den Eltern erpressen und Jens wurde von den Bekannten gefragt, ob er mitmachen wolle. Er hatte damals kein Geld und war 17 Jahre alt; zudem hörte es sich nach Abenteuer an. Die drei riefen bei den Eltern an und drohten, das Mädchen zu quälen, wenn das Lösegeld nicht bezahlt würde.

Die Eltern erklärten sich bereit, das Geld zu bezahlen. Jens wurde für die Geldübernahme ausgewählt. Die Polizei erwischte ihn, als er den Koffer abholen wollte. Niemand glaubte ihm die Geschichte und das Mädchen leugnete alles. Sie hatte sich in den Kumpanen von Jens verliebt. Ihm wurde das Borderline-Syndrom diagnostiziert und er kam so auf die Forensik.

Jörg hatte inzwischen einen Anwalt, der ihm vom Gericht als Pflichtverteidiger zugeteilt worden war. Eigentlich wollte sich Jörg selbst verteidigen, doch ihm wurde erklärt, dass er sich nicht mit den Gesetzen auskenne.

In der Zeit auf Station neun bekam er von Lilli unerwartet Besuch. Sie unterhielten sich ein wenig, wobei Jörg erfuhr, dass ihre Ehe inzwischen geschieden war. Lilli wollte vor allem wissen, ob die Bombe etwas mit Trixi zu tun hatte. Jörg verneinte dies, aber Lilli wollte es nicht glauben. Sie hatte Trixi durch deren neuen Freund kennen gelernt.

Auch Jörgs Bruder kam zu Besuch und rügte dessen Tat: Er sei nicht ganz richtig, und wollte nichts von Jörgs Verteidigung und Rechtfertigung hören.

Bei einem Besuch seiner Mutter, die mit ihrem neuen Mann kam, brach sie dauernd in Tränen aus. Jörg sagte zu ihr, sie solle besser zu Hause bleiben und es ihm ersparen, sie so zu sehen. Er hatte genug andere Probleme und Belastungen.

Nur Jörgs Vater kam regelmäßig zwei Mal in der Woche, um mit Jörg für eine Stunde spazieren zu gehen und zu sprechen.

Jörgs Gerichtsverhandlung wurde auf den 13.1.1998 festgelegt. Sollte Jörg dadurch von der forensischen Abteilung entlassen werden, wäre er genau sieben Monate dort gewesen.

Bei der Gerichtsverhandlung kam der Gutachter etwas zu spät. Dabei fragte ihn der vorsitzende Richter etwas sarkastisch, ob in Bad Schussenried die Uhren anders gingen. Allein diese Aussage stimmte Jörg zuversichtlich, dass er doch noch heil aus der Geschichte herauskäme. Das Urteil lautete:

Der Angeklagte ist schuldig des vorsätzlichen Umgangs mit explosionsgefährlichen Stoffen, tateinheitlich mit einer Störung des öffentlichen Friedens durch Androhung [...] einer Sprengstoffexplosion, sowie wegen Vortäuschung einer Straftat.

Er wird deshalb zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr verurteilt. Die Unterbringung wird angeordnet. Die Vollstreckung der Freiheitsstrafe und der Unterbringung wird zur Bewährung ausgesetzt.

Begründung:

Der 24jährige Angeklagte wurde in Ochsenhausen geboren. Er hat eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder. Seine Kindheit verlief ohne Auffälligkeiten. Er genoss eine anti-autoritäre Erziehung. Der Angeklagte wurde mit 7 Jahren eingeschult, ein Jahr später erfolgte der Umzug seiner Familie nach Gutenzell. Die Realschule schloss er 1990 erfolgreich ab. Anschließend besuchte er das Ernährungswissenschaftliche Gymnasium in Biberach und belegte dort die Leistungskurse Chemie und Mathematik. Etwa 1990 traten in der Ehe seiner Eltern Schwierigkeiten auf, die 1992 zur Trennung der Eheleute führte.

Etwa zur selben Zeit – 1990/91 – kam der Angeklagte mit Drogen in Kontakt. Zunächst konsumierte er nur Haschisch, ab 1992 auch LSD. Schließlich nahm er auch Kokain und Heroin. Aufgrund dieses Drogenkonsums wurde bei ihm eine Psychose ausgelöst. Letztlich führte dies dazu, dass der Angeklagte in den Jahren 1993-1995 insgesamt 5 mal stationär in der Psychiatrie in Bad Schussenried aufgenommen werden musste. 1995 unternahm er auch einen Selbstmordversuch.

1991 war er von zu Hause ausgezogen und hatte auch vorübergehend in einem Schülerwohnheim Aufnahme gefunden. Die 12. Schulklasse brach er ab. 1992 versuchte er dann nochmals seine Schulzeit ordnungsgemäß zu beenden, verließ aber Anfang 1993 endgültig das Gymnasium.

Etwa 1993 entwickelte der Angeklagte Weltverbesserungsideen, die zum Teil schon in der Schulzeit ihren Anfang genommen hatten. Er machte sich – an sich nicht abwegige – Gedanken über

die Eidesleistung des Bundespräsidenten, des Bundeskanzlers und der Bundesminister. Er war der Auffassung, deren Amtseid müsse eine rechtliche Verpflichtung darstellen, zum Wohl des Deutschen Volkes zu handeln. Die in diesem Zusammenhang geführten Schriftwechsel mit Ministerien, einen Antrag beim Bundesverfassungsgericht ergaben jedoch Hinweise auf seine psychotische Krankheit, zumal dieses Krankheitsbild anfänglich mit Wahnvorstellungen verbunden war. So sah er sich als eine von Nostradamus angekündigte große Persönlichkeit an.

Vor der in dieser Sache erfolgten Festnahme arbeitete der Angeklagte in einem Computerbetrieb. Er hatte sich im Eigenstudium sehr gute Kenntnisse über die elektronische Datenverarbeitung angeeignet. Es bestehen jedoch Anhaltspunkte dafür, dass er im Rahmen dieser Tätigkeit ausgenutzt wurde. Eine für seine Tätigkeit angemessene Vergütung hat er nicht erhalten.

Der Angeklagte ist nicht vorbestraft. Allerdings wurde 1994 von der Staatsanwaltschaft Ravensburg ein Verfahren wegen Schuldunfähigkeit eingestellt. Der Einstellungsverfügung liegt eine Ankündigung vom April/Mai 1993 zugrunde, in Biberach werde eine Bombe detonieren.

Aufgrund des vorliegenden Vorwurfs befindet sich der Angeklagte seit dem 13. 6. 1997 aufgrund des Beschlusses des Amtsgerichts Biberach in Unterbringungshaft.

Am 27. 4. 1997 deponierte der Angeklagte in einem Schließfach des Bahnhofes Biberach/Riss ein Paket, in dem sich ein [...] 12 cm langes Rohrstück befand. [...] Eine Zündung [...] war jedoch nicht möglich, da der Wecker ohne Energiequelle war und der Angeklagte zusätzlich den Stromkreis unterbrochen hatte. Eine Detonation der Bombe war von dem Angeklagten auch nicht beabsichtigt.

Am 29. 4. 1997 schickte der Angeklagte an die Polizei in Biberach und an verschiedene Medien anonym eine Mitteilung, aus der die Empfänger den Schluss zogen, in dem Schließfach im Bahnhof Biberach befinde sich eine mit Schwarzpulver gefüllte und mit einem Zünder versehene funktionsfähige Rohrbombe. Bestätigt wurde diese Einschätzung durch ein vom Angeeschuldigten beigefügtes Schreiben, in dem er ausdrückte, ›in unserer sensationsorientierten Mediengesellschaft sei es kaum möglich, anders Gehör zu finden.‹ Dem Angeeschuldigten war bei seiner Aktion die Funktionsunfähigkeit der Bombe bewusst. Es lag jedoch in seiner Absicht, dass die Empfänger seines Pakets von einer scharfen Bombe ausgehen und ein entsprechendes Aufsehen entstehen sollte. Dabei hatte er die Vorstellung, die Bombe werde am 1. 5. 1997 durch einen Bahnbediensteten gefunden werden, da an diesem Tag die Verschlusszeit für das entsprechende Schließfach abgelaufen war. Tatsächlich wurde nach der Entdeckung der Bombe am 2. 5. 1997 eine umfangreiche Aktion zur Entschärfung der vermeintlich funktionsfähigen Bombe eingeleitet. Spezialisten des LKA Baden-Württemberg wurden angefordert. Das Bahnhofsgelände in Biberach musste weiträumig abgesperrt werden, Züge auf einem entfernt liegenden Gleis am Bahnhof vorbeigelots werden. Die Fahrgäste mussten deshalb mit ihrem Gepäck über den Schotter laufen, um die außerhalb des Bahnhofsgeländes haltenden Züge zu erreichen. Die Gesamtdauer für diese Maßnahmen betrug mindestens eineinhalb Stunden. Die Auswirkungen seiner Tat hatte der Angeklagte zumindest zum Teil vorausgesehen und insoweit auch beabsichtigt gehabt. Damit wollte er auf sein Ziel, die Politik der Bundesrepublik Deutschland und die Zustände in der Welt zu verbessern aufmerksam machen. Da er dieses Ziel nicht erreichen konnte und auch nicht im Sinne des Angeklagten erreichbar ist, muss künftig mit

ähnlichen Aktionen gerechnet werden, zumal – wie bereits dargelegt – der Angeklagte bereits im Jahr 1993 Sprengstoffanschläge angekündigt hat. Eine weitere Steigerung seiner Gefährlichkeit ist bei dem bestehenden Krankheitsbild zu erwarten, zumal der Angeklagte in der Lage ist, eine funktionsfähige Bombe zu konstruieren. Er hat in der Vergangenheit – allerdings an ungefährlichen Orten – bereits Rohrbomben gezündet.

Der Angeklagte leidet an einer sogenannten undifferenzierten Psychose, einer Unterform der schizophrenen Psychose. Dadurch war seine Fähigkeit, das Unrecht der Tat einzusehen, erheblich eingeschränkt.

Aufgrund des noch bestehenden Krankheitsbildes sind bei dem Angeklagten auch künftig zumindest Straftaten vergleichbarer Art zu erwarten, da die Einsicht in eine notwendige medikamentöse Behandlung nur eingeschränkt vorhanden ist. Darüber hinaus ist zu befürchten, dass der Angeklagte, der – wie dargelegt – in der Lage ist, eine funktionsfähige Bombe zu bauen, bei dem bestehenden Krankheitsbild – trotz derzeit bestehender moralischer Bedenken – eine solche Bombe auch zünden wird. Jedenfalls ist diese Gefahr bei einer Verschlechterung seines Gesundheitszustandes und bei dem Hinzutreten der bereits vorhandenen Wahnvorstellungen durchaus möglich. Der Angeklagte hat sich damit eines Vergehens des unerlaubten Umgangs mit explosionsgefährlichen Stoffen gemäß §§40 Abs.1 Nr.4,27 Abs 1 Sprengstoffgesetz schuldig gemacht. Tateinheitlich hierzu stehen die Vergehen der Störung des öffentlichen Friedens durch Androhung der Herbeiführung einer Sprengstoffexplosion (§126 Abs. 1 Nr. 6, Abs.2, 311 Abs. 1 StGB) sowie des Vortäuschens einer Straftat gemäß § 145d Abs. 1 Nr. 2 StGB in Verbindung mit §52 StGB.

Zugunsten des Angeklagten war zu berücksichtigen, dass er geständig war und als Ersttäter anzusehen ist. Straferschwerend musste allerdings gesehen werden, dass er insgesamt drei, wenn auch in Tateinheit zueinander stehende, Straftaten begangen hat. Aus diesen hauptsächlichen Gesichtspunkten hielt die Kammer eine Freiheitsstrafe von einem Jahr für tat- und schuldangemessen.

Außerdem war gemäß §63 StGB die Unterbringung anzuordnen. Bei dem gegebenen Krankheitsbild und -einsicht sind – wie dargelegt – auch künftig vergleichbare schwere Taten zu erwarten. In diesem Zusammenhang ist zu sehen, dass der Angeklagte auch tatsächlich in der Lage ist, eine Bombe zu bauen und solche, wenn auch an ungefährlichen Orten, bereits zur Explosion gebracht hat.

Die Vollstreckung der Freiheitsstrafe und der Unterbringung konnte jedoch zur Bewährung ausgesetzt werden. Der Angeklagte hat sich dazu bereit erklärt, nach Weisung des Leiters der forensischen Abteilung der Psychiatrie in Bad Schussenried, freiwillig eine andere für sein derzeitiges Krankheitsbild geeignete Station zu gehen und sich dort psychiatrisch behandeln zu lassen. Diese Zustimmung des Angeklagten ist Ausdruck seiner Einsicht, dass er jedenfalls noch psychiatrischer Behandlung bedarf. Auch wenn die Einsicht zur Notwendigkeit der Einnahme von Medikamenten derzeit noch nicht genügend ausgeprägt ist, so kann doch unter dem Gesichtspunkt der von ihm abgegebenen Erklärung eine Aussetzung der Vollstreckung der Freiheitsstrafe, beziehungsweise der Unterbringung zur Bewährung verantwortet werden.

Gemäß §68 Abs. 2 in Verb. Mit §67b StGB tritt Führungsaufsicht kraft Gesetzes ein.⁵⁰

Ein paar Tage später war in der Schwäbischen Zeitung folgender Artikel zu lesen:

Weltverbesserer drohte mit Bombe

Der 24jährige, der im vergangenen Jahr eine (wie sich später herausstellte, nicht funktionstüchtige) Bombe im Biberacher Bahnhof deponierte, muss weiter in einem psychiatrischen Krankenhaus bleiben. Das Landgericht Ravensburg verurteilte den jungen Mann zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und ordnete seine Unterbringung in der Psychiatrie an. Um dem 24jährigen eine stationäre Behandlung außerhalb der für Straftäter vorgesehenen forensischen Abteilung zu ermöglichen, wurde die Strafe zur Bewährung ausgesetzt. Die Ärzte hatten ihm eine durch Drogenkonsum verursachte Psychose attestiert. Am 29. April 1997 ließ der Angeklagte durch einen Freund eine Bombe in das Schließfach Nummer 7 des Biberacher Bahnhofs legen. Weil es, wie er vor Gericht sagte, moralisch nicht verantworten konnte, Menschen zu gefährden, hatte er die Bombe nicht scharfgemacht. Zwar steckte in dem Stück Wasserrohr explosionsfähiges Schwarzpulver, doch hatte der Bombenbastler den Stromkreis unterbrochen. Außerdem fehlte in dem an der Bombe angebrachten Wecker die Batterie.

Ziel der Aktion des 24jährigen war es, auf seine Ideen zur Weltverbesserung aufmerksam zu machen. So entschuldigte er sich in einem seiner Bekennerschreiben an verschiedene Medien zunächst für sein Tun, doch habe er in der »sensationsorientierten Mediengesellschaft« keine andere Möglichkeit gesehen, sich Gehör zu verschaffen. Die von ihm auch in verschiedenen Manuskripten vertretenen Ideen, die Welt zu verbessern, waren allerdings so diffus, dass ein Teil der Empfänger des Bekennerschreibens gar nicht oder erst verspätet die Polizei einschaltete. Der psychiatrische Sachverständige bescheinigte dem Angeklagten eine verminderte Schuldfähigkeit. Zur Tatzeit habe

zwar kein akutes Krankheitsbild vorgelegen, doch habe sich der 24jährige wieder sehr stark in seine Ideen der Weltverbesserung vergraben gehabt. In einer ähnlichen Phase hatte er bereits 1993 gedroht, auf dem Biberacher Marktplatz eine (in Wirklichkeit nicht vorhandene) Bombe zu zünden.

In seiner Urteilsbegründung sagte der Vorsitzende Richter zu dem 24jährigen: »Auch Weltverbesserern ist es verboten, Straftaten zu begehen.« Das Gericht wolle den Mann aber »nicht im Regen stehen lassen« und habe deshalb auf eine Bewährungsstrafe entschieden. Auch der Staatsanwalt und der Verteidiger hatten auf Bewährung plädiert.⁵¹

5

Wahnsinn! Man unterstellt sehr schnell Wahnsinn! Hermann Hesse schrieb dazu so passend im Steppenwolf:

Hier steht in der Printausgabe ein kostenpflichtiger Auszug aus dem Steppenwolf von Herman Hesse ⁵²

Hier steht in der Printausgabe ein kostenpflichtiger Auszug aus dem Steppenwolf von Herman Hesse ⁵²

Nur dieses Mal werden sie keine Möglichkeit dazu haben! Diesmal werde ich klüger vorgehen! Was habe ich denn noch zu verlieren?

»Mir gefällt immer weniger, was ich aus Deutschland mitbekomme. Seit ich hier in der Ukraine bin, bröckelt in Deutschland das Sozialsystem. Ich habe bei jedem Besuch in Deutschland gehört, wie die Firmen von Bekannten und Freunden den Bach runter gingen. Die Auftragslage wurde schlechter und schlechter und jeder kämpft ums Überleben. Irgendwie beängstigend«, sagte ich zu Jura.
Wir hatten uns am 6. Juli verabredet und saßen zusammen in einer Kneipe. Am Wochenende wollte mich Jura Igor vorstellen, der mir mit dem Uran helfen sollte.

»Trotzdem steigen und steigen die Börsen, als ob alles in bester Ordnung wäre. Ich würde mich nicht wundern, wenn es irgendwo auf der Welt zu einem Terroranschlag kommen sollte. Die Zeit ist reif dafür«, sprach ich weiter.

»Dein Anschlag?«, fragte Jura.

»Nein, bestimmt nicht. Ich habe doch noch kein Uran«, lachte ich.

»Ich habe noch mal darüber nachgedacht. Bist du dir wirklich sicher mit dem Uran? Ich habe starke Bedenken, denn für deine Idee ist es nicht hilfreich, gleich mit so einer Bombe Aufmerksamkeit zu erregen. Wäre eine herkömmliche Bombe nicht besser?«, zweifelte Jura.

»Die Medien sind auf Sensationen aus. Glaub mir, ich habe da meine Erfahrungen! Es geht allein um den psychologischen Effekt. Die Bombe müsste nicht mal explodieren, sondern nur mit dem radioaktiven Inhalt gefunden werden. Allerdings muss ich mir sehr gut überlegen, wie ich die zugehörigen Schreiben verfasse, dass es auch einen Sinn ergibt. Darin sehe ich die Hauptschwierigkeit und vor allem, was die Medien dann aus der Sache machen.

Die Medien haben einen großen Einfluss auf die Bevölkerung und Stimmung im Land. Sie sind wohl eines der wichtigsten Werkzeuge einer Demokratie. Ich bin der Meinung, dass die Welt schon besser sein könnte, wenn die Medien 70 Prozent positive Nachrichten herausgeben würden, statt, wie bisher, den größten Teil mit negativen Ereignissen zu füllen. Aber die Menschen wollen wohl negative Nachrichten haben, sie verkaufen sich besser. Dadurch gewinnen sie den Eindruck, dass es ihnen doch gar nicht so schlecht geht und es schürt die Angst, dass es ihnen mal so schlecht gehen könnte, wie es in den Nachrichten dargestellt wird.«

»Davon kann ich hier in der Ukraine ein Lied singen«, sagte Jura. »Bei der letzten Wahl hatten wir keine freien Medien. Sie wurden teilweise durch die alte Regierung kontrolliert und dementsprechend sah die Berichterstattung aus. Vor allem im Osten bekamen die Leute keine objektive Darstellung der Ereignisse. In Russland ist die Situation noch schlimmer.«

Bei der Wahl im Herbst 2004 spielten die Medien in der Ukraine eine wesentliche Rolle. Es gab nur den freien Sender ›Kanal 5‹, der eine relativ objektive Berichterstattung garantierte. Allerdings konnte dieser Fernsehsender im Osten nicht empfangen werden. Andere Sender waren infiltriert von Oligarchien, welche die Sender finanzierten und dadurch die Berichtsaussagen beeinflussen konnten.

Eine objektive Berichterstattung war damit ausgeschlossen. Aber auch in Deutschland waren Medien, ob nun Zeitungen, Radio oder das Fernsehen, von politischen Richtungen angehaucht. Das war in der Bevölkerung weitestgehend bekannt, doch ganz so extrem wie in der Ukraine war es in Deutschland nicht.

Nach einer Weile, in der wir uns an die Revolution in der Ukraine erinnerten, sagte ich: »Mir gefällt die Entwicklung in Europa nicht. Zuerst wollten sie eine gemeinsame Verfassung, was an sich nicht schlecht wäre. Allerdings meine ich, dass es dafür noch zu früh ist. Europa hat eine sehr lange Geschichte und die einzelnen Kulturen sind nicht so einfach unter einen Hut zu bringen. Die einzelnen Länder der Europäischen Gemeinschaft sollten erst einmal ihre innenpolitischen Probleme lösen. Da sehe ich den Abbau des Sozialstaates am kritischsten.«

Die ursprüngliche Idee der sozialen Marktwirtschaft war solange gut, wie es dem Staat gut ging und die Wirtschaft den Sozialstaat tragen konnte. Die Verflechtung der Welt, wie sie in den letzten Jahren immer mehr zunahm, brachte allerdings einen starken Konkurrenzkampf mit sich. Um im harten Wettbewerb auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig bleiben zu können, mussten Abstriche im Sozialsystem zwingend erfolgen. Andernfalls verteuerten sich die Produkte so stark, dass sie auf dem Weltmarkt durch günstigere Produkte verdrängt wurden.

Die soziale Marktwirtschaft wurde in den 50er Jahren unter der Regierung Konrad Adenauers durch den damaligen Wirtschaftsminister Ludwig Erhard als Alternative zum Sozialismus entworfen, der von der SPD gefordert wurde.

Anfang der 60er Jahre war die Kritik an der sozialen Marktwirtschaft versiegt. Die Marktwirtschaft hatte ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis gestellt, und die Devise ›Wohlstand für alle‹ von Wirtschaftsminister Ludwig Erhard blieb keine Utopie: Das enorme Wirtschaftswachstum der 50er Jahre ermöglichte die Eingliederung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen und den Ausbau der Sozialpolitik. Ende 1963 meinten über 62 Prozent der Deutschen, es ginge ihnen ›im Moment am besten‹. Ludwig Erhard hatte die Idee der sozialen Marktwirtschaft in seinem Werk ›Wohlstand für alle‹ propagiert und auch erfüllt.

Erhard ging davon aus, dass Marktwirtschaft immer sozial wäre, da eigennütziges Handeln des Einzelnen zur Steigerung des Gemeinwohls führe. Adenauer ließ aus politischen Gründen den Begriff ›freie Marktwirtschaft‹ zugunsten des Begriffs ›soziale Marktwirtschaft‹ fallen und benutzte die Steuerprogression, das Sozialversicherungssystem, die Sozialhilfe sowie den sozialen Wohnungsbau als Argumente

für das ›Soziale‹ in der bundesdeutschen Wirtschaftsform. So sollte die damals weit verbreitete Forderung nach einer – angeblich sozialeren – ›planwirtschaftlichen‹ Wirtschaftsform entkräftet werden.

Die soziale Sicherung schützte vor teilweise oder komplettem Einkommensverlust aufgrund von Krankheit, Behinderung, Unfall, Alter oder Arbeitslosigkeit. Dazu wurden in Europa Sozialversicherungssysteme entwickelt, die jeweils in den einzelnen Staaten unterschiedlich verwirklicht wurden.⁵³

Der Generationenvertrag sollte die Finanzierung der Rentenversicherung sichern. Er wurde dadurch finanziert, dass die Erwerbstätigen Beiträge bezahlten, die wiederum die Renten der aus dem Erwerbsleben ausgeschiedenen Generationen tragen sollten. Dieses System wurde erstmals 1889 im deutschen Reich eingeführt, um die Altersversicherung der Industriearbeiter zu gewährleisten. Dieses System brach aber durch die Weltwirtschaftskrise und die beiden Weltkriege zusammen. Konrad Adenauer führte 1957 einen neuen Generationenvertrag ein, der neben den Zahlungen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern auch durch den Staat finanziert wurde.

Der Generationenvertrag sollte aber nicht nur so verstanden werden, dass die arbeitende Bevölkerung die Renten erwirtschaftete. Ebenso war es vorher die Pflicht der Rentner, ihre Kinder groß zu ziehen, die schließlich ihre Rente bezahlen würden.

Allerdings entwickelten sich für diesen sozialen Staat Probleme: steigende Kosten im Gesundheitswesen, zunehmende Lebenserwartung und damit auch wachsende Pflegekosten. Auf der anderen Seite sanken die Einnahmen wegen rückläufigen Geburtenraten, Überalterung

der Gesellschaft, Arbeitslosigkeit, sowie versicherungsfremden Entnahmen und wirtschaftlichen Krisen in den Industrienationen. Das hatte wiederum Auswirkungen auf das Rentensystem und das Gesundheitswesen. Eine scheinbar nicht mehr aufzuhaltende Spirale begann sich zu drehen.⁵⁴

»Aber was willst du gegen den Abbau des Sozialstaates machen?«, fragte mich Jura.

»Ich bin der Meinung, dass der Staat jedem Bürger eine Art ›Grundrente‹ bezahlen sollte, die der Bürger sein ganzes Leben lang bekommt. Diese ›Grundrente‹ sollte so hoch sein, dass sie seine Lebenshaltungskosten sichert. Sollte der Bürger mehr Geld haben wollen, um sich ›Luxus‹ zu leisten, soll er arbeiten. Außerdem bin ich dafür, dass jeder zwei Jahre lang für diese ›Grundversorgung‹ kostenlose Sozialarbeit leistet, wie es jetzt im Zivildienst ist – Männer, aber auch Frauen.«

»Wie soll das finanziert werden, Jörg?«

»Ich habe dir letztes Mal erklärt, dass man nicht die Arbeit besteuern sollte, sondern die Produktion. Es wäre auch sinnvoll, die natürlichen Ressourcen höher zu besteuern«, antwortete ich.

»Und du meinst, dass dieses System funktionieren würde?«, fragte Jura. »Wenn ich genug Geld zum Leben habe, wieso sollte ich dann noch arbeiten?«

»Du hast zwar genug zum Leben, aber was machst du in deiner freien Zeit? Zudem würde es manchen Leuten besser gehen, weil sie arbeiten und Geld verdienen. Das erzeugt Neid, der auch andere anspornt, etwas zu machen. Außerdem fiele die Pflicht weg, bis zu einem bestimmten Alter zu arbeiten«, argumentierte ich.

»Jörg, aber du kannst dieses System, selbst wenn du die nötige politische Macht hättest, nicht durchsetzen. Das System ist neu und hatte in der Realität keinen Testlauf. Davor haben Menschen Angst. Lieber halten sie an ihrem jetzigen System fest, auch wenn es am Umkippen ist.«

»Das sehe ich leider auch so, wobei die Idee eines Grundeinkommens nicht neu ist.⁵⁵ Die Leute, die gerade sozial benachteiligt sind – und das werden täglich mehr und mehr – könnten dieses System annehmen. Aus dem einfachen Grund, weil es ihnen nicht noch schlechter gehen würde als bisher.

Außerdem denke ich, dass der bürokratische Aufwand, der Unsummen an Geld verschlingt, durch ein einfaches System beschleunigt werden könnte. Klare und strikte Regeln, die für alle gelten und dadurch Gerechtigkeit schaffen. Die vielen Ausnahmen und Sonderregelungen führen doch erst zu der Ungerechtigkeit.

Als Beispiel: eine kleine Firma kann sich keine Spezialisten leisten, die alle Möglichkeiten der Steuerersparnisse für den Betrieb heraussuchen. Eine Privatperson ist da noch schlechter dran. Dagegen haben große Firmen Fachleute und Anwälte, die auch noch so kleine Schlupflöcher entdecken, um ihre Gewinne zu steigern. Wo ist da die Gerechtigkeit, die im deutschen Grundgesetz per Eid versprochen wurde?«

»Jörg, hier in der Ukraine verlässt man sich erst gar nicht auf den Staat. Die Renten sind sehr klein, bei Arbeitslosigkeit bekommt man auch nicht viel und wer hier überleben will, muss einiges tun.

Es existiert ein ›inoffizieller‹ Generationenvertrag. Kinder helfen ihren Eltern von sich aus und geben einen Teil ihres Einkommens ab.

Eltern, deren Kinder nach Kiew gezogen sind, weil es hier besser bezahlte Arbeit gibt, bringen bei Besuchen Lebensmittel mit. Lebensmittel sind auf dem Land günstiger und wenn du mal schaust, dann wirst du das sehr häufig sehen. Es ist eine Symbiose.

Aber ich merke auch, dass dieses Verhalten abnimmt. Je mehr Geld zur Verfügung steht, desto mehr leidet dieses ›Sozialsystem‹.«

»Mir ist das sehr wohl aufgefallen, Jura. Es war einer der Hauptgründe, warum ich in der Ukraine leben wollte. Aber ich sehe auch, wie hier der Einfluss des Kapitals zunimmt. In armen Ländern ist man auf seine Familie, seine Freunde und Bekannten angewiesen. Wenn ich dir zugehört habe, wie du mir von dir erzählt hast, ist mir aufgefallen, dass du noch Kontakte hast und pflegst, die sehr weit in die Vergangenheit zurückreichen.

Euer inoffizielles ›Sozialsystem‹ fängt mit der Familie an, in der Schulzeit lernt ihr dann schon ein paar mehr Menschen kennen, während dem Studium baut sich der Bekanntenkreis aus und ihr bleibt alle irgendwie in Kontakt. Wenn ihr Hilfe braucht, dann nutzt ihr diese Beziehungen und könnt dadurch überleben.«

»Es ist nicht alles Gold, was glänzt, Jörg. Sicher, hier in der Ukraine haben wir durch unsere Beziehungen viele Möglichkeiten. Allerdings herrscht großes Misstrauen zwischen den Leuten. Das mag vielleicht noch aus der Sowjetzeit kommen. Ist dir aufgefallen, wie man hier Wohnungen abschließt und sich gegen Fremde abschottet? Sicher, man ist auch offen, aber wenn auf der Straße eine unbekannte Person hinfällt, dann kommt auch niemand, um ihr zu helfen. Es ist eine Art Klan: wenn du drin bist, ist es gut, wenn du außerhalb stehst, kommst du auch nicht weiter.«

»Sicher habe ich das schon erlebt. Einmal habe ich einer älteren Frau geholfen, ihr Geld wieder einzusammeln, als ihre Geldbörse auf den Boden gefallen ist. Es gab niemanden, der ihr helfen wollte und mich hat diese Frau mit großen, sehr kritischen Augen angesehen. Wenn man sich nicht kennt, dann hilft man sich auch nicht.

Verwandschaft ist da eher eine Ausnahme. Selbst über mehrere Ecken steht ihr euch zur Verfügung, auch wenn ihr euch zum ersten Mal im Leben begegnet.«

Jura lächelte. »Ist das bei euch nicht so?«

»Teils, teils – manchmal bekriegen sich die Verwandten in Deutschland, um Vorteile zu haben. Aber auch bei uns heißt es: mit Vitamin ›B‹ – also mit Beziehungen – kommt man sehr weit.«

Unser drittes Bier war gerade leer und es war spät geworden. Wir wollten nach Hause. Jura sagte mir, er werde mich am Freitag anrufen, damit wir uns für das Wochenende verabreden könnten. Igor würde extra nach Kiew kommen, um mit mir über das Uran zu sprechen.

Der 13. 1. 1998 war wieder ein Freitag. Jörg kehrte in die Psychiatrie zurück und musste noch bis Montag warten. Allerdings wurde seine Ausgangssperre aufgehoben. Er machte noch am selben Abend einen langen Spaziergang und genoss das Gefühl der Freiheit. Sieben Monate Forensik und sechs Wochen davor auf der Akutstation, nun sollte er auf eine andere Station verlegt werden.

Während der gesamten Zeit hatte Jörg auf der forensischen Station Zyprexa⁵⁶ bekommen. Das Gericht ordnete an, dass Jörg weiterhin dieses Medikament einnehmen sollte. Er hätte sich scheinbar von seinen Ideen distanziert.

Jörg hatte mit der neuen Station Glück. Es war die gleiche Station, wo er schon einmal gewesen war und er mit Risperdal behandelt worden war. Jetzt stand er zwar unter Zyprexa, aber die körperlichen Leiden waren nicht da. Er hatte nur sehr stark zugenommen und das sah man ihm auch an.

Auf dieser Station gab es recht viele junge Leute in Jörgs Alter. Er lernte dort Friedrich kennen. Friedrich hatte eine Psychose und Jörg erkannte sehr bald, wie tief Friedrich darin festsaß. Er erzählte Jörg oft, dass er Helmut Kohl, den ehemaligen Kanzler, ein Arschloch genannt hatte. Kohl hätte daraufhin veranlasst, Friedrichs Familie zu zerstören. Friedrich war verheiratet und hatte zwei Kinder. Er hatte einen Selbstmordversuch unternommen, indem er aus dem dritten Stock gesprungen war. Er humpelte, weil er sich durch den Sprung ein Bein zerstört hatte. Seine Frau versuchte ihm zwei Jahre lang zu helfen und hielt zu ihm, aber nach dieser Zeit konnte sie nicht mehr. Sie verließ ihn mit den Kindern, weil sich Friedrich nicht besserte. Friedrich hatte in seinem ganzen Leben noch nie Drogen genommen.

Jörg begann in jener Zeit, die Medikamente abzusetzen. Ihm war erlaubt, die Medikamente mit auf das Zimmer zu nehmen und sie eigenverantwortlich einzunehmen. Zwar ging Jörg damit das Risiko ein, dass er gegen seine Bewährungsaufgaben verstieß und damit die Tür zur Forensik wieder offen stand, doch hatte er eine starke Abneigung gegen medikamentöse Behandlung. In seinen Augen war er nicht krank. Jörg wusste, dass es noch keinen Test gab, der überprüfen konnte, ob er die Medikamente einnahm oder nicht. Das Medikament war relativ neu auf dem Markt.

Jörg hatte nach dem Absetzen der Medikamente sehr große Probleme. Zuerst traten Schlafschwierigkeiten auf und zudem starke Magenschmerzen. Davon stand aber nichts in den Beipackzetteln des Herstellers.

Im Frühling nahm Jörg wieder seine Arbeit bei Moritz auf. Es lief als Praktikum und war mit seinem Psychologen abgesprochen. In der Psychiatrie gab es für ihn keine geeignete Arbeitstherapie, weshalb man sich entschloss, Jörg wieder dort arbeiten zu lassen. Moritz musste dafür nichts bezahlen und Jörg sah es als Wiedergutmachung an.

Am 20. April 1998 wurde eine achtseitige Erklärung bekannt, in der die RAF ihre Selbstauflösung bekannt gab. Darin heißt es: *»Vor fast 28 Jahren, am 14. Mai 1970, entstand in einer Befreiungsaktion die RAF. Heute beenden wir dieses Projekt. Die Stadtguerilla in Form der RAF ist nun Geschichte.«*⁵⁷

Es kam der Mai und inzwischen hatte sich eine kleine Gruppe gebildet, die jeden Abend zusammen ausging. Darunter waren Jörg und Friedrich. Jörg hatte inzwischen eine Kneipe gefunden, wo sie regelmäßig einkehrten. Im Mai kam Paul auf die Station. Er und Jörg wurden sehr schnell gute Freunde. Paul hatte ebenfalls Drogenerfahrung und ähnlich verrückte Erlebnisse gehabt wie Jörg. Aus diesem Grund verstanden sich die beiden ausgezeichnet. Endlich hatten sie jemanden gefunden, mit dem sie über ihre Erlebnisse sprechen konnten. Die anderen Patienten hatten keine Drogen genommen, Ärzte und Psychologen noch weniger.

Der Alltag auf der Station war recht durchwachsen. Sie war eine Versuchsstation der Universität Ulm und Vorzeigestation der Psychiatrie. Neben den Arbeitstherapien gab es auch noch Aktivitäten. So zum Beispiel eine Volleyball-Gruppe, die einmal wöchentlich zusammentraf. Es wurden lange Spaziergänge gemacht und es gab auch Fahrräder. Ein Küchendienst kümmerte sich um das Essen, das aus der Großküche kam. Am Wochenende wurde selbst gekocht und auch dafür eingekauft. Die Patienten waren sehr autonom. Die Gruppe war klein. Es gab einen Psychologen und der zuständige Arzt war selten da, weil er noch Professor an der Universität in Ulm war.

Alles in allem gefiel es Jörg dort. Er war unter Leuten, hatte Bezugspersonen, mit denen er sprechen konnte und durch Paul fühlte er sich auch nicht mehr mit seiner Vergangenheit allein.

Eines Tages traf er noch einmal mit Frau Dr. Pablovna auf dieser Station zusammen. Bei seiner Einweisung 1997 hatte es einen Verfahrensfehler gegeben, weshalb Frau Dr. Pablovna Jörg nochmals untersuchen sollte. Sie war immer noch so hübsch, wie Jörg sie in Erinnerung hatte. Bei der kurzen Untersuchung fragte er sie, ob sie ihn für krank halte. Es ging ihm hauptsächlich um die Medikamente und ob sie der Meinung sei, dass er sie brauche.

Dies bejahte Frau Dr. Pablovna und widersprach damit ihrer damaligen Meinung. Inzwischen war ein Jahr vergangen und Dr. Pablovna hatte sehr viel gesehen und gelernt. Jörg schob ihre Meinung auf diese Erfahrungen ab und war etwas traurig darüber. Er respektierte die Ärztin sehr. Sie hatte etwas Menschliches und schien nicht unbedingt ein Freund von Medikamenten zu sein, als Jörg sie zum ersten Mal kennen lernte.

Jörg fragte sie auch, was es mit der ›undifferenzierten Schizophrenie‹ auf sich hatte. Frau Dr. Pablovna erklärte ihm, dass undifferenziert bedeute, man könne nicht genau sagen, welche der vielen Formen von Schizophrenie gemeint sei. Jörg hätte von allen Schizophreniearten ein bisschen. Manchmal von der einen Art etwas mehr, manchmal von der anderen.

Im Sommer traf Jörg nochmals mit Herrn Clemens zusammen, den er 1993 vor seiner ersten Bombendrohung kennen gelernt hatte. Herr Clemens war von Jörgs Psychologen eingeladen worden, um ihm bei der Arbeitssuche zu helfen.

Jörg bekam das Angebot, bei Mannheim in einem Heim für hochintelligente Leute das Abitur nachzumachen. Er hätte dann die Möglichkeit, danach zu studieren. Außerdem hatte er das Angebot in der Tasche, bei Moritz eine Ausbildung im IT-Bereich zu machen. Moritz wollte seine Firma mit einer anderen fusionieren und dort wurde es möglich, dass Jörg eine Ausbildung beginnen konnte. Inzwischen hatte Jörg sich noch weiter im EDV-Bereich fortgebildet und war für Moritz zu einer wichtigen Person im Bereich Netzwerktechnik geworden.

Seine Ausbildung zum Fachinformatiker, einem neuen Beruf, würde vom Arbeitsamt getragen. Das hieß, dass die neue Firma Zuschüsse vom Arbeitsamt bekäme, wenn sie Jörg ausbildete.

Jörg entschied sich für die Ausbildung. Er war 25 Jahre alt und meinte, für ein Studium zu alt zu sein.

Im August 1998 begann Jörg seine Ausbildung bei der neu gegründeten Firma Blum IT GmbH. Sein Ausbilder und Chef, Boris Hertach, hatte in Aulendorf während seiner

Studienzeit mit seinem Mitstudenten eine Softwareentwicklungsfirma gegründet.

Da der Ausbildungszweig neu war, gab es nur in Stuttgart eine Schule für den theoretischen Unterricht. Die Herren der IHK meinten aber, dass Jörg schon sehr viel Erfahrung im IT-Bereich habe und deshalb genehmigten sie es, dass er vom Unterricht befreit wurde. Boris Hertach versprach, Jörg auch theoretisch auszubilden.

Im September fand Jörg über seiner Stammkneipe eine Wohnung, in die er im Oktober aus der Psychiatrie entlassen wurde. Die Tür in die Freiheit stand nun für Jörg offen.

Die Psychiatrie las vor Jörgs Entlassung nochmals das Urteil und entdeckte dabei, dass er eigentlich einen Bewährungshelfer haben müsste. Weder das Gericht noch die forensische Abteilung hatten aber einen Bewährungshelfer für Jörg bestellt. Das wurde erst bei seiner Entlassung nachgeholt.

Auf Anweisung des Leiters der forensischen Abteilung wurde Jörg zudem auferlegt, dass er auch in seiner ›Freiheit‹ Medikamente einnehmen müsste. Er sollte sich einen Psychiater nach seiner Wahl suchen, der ihn betreuen sollte. Zur Auswahl standen dabei der Anstaltsleiter, den Jörg von 1995 kannte, sowie eine Ärztin, die sich in Schussenried als freie Psychiaterin niederließ. Jörg entschied sich für die Frau. Sie sollte Jörg die Medikamente verschreiben, sowie die Einnahme der Medikamente kontrollieren.

Jörg und Paul blieben in Kontakt und die beiden besuchten sich ab und zu. Ihre gemeinsamen Erlebnisse verbanden sie stark. 1997 war bei Paul eine Manie ausgebrochen:

Im Sommer hatte er sich Urlaub genommen und war nach Dänemark gefahren, um sich dort alte Wikingerplätze anzusehen, für die er sich sehr interessierte. Danach machte er einen Abstecher nach Groningen in Holland. Allerdings versumpfte er in der Stadt und brauchte sein ganzes Geld auf. Er fuhr zurück nach Friedrichshafen, holte dort nochmals Geld und war wieder am gleichen Tag auf dem Weg zurück nach Groningen. Dabei überzog er sein Konto und hatte nach seiner Rückkehr einen großen Schuldenberg.

In Groningen erlebte Paul sehr verrückte Dinge, die Jörg aus seinen eigenen Erfahrungen nachvollziehen konnte. Paul lebte auf der Straße, magerte ab und wäre fast gestorben. Doch er schaffte es zurück nach Friedrichshafen, wo ihm inzwischen die Arbeit gekündigt worden war. So kam er schließlich in die Psychiatrie.

Paul stammte ursprünglich aus Tettwang, wo sein Vater eine sehr bekannte Persönlichkeit war. Paul war das schwarze Schaf der Familie, denn er trieb sich mit dem Gesindel der Stadt herum, trank sehr viel, war auffällig und in der Drogenszene.

Kurz nach dem Jahreswechsel 98/99 tauchte Paul bei Jörg auf. Jörg ließ ihn bei sich schlafen, nachdem er selbst stark betrunken ins Bett gegangen war. Am nächsten Morgen war Paul verschwunden. Dafür hatte er Jörgs Wohnung auf den Kopf gestellt und einen wirren Plan hinterlassen, wie Jörg ihn selbst aus seiner Psychose von 1995 kannte.

Am Nachmittag ging Jörg in die Firma, um etwas für den nächsten Tag vorzubereiten. Die Polizei rief dort an und wollte sich mit Jörg treffen. Er wunderte sich, weshalb die Polizei zu ihm wollte und wieso sie sonntags in der Firma anrief.

Zwei Beamte kamen und fragten ihn nach Paul. Jörg wollte wissen, was los sei. Die Beamten wollten darüber keine Auskunft geben.

Jörg erzählte, dass Paul in der vergangenen Nacht bei ihm aufgetaucht war und dort übernachtet hatte. Doch am nächsten Morgen sei Paul verschwunden gewesen. Jörg vermutete, dass Paul nach Tettngang zurückgegangen sei. Die Beamten bedankten sich und verschwanden.

Sie hatten Jörg nicht gesagt, was los war und so machte er sich auf den Weg in die Psychiatrie. Er wollte mit einer Pflegerin sprechen. Die beiden waren so etwas wie Freunde geworden und wenn Jörg nicht weiter wusste, konnte er dort nachfragen.

Sie wusste allerdings auch nichts, doch ein paar Tage später erfuhr Jörg, dass Paul in Tettngang mit einem Schwert im Krankenhaus ertappt worden war, auf dem er eine durchstochene Bibel durch die Gänge trug. Paul lebte im Wohnheim des Krankenhauses, weil er sich nichts anderes leisten konnte.

Ein Arzt hatte Paul erwischt und ihn zu einem Psychiater in Tettngang gebracht. Dieser wies Paul in die Psychiatrie nach Schussenried ein und ließ Paul allein mit einem Taxi fahren. Da er aber nicht in der Psychiatrie auftauchte, sondern sich zu Jörg verdrückte, erstatteten Pauls Eltern Vermisstenanzeige.

Paul war in Tettngang nach seiner Flucht von der Polizei gefunden und nach Weissenau in die Psychiatrie eingewiesen worden. Dort kam er nach ein paar Wochen zu der Einsicht, dass er besser die Finger von den Drogen lassen sollte. Sie behinderten ihn stärker, als dass sie ihm etwas bringen würden.

Allerdings war es für Paul nicht einfach, diesen freiwilligen Drogenverzicht durchzusetzen. Er hatte sehr viele Freunde, die alle mehr oder weniger etwas mit Drogen zu tun hatten. Dieser große Bekanntenkreis half sich gegenseitig und unterstützte sich mit ihren jeweiligen Fähigkeiten. Fremde kamen nur sehr schwer dazu, aber Jörg wurde durch Paul eingeführt und akzeptiert. Jörg war der Bombenleger.

Dieser Freundeskreis um Paul existierte schon sehr lange. Sie waren alle um die 30 Jahre alt und kannten sich seit ihrer Jugendzeit. Sie gingen durch dick und dünn, hielten wie Pech und Schwefel zusammen und hatten viele gemeinsame Erlebnisse.

Jörg war in Weissenau nur einmal zu Besuch, denn er hatte keinen Führerschein. Jörg weigerte sich seit Jahren erfolgreich, dieses Papier zu machen, obwohl Moritz ihm anbot, den Führerschein zu finanzieren und ein Firmenfahrzeug zu stellen. Jörg wollte aber absolut keinen Führerschein. So war er auf Bus und Bahn angewiesen, beziehungsweise auf Menschen, die ihn irgendwo abholten.

Jörg bekam in seiner neuen Wohnung über dem Moorbadstüble auch häufig Besuch von Friedrich, der ihn immer wieder einlud, hinunter in die Kneipe zu gehen. Schloss die Kneipe spät nachts, nahm Friedrich Jörg weiter mit nach Ulm, um mit ihm in Diskos zu gehen.

Friedrich erzählte Jörg dabei von seiner Geschichte. Er war absolut davon überzeugt, dass die CDU ihn zerstören wollte. Das ging soweit, dass sich Friedrich eine Realität zusammen baute, die ihm das schlüssig erscheinen ließ. Jörg zweifelte an den Erzählungen und versuchte Friedrich das auch auszureden. Er sprach deshalb mit dem Psychologen und dem behandelnden Arzt von Friedrich.

Die Sache ging so weit, dass Friedrich meinte, er habe die Person ausfindig gemacht, die seine Familie zerstörte. Er habe sich eine Waffe besorgt und wolle diese Person nun umbringen. Jörg wusste, dass er erst mal nichts unternehmen musste. Erst wenn sich Friedrich nicht mehr beruhigte und sich so fest an diesen Plan klammerte, musste er etwas tun.

Dazu kam es im Frühling 1999. Friedrich wollte seine Idee nicht aufgeben und Jörg machte sich große Sorgen. Es war Wochenende und Jörg wusste nicht, was er tun sollte. In der Psychiatrie erreichte er niemanden, seine Psychiaterin hatte Urlaub und so schrieb Jörg an seinen Bewährungshelfer, die Polizei und an seine Psychiaterin ein Fax mit der Frage, was er jetzt tun sollte. Er drückte auch seine Angst aus, dass sein Freund jemanden umbringen wollte.

Am Montag rief der Bewährungshelfer bei Jörg in der Arbeit an und sagte, die Polizei hätte sich bei ihm gemeldet. Jörg sollte sich bitte dringend mit der Polizei in Verbindung setzen, um die Sache zu klären. Das tat er auch und etwa eine Stunde später kam ein Kripobeamter, der die Hausdurchsuchung bei Jörg geleitet hatte, mit einem uniformierten Polizisten zu Blum IT.

Der Kripobeamte wollte wissen, ob Jörg nun wieder durchgeknallt sei, nachdem er, ohne Namen zu nennen, von der Geschichte erzählte. Jörg erklärte, was er von Friedrich wusste – also von dem Wahn mit der CDU und Helmut Kohl und der Theorie, dass sie die Familie von Friedrich zerstören wollten. Sicher, es klang unglaublich und auch Jörg zweifelte an dieser Geschichte. Allerdings wollte er weder Friedrich in die Pfanne hauen, noch, dass dieser einen Mord beginge. Der Kripobeamte fragte nach dem Namen und Jörg sagte lange nichts. Aber als man anfing, ihn als

Verrückten einzustufen, der sich wieder einen Scherz mit der Polizei erlaubte, nannte er den Namen.

Die Beamten verschwanden wieder und prüften die Geschichte. Friedrich war zu diesem Zeitpunkt bei seinem Psychiater und wurde noch am gleichen Tag in die Psychiatrie überwiesen. Jörg hatte nicht gelogen, auch wenn es unglaublich geklungen hatte.

Friedrich wurde aufgrund von Jörgs Aussagen angezeigt. Das wollte Jörg allerdings rückgängig machen, doch weil es sich um ein Kapitalverbrechen handelte, ging das nicht. Jörg wollte auch Friedrich in der Psychiatrie besuchen, doch man sagte ihm, dass Friedrich nicht gut auf ihn zu sprechen sei. Die beiden haben sich seither nicht mehr gesehen.

Jörg hatte danach ein schlechtes Gewissen. Er verstand sich mit seinem Bewährungshelfer ausgezeichnet. Die beiden hatten ein sehr gutes und offenes Verhältnis. Er zeigte Jörg Wege auf, die er gehen konnte und welche Konsequenzen dabei auftraten. Die letzte Entscheidung musste Jörg allerdings allein treffen. Sein Bewährungshelfer sagte wegen der Geschichte mit Friedrich zu Jörg, dass er richtig gehandelt hatte. Nicht auszudenken, wenn Friedrich tatsächlich jemanden umgebracht hätte. Jörg wäre als Mitwisser vielleicht auch zur Rechenschaft gezogen worden.

Jörgs Psychiaterin war um die 50 Jahre alt. Sie hatte keine Erfahrung mit Drogen und auch nicht mit Leuten aus der Drogenszene. Jörg fragte sie nach den ersten Sitzungen, ob er bei ihr eine Psychotherapie machen könne, um seine Vergangenheit zu verarbeiten. Das hatte den Zweck, dass sie mehr Geld durch Jörg verdiente und etwas

toleranter gegenüber den Bewährungsaufgaben von Jörg wurde. Jörg machte nämlich Ende 1998 die Erfahrung, dass seine Medikamentengeschichte noch nicht offiziell beendet war. Er hatte seine Psychiaterin so weit gebracht, dass er mitbekam, wann es Zeit für die Blutabnahme war. Inzwischen gab es nämlich einen Test, mit dem überprüft werden konnte, ob Jörg seine Medikamente einnahm. Eigentlich wollte er dieses Katz- und Mausspiel nicht spielen. Zu Weihnachten 98 hatte er absichtlich vergessen, das Rezept für eine neue Packung Zyprexa zu holen. Seine Psychiaterin war im Urlaub und er schrieb an den Leiter der Forensik, der immer noch die letzten Entscheidungen in Jörgs Fall zu tragen hatte, dass er keine Medikamente mehr habe und sich wohl fühle. Er fragte in diesem Schreiben, ob es nicht möglich sei, die Medikamente nun offiziell abzusetzen.

Im neuen Jahr kam es zu einem Treffen. Dabei wurde Jörg deutlich gemacht, dass er gegen die Bewährungsaufgaben verstoße, wenn er sich weigere, Medikamente zu nehmen. Das bedeutete ein Zurück auf die forensische Abteilung. Jörg sagte nichts bei dem Gespräch.

Jörg verstand sogar den Standpunkt. Würde Jörg wieder etwas anstellen, vielleicht sogar eine reale Bombe bauen, bei der Menschen zu Schaden kamen, würde der Leiter der Forensik zur Verantwortung gezogen. Solange er wenigstens Medikamente per Beschluss verabreichte, hatte er ein Alibi, auch wenn Jörg die Medikamente nicht einnahm.

Mit seinem Vater stand Jörg in gutem Kontakt. Inzwischen hatte es sich allerdings herausgestellt, dass sein Vater an Lungenkrebs erkrankt war. Man sagte, dass er nicht mehr lange zu leben hätte.

Auch mit seiner Mutter hatte Jörg wieder ein einigermaßen gutes Verhältnis. Ihr Mann Klaus war an Magenkrebs gestorben und sie wollte in seine Heimat bei Backnang ziehen, um in der Nähe des Grabs zu sein. Dort lebte auch die Familie und sie fand dort Freunde von Klaus. Die Wohnung in Biberach wollte sie verkaufen, um sich ein neues Leben bei Backnang aufzubauen. Jörg half mit Paul zusammen, die Wohnung in Biberach für diesen Verkauf zu renovieren.

Sein Bruder war inzwischen aus England zurück und machte in Karlsruhe eine Ausbildung zum Schreiner. Seine Schwester hatte ihr Studium ebenfalls beendet und lebte in Munderkingen, wo sie sich gerade von ihrem Freund getrennt hatte, mit dem sie seit ihrem 16. Lebensjahr zusammen war. Allerdings hatte Jörg zu seiner Schwester wenig Kontakt und besuchte sie nur einmal zum Jahreswechsel 98/99.

Bei der Arbeit hatte Jörg Probleme mit seinem Vorgesetzten Boris Hertach. Die beiden vertrugen sich nicht, denn Jörg war ein eigensinniger Arbeiter. Man konnte Jörg zwar Aufträge erteilen, die er termingerecht und sehr gut ausführte, aber er ließ sich nichts sagen. Er hatte einen eigenen Willen und verstand manchmal die Entscheidungen von Boris Hertach nicht. Moritz hielt zu Jörg und nur deshalb konnte Jörg weiterhin seine Ausbildung fortsetzen.

Außerdem arbeitete Moritz' Bruder dort, Ludwig Blum. Er hatte seine Arbeit in München aufgegeben, um sich in Bad Schussenried ganz selbständig zu machen. Seine Räumlichkeiten befanden sich neben Jörgs Büro. Die beiden unterhielten sich oft und wurden Freunde. Ludwig war sehr belesen und ein Stammgast in Jörgs zweitem Wohnzimmer,

dem Moorbadstüble. Auch Jörg wurde dort inzwischen Stammgast und die Leute kannten ihn.

Jörg bluffte mit den Medikamenten, traf sich regelmäßig mit seinem Bewährungshelfer und ließ sich nichts zu Schulden kommen. Mit ihm philosophierte er sogar über Staat und Gesellschaft, lernte die Arbeit eines Bewährungshelfers kennen und es entwickelte sich eine starke Sympathie zwischen den beiden.

Im April 1999 schrieb Jörg an seine Krankenkasse über seine Medikamentenerfahrung. Die Krankenkasse musste für diese Tabletten bezahlen, die sehr teuer waren. Jörg erklärte, dass er die Medikamente aufgrund Müdigkeit und der Unfähigkeit sich zu konzentrieren, nicht einnehme. Es ging um seine Ausbildung und da waren die Nebenwirkungen nicht tragbar.

Jörg erhielt von der Krankenkasse eine Antwort, dass man ihn zwar verstehen, ihm aber nicht helfen könne. Damit sagten sie Jörg indirekt, dass sie lieber für die weggeworfenen Medikamente weiterzahlen wollten, als sich mit dem Gericht und Jörgs Fall zu beschäftigen. Wieder ging es um die Verantwortung, die niemand übernehmen wollte.

Im Mai 1999 war Jörg dann so weit, dass er die Medikamente zu einem Termin mit seiner Psychiaterin nicht einnahm. Als sie zu ihm sagte, er solle den Arm frei machen, meinte Jörg zu ihr, dass es zwecklos sei, Blut abzunehmen. Man könne den Test sparen, weil er negativ ausfallen würde. Jörg gestand, dass er schon in der Psychiatrie angefangen hatte, keine Medikamente mehr einzunehmen. Er nehme nur kurz vor der Blutabnahme die Tabletten, damit der Test positiv ausfalle.

Seine Psychiaterin war darüber weniger überrascht. Sie meinte nur, sie habe so etwas geahnt. Ihr sei aufgefallen, dass Jörg bei den Therapiesitzungen munter und ausgeschlafen sei, aber zu den Blutentnahmen sehr müde erschien. Allerdings müsse sie dies dem Gericht melden. Jörg erzählte ihr von seinen Erfahrungen mit den Medikamenten und auch, was er durchgemacht hatte, als er sie absetzte. Seine Psychiaterin meinte, dass diese Wirkungen sehr ungewöhnlich seien. Sie äußerte auch ihre Meinung, dass Jörg, nachdem sie ihn kennen gelernt hatte, nie krank gewesen sei. Jörg setzte allerdings seine Bewährung aufs Spiel und dass er zurück in die Forensik musste. Dort würde ihn das gleiche Schicksal erwarten wie die vielen anderen Patienten, die einmal im Jahr die Chance bekamen, durch einen Richter entlassen zu werden.

Seine Psychiaterin meinte nur, man müsse jetzt abwarten, wie das Gericht entscheiden würde.

Nach ein paar Wochen voller Unklarheiten kam vom Gericht der Bescheid. Sie hatten bei seinem Bewährungshelfer und seiner Psychiaterin nach deren Eindrücken gefragt, sowie nach deren Einschätzung, ob es sinnvoll sei, Jörg weiterhin unter Medikamenten zu halten. Der Leiter der Forensik wurde dazu nicht befragt, denn er stand nicht in unmittelbarem Kontakt zu Jörg. Das Gericht willigte ein, die Medikamente abzusetzen.

Im Jahr 2000 nahmen die Schwierigkeiten bei Jörgs Arbeit immer weiter zu. Sie fanden ihren Höhepunkt, als Jörg seine Zwischenprüfung nicht bestand. Er hatte ja keinen theoretischen Unterricht und wusste auch nicht, was in der Zwischenprüfung gefordert wurde.

Boris Hertach engagierte sich bei der IHK, die für diesen Beruf zuständig war und konnte es natürlich nicht auf sich sitzen lassen, dass einer seiner Auszubildenden so schlecht abschnitt. Die Spannung zwischen den beiden stieg.

Jörg war bestimmt nicht einfach. Er hatte seinen eigenen Kopf und seine eigene Methode zu arbeiten.

Jörg hatte sich im Netzwerkbereich selbst weitergebildet und las viele Bücher zu diesem Thema. Er kannte sich vor allem mit Windows NT4 aus und interessierte sich stark für den Exchange-Server⁵⁸. Er war für das hausinterne Netzwerk zuständig und wurde immer wieder beauftragt, Probleme zu lösen. Außerdem kümmerte er sich um das Novell-Netzwerk von Ludwig, Moritz' Bruder. Auch interessierte er sich für Linux und heterogene Netzwerke, weil er mit DOS angefangen hatte und ebenso Macintosh wie auch OS/2 neben Microsoft-Betriebssystemen kannte.

An einem Tag gab es Störungen im E-Mail-System der Firma und Jörg sollte herausfinden, an was das lag. Er unterrichtete seine Mitarbeiter, dass er am Server Beobachtungen machen wollte und bat darum, Internetaktivitäten einzustellen. Dabei ertappte er einen Mitarbeiter, wie er sich auf Pornoseiten Bilder herunterlud.

Jörg ermahnte ihn und sperrte ihm die Seiten. Dieser war so aufgebracht, dass er in Jörgs Büro kam, ihn am Kragen packte und meinte, er solle ihm den Zugang wieder geben. Der Mitarbeiter nannte sich selbst einen Choleriker, der leicht die Fassung verlieren könnte. Doch Jörg schien dies eher eine Ausflucht zu sein, um die Launenhaftigkeit zu rechtfertigen. Er hatte sich einfach nicht unter Kontrolle.

Jörg packte nach dem tätlichen Angriff seine Sachen zusammen und verließ die Firma. Das musste er sich nicht

gefallen lassen und er verlangte eine Entschuldigung. So lange wollte er nicht mehr in die Firma kommen und blieb zu Hause.

Boris Hertach nahm dies als Arbeitsverweigerung und fing an, Jörg Abmahnungen zu schreiben. Für Boris war es nun eine gute Möglichkeit, den unliebsamen Arbeiter loszuwerden. Dabei kostete ihn dieser Arbeiter kaum Geld, weil er vom Arbeitsamt Zuschüsse erhielt.

Jörg sollte aus der Firma entfernt werden.

Er wandte sich an die IHK, sprach mit seinem Bewährungshelfer und suchte beim Arbeitsamt Rat. Sein Bewährungshelfer gab ihm zwar Ratschläge, doch bei der IHK und beim Arbeitsamt stieß er auf taube Ohren. Hertach war dort ein willkommener Arbeitgeber, der Leuten eine Zukunftschance in Aussicht stellte. Aber dass diese Zukunftschance auf Ausbeutung hinauslief, wollte niemand hören.

In gegenseitigem Einvernehmen kündigte Jörg die Ausbildung. Damit kam er Hertach zuvor und hatte die Chance, in einem anderen Betrieb die Ausbildung abzuschließen. Schließlich brauchte er nur noch ein Jahr.

Jörg machte der lokalen Brauerei, den Vorschlag, dass er dort einen Mitarbeiter ausbilden könnte, damit die Brauerei die Kosten für kleinere Probleme sparen könnte. Jörg wusste, dass sich der Sohn des Personalchefs für Computer und Netzwerktechnik interessierte. Außerdem war Jörg der Ansicht, dass es für Firmen in der Größe der Brauerei, mit 10 bis 20 Arbeitsplätzen sinnvoll war, einen internen Administrator zu haben, der die einfachen Probleme lösen kann. Sollten die Probleme größer werden, konnte immer noch ein Fachmann bestellt werden.

Die Brauerei nahm Jörgs Vorschlag dankend an und so kam Jörg für einen Monat in der Brauerei unter. Inzwischen hatte er für sich eine neue Ausbildung gefunden: Er entdeckte in Ulm bei der ›Gesellschaft für Netzwerktraining‹ (GNT) eine Weiterbildung zum MCSE (Microsoft zertifizierter Netzwerk-Ingenieur), die vom Arbeitsamt finanziert wurde.

Bei dem Eignungstest schnitt er wieder überdurchschnittlich ab, so dass man ihn gerne in der Gruppe aufnehmen wollte. Doch musste das Arbeitsamt zustimmen.

Jörg war aber erst mal mit der Brauerei beschäftigt. Dort lernte er auch einen der Braumeister kennen. Jörg wurde geschult, dass er Führungen durch die Brauerei machen konnte, und lernte dabei die Prozesse der Bierherstellung kennen. Auch die Mitarbeiter lernten Jörg als angenehmen, aber doch relativ seltsamen Zeitgenossen kennen. Man konnte ihn jederzeit anrufen, wenn es Probleme im Netzwerk gab. Selbst an Sonn- oder Feiertagen war Jörg dafür erreichbar.

Jörg war überzeugt davon, dass die Ausbildung in Ulm genau das Richtige für ihn wäre. Nur das Arbeitsamt sah die Sache nicht ganz so. Jörg schrieb bis an die höchsten Stellen und machte Druck auf das Amt. Letztlich wurden die Kosten für die Ausbildung übernommen.

Im Oktober 2000, nachdem er den Kurs bei der Brauerei abgeschlossen hatte, fing für ihn die Schule in Ulm an. Er stand jeden Morgen gegen fünf Uhr auf und machte sich mit dem Zug fast zwei Stunden lang auf den Weg nach Ulm. Dort ging es mit dem Bus weiter bis ins Industriegelände, wo sich die Schule befand.

Die ersten zwei Wochen wurden von einer professionellen Motivationstrainerin durchgeführt. Dabei lernte Jörg seine 20 Mitschüler kennen, die aus den unterschiedlichsten Gründen diese Ausbildung machten. Jörg war der einzige, der schon mit Microsoftnetzwerken gearbeitet hatte. Teils waren Leute von der Bundeswehr dabei, die ihr Zeitsoldatensein aufgaben, teils Leute von ehemaligen Rüstungsunternehmen, die ihren Ingenieur im technischen Bereich nicht mehr verwenden konnten, weil sie spezielle Dinge entwickelten, die in der freien Wirtschaft nicht gebraucht wurden. Teils waren auch einfach Arbeitslose darunter, die sich im boomenden IT-Bereich eine neue Zukunft vorstellten.

Jörg legte in der ersten Woche eine Prüfung ab, die nicht zur Ausbildung gehörte. Er wollte einen Schein für den Microsoft-NT4-Server und bestand die Prüfung.

Nach dieser Woche kamen zwei Wochen Linux und in der dritten Woche fand ein Kurs zu Windows NT4 statt. Parallel gab es einen Kurs zum Microsoft Exchange Server, den Jörg viel eher besuchen wollte als den NT4-Kurs. Er sprach mit dem Chef der Schule und erklärte ihm, dass er schon sehr viel Erfahrung im NT-Bereich hätte und den Exchange-Kurs besuchen wollte.

Dieser willigte ein und nach dieser Woche versuchte Jörg seine zweite Prüfung zum Exchange-Server. Dabei fiel er zuerst durch die Prüfung, doch wiederholte er am darauf folgenden Tag und bestand.

Jörg nahm danach am normalen Unterricht in seiner Klasse teil und lernte das neue Betriebssystem Windows 2000 von Microsoft kennen. Er legte vor dem Jahreswechsel zwei weitere Prüfungen ab, die Bausteine zum MSCSE waren.

In diesen Wochen hörte er die Geschichten der Betriebssysteme und musste feststellen, dass Marktwirtschaft nicht immer gut für die Entwicklung ist. Unix zum Beispiel war der Großvater der Betriebssysteme und wurde in den 70er Jahren bei AT&T in Amerika entwickelt. Anfänglich war es ein ›freies‹ System, das man eigenständig weiterentwickeln konnte. Vor allem die Universität in Berkeley machte sich dabei sehr verdient.

Allerdings merkte AT&T, dass man mit dem System auch Geld verdienen könnte und wollte Lizenzgebühren für ihre einstige Entwicklung. So spaltete sich diese Entwicklung in ein kommerzielles System und ein freies System.⁵⁹

Auch Microsoft entwickelte in jener Zeit ein eigenes System für die aufkommenden PCs. Die Geschichte der Betriebssysteme war durch Monopolstellungen und Missbrauch dieser Monopole geprägt. Eine wirklich sinnvolle Entwicklung gab es dabei nicht. Mit Linux, das von einem finnischen Studenten entwickelt worden war, entstand ein neues Projekt, das viele Programmierer auf der ganzen Welt anspornte, daran frei mitzuarbeiten. Jörg liebte die Idee hinter Linux, aber er sah auch die Schwierigkeiten, die hinter diesem System steckten. Vor allem war es nicht einfach, damit umzugehen und es zu installieren. Dennoch war es eine Alternative zu den anderen kommerziellen Systemen.⁶⁰

Zum Jahreswechsel lag sein Vater im Krankenhaus und war knapp vor dem Sterben. Jörg konnte ihn nicht besuchen, weil er keinen Führerschein hatte. Außerdem nahm ihn der Kurs sehr in Anspruch. Er beschloss in den zwei Wochen Pause, so schnell wie möglich zum Ingenieur zu werden und bis zum Geburtstag seines Vaters Anfang

März fertig zu sein. Er hatte also noch etwas mehr als zwei Monate Zeit, um mit fünf weiteren Prüfungen dieses Ziel zu erreichen.

Jörg fing an, wie ein Wilder zu lernen. Er hatte sich zusätzliche Bücher besorgt, die es damals nur auf Englisch gab, weil diese Ausbildung sehr neu war. Es gab kaum Informationen zu den Prüfungen und es war eine wirkliche Herausforderung.

Nach den Ferien legte Jörg die nächste Prüfung ab. Er bekam die Erlaubnis, an der Schule in einem separaten Zimmer für sich zu lernen und dem Unterricht fern zu bleiben. Der Chef genehmigte dies, nachdem Jörg ihm von seinem Vater erzählt hatte.

Im Zweiwochenrhythmus legte Jörg Prüfung für Prüfung ab und schaffte alle sieben Prüfungen. In drei Monaten wurde er zum MCSE. Das war das Geburtstagsgeschenk für seinen Vater.

Als Jörg noch den Unterricht besuchte, dachte er sehr oft, dass er selbst den Unterricht halten könnte. Ihn interessierte die Lehrtätigkeit und er erkundigte sich, wie man zum MCT (Microsoft zertifizierter Trainer) werden konnte. Dazu musste man nachweisen, dass man schon Leute unterrichtet hatte.

Jörg holte sich von der Brauerei eine Bestätigung, schrieb seine sonstigen Tätigkeiten auf, bei denen er bis in die Realschulzeit immer wieder Nachhilfe gegeben hatte. Das ganze ging per Fax nach Irland und drei Tage später war der Bescheid da, dass Jörg in die Gilde der Netzwerkdozenten aufgenommen wurde.

Dem Chef der Schule blieb das alles nicht unbekannt. Er beobachtete Jörg und sah sein Engagement. So wurde Jörg

angeboten, bei der Schule zu arbeiten. Der Kurs war noch nicht zu Ende, da unterrichtete Jörg schon an einer Niederlassung in Donaueschingen.

Aus dem ehemaligen drogenabhängigen Bombenleger war jetzt ein Dozent für Netzwerk-Technik geworden, der Administratoren aus Großunternehmen in Anzug und Krawatte unterrichtete. Die Psychiatriezeit war vorbei und seine Bewährungszeit ging zu Ende. Er fragte sogar, ob es nicht möglich sei, die Bewährung zu verlängern. Sein Bewährungshelfer musste darüber lachen und meinte, das habe es in seiner gesamten Laufbahn noch nicht gegeben. Er meinte, dass es vielleicht nicht sinnvoll wäre, so einen Antrag zu stellen, aber dennoch bot er Jörg an, dass sie weiterhin in Kontakt bleiben würden.

Jörg war durch die GNT in den Niederlassungen München, Berlin, Stuttgart, Reutlingen, Donaueschingen und Ulm, als Heimatstandort, tätig. Auch lernte er die Gründer der GNT AG kennen, die ihm allerdings nicht sympathisch waren. Im Prinzip waren es Leute, die durch ihren Anzug, sowie den Luxus zu etwas Besserem wurden. Doch eigentlich waren sie genauso gewöhnliche Menschen, die sich nur für etwas Besseres hielten. Das merkte Jörg bei einer Besprechung in Stuttgart, als die Leute danach zu trinken und zu essen begannen. Als das Gelage beendet war, sah es aus wie nach mancher Drogenparty, die Jörg erlebt hatte.

Seine Nebentätigkeiten bei der Brauerei nahmen immer mehr zu, so dass er dafür ein Gewerbe anmeldete. So konnte er offizielle Rechnungen schreiben. Der Buchhalter der Brauerei sicherte Jörg zu, ihm mit der Steuer zu helfen. Er wurde ein Freund von Jörg und sie halfen sich gegenseitig mit ihrem Fachwissen aus.

Jörg hatte auch in dem Braumeister einen neuen Freund gefunden. Er lernte dessen Familie kennen, die aus ihm, seiner Frau und vier Kindern bestand. Das vierte Kind war kurz vor Jörgs erstem Besuch auf die Welt gekommen.

Der Braumeister stammte aus Bayern und hatte dort vor seiner Arbeit in Schussenried Brauereitechnik gelehrt. Die Studenten waren aus der ganzen Welt gekommen: manche aus China, manche aus Afrika, manche aus der Türkei, manche aus Brasilien oder anderen Ländern. Mit seiner Frau war er schon sehr lange verheiratet und die beiden waren ein eingefleischtes Team. Sie hatten sich bei den Pfadfindern kennen gelernt und gemeinsam viel erlebt. Fremde Länder und Kulturen waren für sie normal.

Da Jörgs Computerbestellungen zunahmen und ihm seine Wohnung zu klein wurde, fragte er bei der Brauerei nach, ob sie eine andere Wohnung für ihn wüssten. So zog Jörg im Sommer in eine 100 Quadratmeter große Wohnung, wo er sich in einem Zimmer einen Computerlaborraum einrichtete. Paul half ihm beim Umzug. Die beiden standen immer noch in Kontakt und waren gute Freunde.

In seiner neuen Wohnung machte Jörg Versuche zu Themen, die er im Unterricht durchnahm. Zeitweise hatte er bis zu 15 Rechner, die er nach und nach wieder verkaufte.

Seine Praxiserfahrung und auch der praxisnahe Unterricht machten seinen Studenten sehr Spaß und halfen ihnen, das Thema zu verstehen. Jörg hatte einen kompletten Kurs in Ulm unter sich, der die gleiche Ausbildung durchlief, wie er sie selbst absolviert hatte.

Während seiner freien Zeit schrieb Jörg für sich Artikel und entwarf eine kleine Broschüre, die seine Bomben-

geschichte erzählte. Ein weiteres kleines Heftchen erzählte von den Projekten, die Jörg kannte und die sich für eine bessere Welt engagierten.

In seiner ersten Arbeitswoche im Mai 2001 bei der GNT wurde Jörg von einer Organisation zu einem Bürgerforum eingeladen. Er war per Zufallsverfahren ausgesucht worden und in diesem Forum sollte es um die Möglichkeiten gehen, das Internet für den politischen Prozess zu nutzen. Außerdem ging es um Für und Wider von Internetwahlen. Jörg lernte in zwei Tagen die Idee von Bürgerforen kennen, die ihm bisher nicht bekannt war. Es waren Kommissionen mit ungefähr 20 Teilnehmern im Alter zwischen 20 und 60 Jahren, die nach dem Zufallsprinzip ausgewählt wurden. Sie verbrachten einen Teil ihrer Zeit zusammen, um zu bestimmten Sachfragen Entscheidungshilfen zu erarbeiten. Die Teilnehmer erhielten dazu von Sachverständigen notwendige Informationen. Nach dem Forum wurden die Ergebnisse des Beratungsprozesses von einem unabhängigen Träger in einem Bürgergutachten zusammengefasst und der Öffentlichkeit sowie dem Auftraggeber vorgelegt. Das Ziel von Bürgerforen war die Einbindung der Öffentlichkeit in Entscheidungsprozesse. Dabei wurde die Moderationsmethodik angewandt. Das war eine Kombination aus Planungs- und Visualisierungstechniken mit gruppendynamischen und gesprächstechnischen Elementen. Ein Moderator steuerte das Zusammentreffen und in der Gruppe wurden Problemlösungen erarbeitet, die an einer Pinnwand auf farbigen Kärtchen festgehalten wurden. Diese Art eignete sich sehr gut, um Beiträge zu sammeln, zu strukturieren, alternative Lösungen zu gewichten und die Ergebnisse zu präsentieren.

Das gesamte Verfahren bot auch ungeübten Gesprächsteilnehmern die Gelegenheit, sich zu beteiligen. Der Moderator war dabei eine Art Regisseur, der die Gruppe nach einem Drehplan zu einem Ziel führte. Dabei kamen die unterschiedlichen Standpunkte zum Ausdruck und im Gegensatz zu üblichen Diskussionen gingen Nebengedanken nicht verloren.

Jörg war sehr glücklich über den Zufall, denn erstens wurde er vom Staat zu einem Thema gefragt – und dann handelte es sich bei dem Thema auch noch um sein Fachgebiet.

Seinem Vater ging es inzwischen wieder besser, aber der Jahreswechsel hatte gezeigt, dass sein Vater schwer krank war und der Tod jederzeit eintreten konnte. Sein Bruder lebte immer noch in Karlsruhe; seine Mutter hatte inzwischen einen neuen Freund gefunden, der bei der Polizei in Stuttgart arbeitete und zu seiner Schwester bekam er im Sommer 2001 wieder Kontakt.

Jörgs Vater rief Anfang August bei Jörg an und sagte zu ihm, dass er doch bitte seine Schwester im Krankenhaus anrufen sollte. Er sagte dabei nicht, was los war. Jörg schrieb die Nummer auf und rief an. Er war Onkel geworden! Seine Schwester hatte einen Sohn zur Welt gebracht. Sie war wieder mit Gerd zusammen, ihrer Jugendliebe.

Jörg liebte Kinder und lief in seiner Wohnung aufgeregt herum, da es für ihn ein ganz neuer Lebensabschnitt war: Onkel. Damit hatte er nicht gerechnet und war sehr überrascht. Vor allem nach der ganzen Zeit, die er durchgemacht hatte, schien er gerade wieder an einem Punkt zu sein, wo er glücklich war. Die Arbeit machte ihm Spaß, er hatte Freunde und Kollegen und nun war er noch Onkel geworden.

Am 11. 9. 2001 war Jörg gerade auf dem Weg nach Hause, als er im Bus zum ersten Mal von den Terroranschlägen in New York hörte. In seiner Wohnung las er im Internet, was passiert war. Er hatte seit vielen Jahren keinen Fernseher. Jörg fing danach an, sich in Internetforen an Diskussionen zu diesem Thema mit dem Nickname »ioivialis« zu beteiligen. Dort lernte er auch Leute kennen, die seine Meinungen vertraten und Jörg fuhr mit dem Zug nach Pforzheim und Nürnberg, um sich dort persönlich mit diesen Leuten zu treffen.

Im November spitzte sich die Lage weltweit zu, denn die USA führten einen Militärschlag gegen Afghanistan zur Bekämpfung des Terrorismus. Am 5. November 2001 stellten die USA eine Anfrage nach militärischer Unterstützung durch die Bundeswehr beim Kampf gegen den internationalen Terrorismus. Die Bundesregierung antwortete zunächst positiv und wollte knapp 4 000 Soldaten zur Unterstützung der amerikanischen Truppen stellen. Zur Durchsetzung seiner Politik setzte der Bundeskanzler Gerhard Schröder in Deutschland dazu die Vertrauensfrage ein. Am 16. November 2001 wurde dem Bundeskanzler das Vertrauen ausgesprochen, weil die Regierung sonst Gefahr gelaufen wäre, ihre Macht zu verlieren. Viele Abgeordnete stimmten gegen ihre persönliche Überzeugung, um ein weiteres Regieren zu ermöglichen.

Im Internet fand Jörg zwei Projekte, die in diesem Zusammenhang Strafanzeige gegen Gerhard Schröder und Joschka Fischer erstatteten.

Das deutsche Strafgesetzbuch enthielt aufgrund der NS-Vergangenheit Paragraphen, die es Deutschland verboten, sich an einem Krieg, wie er in Afghanistan stattfand, zu beteiligen. Selbst im Grundgesetz von Deutschland war im

Artikel 26 festgelegt, dass Handlungen, die geeignet wären, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, verfassungswidrig seien.⁶¹

Jörg fand auch eine Stellungnahme des Richterratschlags. Das war eine unabhängige Vereinigung, die aus sozial und politisch interessierten Berufsrichtern und Staatsanwälten bestand.⁶² In dieser Stellungnahme zu der geplanten Hilfe der Bundesregierung in Afghanistan sahen sie in den Aktivitäten der USA einen Alleingang, der nicht von der UNO gebilligt wurde. Aus diesem Grund stellten sie die Legitimation des Krieges in Frage.⁶³ Dadurch wurde der Krieg zu einem Angriffskrieg, bei dem sich Deutschland laut Verfassung und Strafrecht nicht beteiligen durfte.

Allerdings sah Jörg durch die zwei Anzeigen gegen Schröder keinen unmittelbaren Erfolg. Er kannte das Strafrecht und wusste, dass er sich strafbar machte, wenn er nach §138 StGB keine Anzeige erstattete, obwohl er von einer Straftat wusste.⁶⁴ Also wollte sich Jörg selbst anzeigen, weil er es auch nicht vorhatte, eine Anzeige zu machen. Wenn er nämlich schuldig war, dann wären auch alle deutschen Bürger mitschuldig, weil nur zwei Personen Anzeige erstattet hatten. »Unwissenheit schützt vor Strafe nicht«, so lautete ein Rechtsgrundprinzip in Deutschland und darauf hatte es Jörg abgesehen.

Seine Selbstanzeige ging am 1.12.2001 bei der Staatsanwaltschaft in Ravensburg ein und wurde am 5.12.2001 wegen Mangel an einem Tatverdacht eingestellt.⁶⁵

Allerdings wurde die Selbstanzeige als Anzeige gewertet und an die Oberstaatsanwaltschaft in Berlin weitergeleitet. Damit hatte sich der Fall für Jörg erledigt.⁶⁶

Im Oktober besuchte er seine Schwester in Munderkingen. Jörg hatte immer noch keinen Führerschein und war gute zwei Stunden mit dem Zug für 40 Kilometer unterwegs. Auch zu seiner Arbeit stand Jörg immer noch um fünf Uhr morgens auf und kam sehr spät abends nach Hause.

Bei dem Besuch fragte ihn seine Schwester, ob er Patenonkel werden wollte. Jörg hatte prinzipiell nichts dagegen, doch sah er einen Konflikt, weil er nicht in der Kirche war. Jörg kannte die Prozedur, um wieder in die Kirche einzutreten, doch das brauchte Zeit. Aus diesem Grund meinte er, beim nächsten Kind würde er gerne Patenonkel werden. Seine Schwester sagte, dass es bestimmt ein nächstes Kind geben werde und Jörg eben nach seinem Bruder Patenonkel würde.

Am Abend bot ihm seine Schwester an, ihn nach Hause zu fahren. Bei dieser Fahrt sprach ihn seine Schwester auf den Führerschein an. Sie meinte, wenn er den Führerschein hätte, könnte er sie viel öfter besuchen. Jörg hatte tatsächlich etwas Zeit, weil er gerade keine Kurse gab. Zudem verdiente er gut, so dass er sich den Führerschein leisten konnte.

Am nächsten Tag sprach er bei der Fahrschule vor, wo er schon öfters von Moritz hingeschickt worden war. Er machte einen Vertrag und bekam im neuen Jahr seinen Führerschein. In Deutschland waren alle Jugendlichen scharf darauf, so schnell wie möglich 18 Jahre alt zu werden, um den Führerschein zu machen. Jörg bestand ihn auf Anhieb mit 28 Jahren.

Gerd hatte mit seinen Brüdern zusammen drei Autohäuser. Er hatte den Hauptschulabschluss gemacht, dann eine Ausbildung zum Automechaniker, danach lernte er weiter und brachte es bis zum KFZ-Meister. Er war sehr ehrgeizig und als Chef anerkannt und beliebt.

Jörg kaufte dort ein nicht allzu teures, gebrauchtes Auto und war mit einem Schlag unabhängig. Er konnte seinen Vater besuchen, konnte zu seiner Schwester oder zu Paul nach Friedrichshafen fahren und musste zur Arbeit nicht mehr so früh aufstehen. Die Verspätungen der Züge machten ihm nichts mehr aus und er war einfach unabhängig.

Gerd fragte Jörg, ob er ihm als Spezialist bei seinen Netzwerken behilflich sein könnte. Jörg kannte das Netzwerk, denn schließlich hatte die Firma Blum IT mit ihm zusammen das Netzwerk aufgebaut. Es war ein spezieller Auftrag, weil VW, mit dem das Autohaus einen Vertrag hatte, sehr strikte Vorgaben machte.

Jörg willigte ein, unter der Bedingung, dass Gerd akzeptieren musste, dass Jörg auch noch in Ulm arbeitete. Das sah Gerd ein und meinte, dass Jörg nur im Notfall gerufen werden sollte.

An Pfingsten 2002 war Jörg bei seiner Schwester und Gerd zum Frühstück eingeladen. Außerdem wollte er noch eine Liste abarbeiten, die Gerd ihm per E-Mail geschickt hatte und die das Netzwerk betraf.

Der Pfingstmontag war ein wunderschöner Tag. Es war wärmer und die Sonne schien. Gerd liebte es, Motorrad zu fahren und für den Nachmittag hatte er einen Ausflug geplant. Er war ein sehr stolzer Vater und sehr glücklich mit seinem Sohn. Es war so schön, sie zusammen zu sehen. Nach dem Frühstück gingen Gerd und Jörg ins Autohaus. Jörgs Schwester blieb bei dem Kleinen zu Hause.

Jörg besprach im Autohaus mit Gerd zusammen ein paar Details und die beiden kamen auch auf die Beziehung von Gerd und Jörgs Schwester zu sprechen. Schließlich wusste

Jörg, dass sich die beiden vor nicht allzu langer Zeit getrennt hatten. Gerd meinte, dass gerade alles perfekt sei und sie eine wundervolle Zeit zusammen hätten. Die Zeit, in der sie getrennt gelebt hatten, war für beide wichtig. Sie mussten, jeder für sich, eigene Freunde finden und ihr eigenes Leben leben. Als sie wieder zusammengefunden hatten, stand nicht mehr die Beziehung im Mittelpunkt, sondern man sah die Beziehung als gemeinsamen Raum, in dem jeder die Freiheit für seine eigene Person genoss. Gerd erklärte bei diesem Gespräch, dass er einen Programmierer hatte, der ihm einen Terminplaner speziell für sein Autohaus entwickelt hätte. Der Programmierer sei allerdings vor etwa zwei Monaten an Leukämie gestorben und hätte das Projekt nicht mehr abschließen können. So fragte Gerd Jörg, ob er sich um dieses Projekt kümmern könnte. Jörg wollte nichts versprechen, aber er hatte vor, sich dieses Programm näher anzusehen.

Gegen Nachmittag verließen die beiden das Autohaus. Gerd wollte eine Tour machen und Jörg nach Hause.

Am Abend fiel Jörg ein, dass er eine Kleinigkeit vergessen hatte, damit das Netzwerk reibungslos funktionieren würde. Allerdings konnte er anrufen, damit seine Schwester oder Gerd das in Ordnung brachte.

Jörgs Schwester ging ans Telefon und meinte, dass Gerd noch nicht zu Hause sei. Sie fragte, ob sie das erledigen könne und Jörg gab ihr die Anleitung.

Eine halbe Stunde später rief Jörgs Vater an und sagte am Telefon unter Tränen, dass Gerd tödlich verunglückt sei. Jörg meinte, das sei nicht wahr, denn er habe gerade mit seiner Schwester telefoniert und wäre noch am Morgen mit Gerd bei der Arbeit gewesen. Es konnte gar nicht wahr sein.

Aber es war Wirklichkeit.

Gerd wurde an einer übersichtlichen Kreuzung von einer älteren Autofahrerin übersehen und sie nahm ihm die Vorfahrt. Dabei schleuderte sie Gerd von seinem Motorrad. Er zog sich innere Verletzungen zu und war sofort tot. Er hatte keine Schuld.

Jörg lernte Gerd erst nach seinem Führerschein wirklich kennen. Er sah in ihm einen großartigen Chef, der verstand, seinen Angestellten zu helfen, ihre Begabungen zu finden und sie in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Solche Chefs wünschte sich Jörg öfter und er hatte selbst mit dem Chef in Ulm diese Erfahrung gemacht.

In jener Pfingstnacht konnte Jörg nicht schlafen, er musste dauernd daran denken, dass er vor Jahren versucht hatte, sich umzubringen und das hatte nicht funktioniert. Gerne hätte er die Rolle mit Gerd getauscht, schließlich hatte Jörg keine Verantwortung zu tragen – weder für einen Betrieb, noch für eine Frau oder für ein kleines Kind. Jörg verstand nicht, wieso Gerd sterben musste.

6

»Wer die Menschen nun kennt, wird begreifen, dass in einer solch illustren Gesellschaft nicht gerne einer der Dümme sein möchte, und in gewissen Kreisen ist Ehrlichkeit immer gleich bedeutend mit Dummheit. So wird auch der zunächst noch ehrenhafte Vertreter zwangsläufig in diesen Bann der allgemeinen Verlogenheit und Betrügerei geworfen. Gerade die Überzeugung, dass das Nichtmittun eines Einzelnen an der Sache an und für sich nichts ändern würde, tötet jede ehrliche Regung, die dem einen oder anderen etwa noch aufsteigen mag. Er wird sich zum Schluss noch einreden, dass er persönlich und lange nicht der Schlechteste unter den anderen sei und durch sein Mittun nur vielleicht ärgeres verhüte.«⁶⁷

Das stammt aus Hitlers Buch ›*Mein Kampf*‹ – wie gut es doch auch noch heute auf die Gesellschaft passt. Ich habe es satt! Am Wochenende treffen wir den Kontaktmann für das Uran und dann sehe ich weiter.

»Das gestern in London ist nicht gut«, sagte ich zu Jura. Ich beobachtete die Aktienkurse wie fast jeden Tag und bemerkte, dass der deutsche Aktien-Index sehr schnell um 3 bis 4 Prozent einbrach. Ich schaute im Internet nach und las, dass in London ein Terroranschlag verübt worden war. Allerdings war es am Morgen noch nicht ganz sicher, doch im Laufe des Tages wurde es zur bösen Wirklichkeit. Das war an meinem Geburtstag und Jura hatte mich für den nächsten Abend eingeladen, mit ihm ein bisschen zu feiern. Wir saßen wie üblich zusammen und tranken Bier.

»Was ist passiert?«, fragte mich Jura. Er hatte noch gar nicht mitbekommen, dass etwas geschehen sei. Er wusste von London nur, dass vor dem Anschlag die Entscheidung für die Olympischen Spiele zugunsten Londons getroffen worden war und dass in Großbritannien der G8-Gipfel stattfand.

»In U-Bahn-Stationen sind drei Bomben fast gleichzeitig detoniert. Etwas später flog ein Bus in die Luft. Gegen Mittag hat sich die El Kaida zu dem Anschlag bekannt. Aber das hat man schon vorher vermutet, denn der Anschlag hat dem in Madrid am 11. 3. 2004 gähnelt. Das waren wieder die Araber«, erklärte ich Jura.

»Schlecht, sehr schlecht ...«, sagte Jura. »Was willst du jetzt machen? Igor hat mich angerufen und gesagt, dass er sich mit uns am Sonntag nicht treffen kann.«

»Nichts werde ich machen, mein Plan läuft nach wie vor weiter. Ich lasse mich nicht von irgendwelchen Zwischenfällen aus dem Konzept bringen. Schade, dass Igor keine Zeit hat. Hat er dir schon einen anderen Vorschlag gemacht, wann ich mit ihm über das Uran sprechen kann?«

»Nein, ich werde ihn nächste Woche anrufen.«

»Ich finde die Geschichte in London traurig. Nach dem Anschlag sind die Börsen in Europa stark gefallen, am Nachmittag dagegen, zum Handelsstart in den USA, haben die Börsen in eine Rallye nach oben gedreht. Eigentlich pervers, aber die Börsianer meinten, dass sie den Terroristen die Suppe versalzen wollten.«

»Wie meinst du das?«

»Nun, bei dem ersten Attentat am 11. 9. 2001 sind die Börsen extrem gefallen. Wenn jemand vorher etwas davon gewusst hatte, konnte er damit sehr viel Geld verdienen. Mir tun die Attentäter leid, die für ihren

Glauben gestorben sind, aber im Prinzip ihren Auftraggebern eine Menge Geld eingebracht haben. Wie oft hat die Geschichte schon gezeigt, dass Glauben für solche Zwecke missbraucht worden ist? Da sind die Christen nicht viel besser gewesen.

Als Amerika entdeckt wurde, haben sie die mittelamerikanischen Kulturen wegen Gold ausgeplündert. Das Gold kam nach Europa – in die Hände der Kirche. Die Kirche hat vor der Entdeckung Amerikas Leute als Ketzer verurteilt, weil sie meinte, dass die Erde eine Scheibe wäre. Bis heute hat die Kirche nicht offiziell anerkannt, dass die Erde eine Kugel ist – jedenfalls ist mir nichts bekannt.

Amerika ist eigentlich ein ganz junges Land, wenn man es vom europäischen Kontext aus betrachtet. Es wurde durch Christoph Kolumbus entdeckt. Er war Italiener, der eine westliche Seeroute nach Indien finden wollte. Deshalb nannte er die Menschen bei seiner Ankunft in Amerika auch ›Indianer‹, weil er irrtümlich glaubte, in Indien gelandet zu sein.

Kolumbus suchte für seine Idee Investoren und fand sie in Spanien, die ihm den Auftrag erteilten, einen westlichen Seeweg nach Asien zu suchen. Kolumbus stach 1492 in See und erreichte noch im selben Jahr zum ersten Mal die Neue Welt. Er landete auf einer Insel in den Bahamas, die er San Salvador nannte. Das heißt ›Heiliger Retter‹.

Seit den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts kamen europäische Siedler nach Amerika und bevölkerten das Land. Die dort lebenden ›Indianer‹ wurden aus drei Blickwinkeln betrachtet: als Heiden, deren Seelen gerettet werden mussten; als Sklaven, die benutzt werden mussten, um den zivilisierten Christen zu dienen; und als Menschen, die eine enge Verbindung zur Natur hatten.

Nordamerika wurde vor allem durch Immigranten aus England, Frankreich, Deutschland, Irland und Spanien besiedelt, wobei die Franzosen eher nach Kanada gingen. In Europa stieg die Bevölkerungszahl, so dass man in der ›Neuen Welt‹ sein Glück versuchte.

Anfänglich bestand die heutige USA aus 13 Kolonien, die zur britischen Krone gehörten. Am 4. Juli 1776 brach nach der Unabhängigkeitserklärung eine Revolution aus, die in einem Krieg endete. Im Vertrag von Paris 1783 wurde die USA durch Großbritannien als eigenständiger Staat anerkannt und der Krieg war vorbei.

Der erste Präsident der USA wurde George Washington. Allerdings gibt es Gerüchte, die behaupten, dass George Washington Adam Weishaupt war – der Gründer der Illuminaten in Deutschland.

Mit der Kolonisierung Amerikas wurden billige Arbeitskräfte gebraucht. Die Urbewohner erwiesen sich als ungeeignet, weil sie für die Krankheiten, die die Europäer mitgebracht hatten, sehr anfällig waren.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden Sklaven aus Afrika nach Amerika gebracht. Im 19. Jahrhundert wurde der Sklavenimport verboten, aber bis dahin lebten genügend Sklaven in Amerika. In den Nordstaaten setzte im 19. Jahrhundert die Industrialisierung ein, wogegen in den Südstaaten die Sklaven hauptsächlich auf Baumwollplantagen arbeiteten.

Es kam unter Abraham Lincoln zu einem Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten, woraus die Nordstaaten als Sieger hervorgingen und die Sklaverei abschafften. 1868 bekamen die Schwarzen formal das Bürgerrecht. 1876 endete die Besetzung der Südstaaten und die Rechte der Schwarzen wurden wieder eingeschränkt. Erst in den 50er Jahren nach

dem Zweiten Weltkrieg kam es zum Ende der Rassentrennung. Und doch gab es immer wieder Rassenunruhen.⁶⁸

Amerika hat eine kurze, aber eher düstere Geschichte, die eigentlich auf Europa zurückgeht. Die Islamisten hassen Amerika hauptsächlich dafür, dass sie nach dem Zweiten Weltkrieg den Juden 1948 Israel gegeben haben. Seit dieser Zeit gibt es immer wieder Spannungen im Nahen Osten. Aber daran haben auch die Israelis Schuld.

Sicherlich bin ich kein Judenhasser. Vielmehr muss man dazu die Geschichte verstehen. Judenhass geht weit in die Geschichte zurück. Anfangs waren die Juden eines der ersten Völker, die nur an einen Gott glaubten. So isolierten sie sich unter den umliegenden Völkern.

Nach der Kreuzigung Christi wurden die Juden von den Christen mitverantwortlich für seinen Tod gemacht. Dies vor allem durch Judas' Verrat und dass er dafür Geld bekommen hatte. Lange durften deshalb Christen nicht mit Geld handeln und so wurden die Juden wohlhabend. Daraus entstand Neid und Hass.

Juden wurden schon im Mittelalter in Ghettos untergebracht und dämonisiert. Man hatte vor ihnen Angst, weil sie anders waren. Selbst Luther war gegen dieses fremde Volk. Unter anderem wurden den Juden auch Weltverschwörungen angedichtet.

Der Staat Israel wurde 1948 formal gegründet und befand sich gleich nach der ersten Nacht im Krieg mit arabischen Angreifern. 1949 wurde ein Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet und der Krieg war beendet.

1969 befürchtete Israel einen Angriff von Ägypten, Syrien und Jordanien und wollte dem mit einem Präventivschlag zuvorkommen. 1973 kam es wieder zu einem Krieg mit arabischen Staaten, der als Jom-Kippur-Krieg in die

Geschichte einging. Die Araber meinten, am höchsten jüdischen Feiertag würde Israel nicht kämpfen. Trotzdem schlug Israel die Angreifer.

Seither gab es immer wieder Spannungen in dieser Gegend.⁶⁹

Ich frage mich sowieso, warum man im 20. Jahrhundert, in einer aufgeklärten Zeit mit Hightech und hohem Wohlstand noch religiöse Streitigkeiten schlichten muss. Schon Lessing hat 1779 in seiner Ringparabel aus ›*Nathan, der Weise*‹⁷⁰ hervorgehoben, dass es nicht ›die Religion‹ gibt. Vielmehr haben die Religionen einen gemeinsamen Ursprung.

Die Religionen sind inzwischen über die ganze Erde verstreut, was zu kulturellen Konflikten führte. Zum Beispiel mangelte es in der Bundesrepublik in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts nach dem Zweiten Weltkrieg an Arbeitskräften. Aus diesem Grund warb die deutsche Regierung im europäischen Ausland seit 1955 um männliche Arbeiter, die vorübergehend in Deutschland als Gäste arbeiten sollten. Das war vor allem in der Türkei. Es bestand eigentlich nicht die Absicht, dass sie sich in Deutschland eine Heimat aufbauen.

Anfang der 70er Jahre zeigte sich allerdings, dass die anfangs begrenzte Zeit überzogen wurde. Neue Gesetze erlaubten es den Gastarbeitern, dass ihre Familien nach Deutschland ziehen und auch bleiben konnten. Dies wurde von sehr vielen Gastarbeitern genutzt und die Bundesrepublik wurde zu einem Einwanderungsland. Allerdings betrieb Deutschland keine Integrationspolitik.⁷¹

Die Kinder der Gastarbeiter wuchsen in einer gemischten Kultur auf, teils in der Kultur ihrer Eltern und teils in der Konsumgesellschaft Deutschlands. Sie hatten dadurch

große Identitätsschwierigkeiten, weil sie weder in Deutschland, noch im eigenen Ursprungsland akzeptiert wurden oder sich wirklich heimisch fühlten.

Solche Menschen sind anfällig für Versprechungen, die ihnen eine Identität geben. Das ist aber nicht nur in Deutschland so, sondern auf der ganzen Welt. Damit meine ich jetzt nicht nur die Gastarbeiter, sondern diese Splitterung der kulturellen Wurzeln, die in diese Krise führen. Ich habe das bei mir selbst erlebt und treffe immer wieder bei anderen Menschen darauf.«

Ich hatte recht viel erzählt. Jura hatte mir aufmerksam zugehört

»Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Machtverhältnisse auf der Welt allerdings auch verschoben worden«, erklärte ich weiter. »Es bildeten sich die Sowjetunion und die USA als Supermächte heraus. Wir landeten im kalten Krieg, in dem es darum ging, sich gegenseitig durch Aufrüstung Angst vor einer atomaren Katastrophe zu machen. Keine der beiden Seiten wollte einen Erstschlag durchführen.

Weil aber der Kommunismus nur durch Bespitzelung und Gewalt aufrecht zu halten war, musste er zusammenbrechen. Das geschah in den 90ern des 20. Jahrhunderts. Die USA blieben als einzige Weltmacht übrig und wurden übermütig. Der erste Golfkrieg kam und in der arabischen Welt nahm der schon schwelende Hass gegen die USA zu. Der Anschlag auf das World-Trade-Center 2001 zeigte dann, dass auch die Weltmacht USA verwundbar ist. Terrorismus ist dezentral und man kann kein Land der Erde dafür verantwortlich machen, ohne Unschuldige mit zur Verantwortung zu ziehen.

Die USA spielen sich als ›Freiheitsbringer‹ auf, weil sie mit ihrem System zufrieden sind. Aber dieses System gleich

als ›universelles‹ System darzustellen und der restlichen Welt aufzuzwängen, ist meiner Meinung nach falsch. Mir scheint, dass die USA nach dem Motto handeln ›Wer nicht für mich ist, ist gegen mich‹ und so schüren sie den Hass gegen sich. Freiheit bedeutet auch, Andersdenkende zu respektieren und ihnen die Freiheit zu lassen, eigene Wege zu gehen.«

Jura hatte nicht viel gesagt, vielleicht war er wegen des Uran-Treffens enttäuscht. Wir waren beim dritten Bier angekommen und langsam wollte ich nach Hause.

»Ich ruf dich übermorgen an«, sagte ich.

Wir verabschiedeten uns und machten uns auf den Nachhauseweg.

Jörgs Vater hatte nach Gerds Tod einen Schlaganfall. Seine linke Gesichtshälfte war dadurch gelähmt und es schien nun auch mit ihm zu Ende zu gehen. Er fühlte sich an seine erste Frau erinnert und hätte gerne sein Leben für Gerds Leben gelassen. Aber mit Gott konnte man nicht handeln – das Angebot von zwei Seelen gegen die von Gerd galt nichts.

Am Tag nach Gerds Unfall hätte Jörg eigentlich einen Kurs in Ulm geben sollen, doch war er dazu nicht in der Lage. Er beantragte Sonderurlaub und bekam für den Rest der Woche frei.

In dieser Woche fuhr er regelmäßig zu seinem Vater nach Gutenzell. Sein Vater bekam sehr starke Medikamente, darunter Morphinum gegen die Schmerzen. Jörg und seiner Schwester schien es, dass ihr Vater nicht mehr klar denken konnte. Er musste seine Tabletten selbst herrichten und als Jörg ihn dabei ertappte, wie sein Vater wahl- und planlos

seine Medikamente vertauschte, wurde eine Abmachung getroffen, dass Jörg sie ihm für die Woche zusammenstellte. Das wurde mit dem Hausarzt abgesprochen.

Sein Vater konnte kaum mehr gehen und Jörg kam auf die Idee, weil sein Vater so gerne in der freien Natur war, mit ihm einen Ausflug zu machen. Dazu besorgte er einen Rollstuhl und fuhr mit seinem Vater gemeinsam an den Federsee bei Bad Buchau. Das war ein Naturschutzgebiet, an dem sein Vater früher gern spazieren ging. Jörg erwischte sogar einen guten Tag, als er mit der Überraschung ankam, denn es gab Tage, an denen sein Vater nicht in der Lage war, so etwas zu unternehmen. Die beiden gingen am Federsee spazieren. Jörg schob seinen Vater im Rollstuhl und machte ihm damit eine große Freude.

Bei der Arbeit konnte sich Jörg nicht mehr richtig konzentrieren, seine Unterrichte wurden bemängelt und Jörg entschloss sich, die Arbeit aufzugeben. Er hatte zum einen die Brauerei und die drei Autohäuser brauchten jetzt seine Hilfe mehr denn je. Aus diesem Grund wollte er sich ganz selbständig machen.

Jörg flog Anfang Juni zum ersten Mal nach Kiew in die Ukraine. Er lernte kurz nach dem Attentat am 11. September eine junge Frau aus Kiew über das Internet kennen. Sie hieß Natascha. Die beiden freundeten sich an und tauschten E-Mails aus. Sie schrieben sich in Englisch. Zum Jahreswechsel 2001/2002 hatte Natascha Probleme mit ihrem Freund. Sie wollte ihn verlassen, aber dabei gab es Schwierigkeiten. Jörg wusste nicht, welcher Art diese waren, doch wollte er ihr helfen.

Aus diesem Grund lud er sie nach Deutschland ein, doch Natascha hatte für so eine Reise kein Geld. Deshalb

entschied er sich im April, dass er zu ihr nach Kiew kommen würde. Er interessierte sich dafür, wie und wo sie lebte. Er kannte nichts aus den ehemaligen Sowjetländern und war neugierig, wie sich diese Länder nach dem Zusammenbruch der UdSSR entwickelten.

Natascha holte ihn vom Flughafen ab. Jörg hatte nicht viel Gepäck dabei, da er nur für eine Woche bleiben konnte. Die beiden fuhren mit einer Marschrutka – einer Art Sammeltaxi – ins Zentrum von Kiew. Dort gingen sie zusammen in die Wohnung des Ex-Freundes von Natascha. Er war ihr Chef und hatte sie in einer Bar kennen gelernt. Sie hatte damals keine Arbeit und jobbte als Kellnerin. Der Chef einer internationalen Firma schlug ihr vor, dass sie für ihn als Sekretärin arbeiten und bei ihm wohnen könnte. Natascha willigte ein und kam so in jene Wohnung, in die sie Jörg führte.

Natascha hatte sich für ein paar Tage frei genommen und die beiden fuhren noch am selbem Tag nach Lwow im Westen der Ukraine. Dort zeigte Natascha Jörg die alte Innenstadt. Sie schleppte ihn durch die Gassen, sie besichtigten zusammen Museen und Kirchen und verbrachten dort zwei Tage.

Lwow, auf Ukrainisch Lwiw und auf Deutsch Lemberg, war eine sehr alte Stadt im Westen der Ukraine. 1250 wurde an der Stelle des heutigen Lwow eine Burg von einem altrussischen Fürsten für seinen Sohn Lew errichtet. Lew ist ukrainisch und bedeutet Löwe und in der ganzen Stadt sahen die beiden Steinskulpturen, die einen Löwen darstellten. In Lwow wurde 1784 die älteste Universität der Ukraine gegründet.

Nach dem Ersten Weltkrieg fiel die Stadt an Polen. In den Jahren 1939 bis 1941 wurde sie nach dem Überfall

der Sowjetunion auf Polen in die Sowjetukraine eingegliedert. 1941 wurde die Stadt durch Hitlers Überfall auf die Sowjetunion Teil des deutschen Generalgouvernements. Nach dem Zweiten Weltkrieg, im Jahr 1945, kam die Stadt unter sowjetische Herrschaft. Seit 1991 ist die Stadt Teil der unabhängigen Ukraine.⁷²

Nach ihrem Aufenthalt in Lwow fuhren die beiden mit dem Zug zurück nach Kiew. Jörg kam in einem Hotel unter und Natascha stellte ihm ihren Bruder vor. Kolja war fünf Jahre jünger als Natascha und somit acht Jahre jünger als Jörg. Er nahm Jörg mit, um ihm Kiew zu zeigen und am Abend trafen sie wieder mit Natascha zusammen.

Jörg hatte mit Anfang Juni die schönste Zeit für Kiew ausgewählt, denn Kiew zählte zu den grünsten Städten in Europa – und von Mai bis Mitte Juni blühte alles.

Eine alte Legende erzählte, dass der Apostel Andreas nach Kiew kam und dem Ort prophezeite, dass er eine sehr ruhmreiche Stadt werden würde – das Jerusalem Russlands. Tatsächlich entstanden in Kiew sehr viele Kirchen, die mit ihren goldenen Kuppeln noch heute die Stadt überragen.

Die drei gingen den Andrewsky Spusk hinunter, der eine der farbenprächtigsten Straßen Kiews war. Während des ganzen Jahres sammelten sich dort Künstler, die ihre Arbeiten ausstellten. Es gab dort eine ganze Reihe von Museen und Kunstgalerien.

Sie erreichten Podol, den ältesten Bezirk Kiews, der auch Unterstadt genannt wurde. Podol war früher ein entwickelter Handels-, Gewerbe- und Industriestadtteil und steht heute unter Denkmalschutz. Entlang des Ufers gibt es Nachtclubs und Kasinos.

1811 gab es in Podol einen großen Brand. Das Feuer vernichtete und beschädigte viele alte Baudenkmäler. Das nach dem Brand wiedererbaute Podol wurde noch einmal geboren. Einige historische Gebäude blieben jedoch unbeschädigt. Heute werden die Baudenkmäler sorgfältig restauriert und geschützt.⁷³

Natascha und Jörg gingen Hand in Hand am Dneprufer spazieren. Bis tief in die Nacht liefen die beiden am Fluss entlang. Am nächsten Abend besuchten sie die Philharmonie. Wenn sie keine Zeit hatte, kümmerte sich Kolja um ihn. Jörg verstand weder Russisch noch Ukrainisch und konnte auch die kyrillischen Buchstaben nicht lesen.

Jörg lernte in dieser Woche die Verhältnisse in Kiew kennen. Damals kostete eine Wohnung etwa 10 000 Dollar und Natascha träumte von einer eigenen Wohnung. Sie verdiente allerdings in einer ausländischen Firma nur 400 Dollar und das reichte ihr gerade zum Überleben.

Außerdem hörte Jörg von sehr guten Programmierern, die aber sehr wenig verdienten. Egal in welchem Beruf man arbeitete, die Löhne waren gering. Es gab zum Beispiel einen Büchermarkt, wo Professoren als Nebenverdienst Bücher verkauften. Jörg sah klebstoffschnüffelnde Kinder am Straßenrand und viele bettelnde Menschen.

An einem Abend saßen sie in einem Amphitheater zusammen und dort sang ein ukrainischer Chor schwermütige Lieder. All das verzauberte Jörg und er wollte wieder in diese Stadt kommen – er wollte russisch lernen und mehr über das Leben in der Ukraine erfahren.

Jörg kam etwas melancholisch nach Deutschland zurück, denn er spürte die Sehnsucht, wieder nach Kiew zu gehen. Natascha war wohl der Hauptgrund dafür und die beiden

standen weiter über E-Mail in Kontakt. Im Sommer fing er an, allein für sich russisch zu lernen.

In Ulm konnte er immer weniger unterrichten und schrieb deshalb seine Kündigung. In den Autohäusern sah er sich das Programm an, von dem Gerd an seinem Todestag gesprochen hatte und Jörg dachte, dass er diese Anwendung in Kiew weiterentwickeln lassen könnte. Er hatte eine Geschäftsidee, die er verwirklichen wollte.

Sein Vater bekam im August einen Pflegedienst, der ihn in seiner Wohnung wusch, ihm das Essen zubereitete und sich um ihn kümmerte. Im September waren seine Schmerzen so stark, dass sie ihn nach Ulm ins Krankenhaus einwiesen. Dort wurde er notoperiert. Ein Tumor wurde aus seiner Wirbelsäule entfernt.

Jörg und seine Schwester wechselten sich ab, ihren Vater regelmäßig zu besuchen. Seine Schwester hatte noch ihren Sohn zu versorgen, Gerds Tod zu verkraften und zusätzlich ihren todkranken Vater zu betreuen. Jörg versuchte so gut wie möglich Unterstützung zu geben.

Nach der dreimonatigen Kündigungsfrist bei GNT war Jörg im September arbeitslos, beziehungsweise selbständig. Er sprach mit dem Arbeitsamt über sein Programmiervorhaben und hatte dort wieder Glück. Das Arbeitsamt wollte Jörg für sechs Monate finanzieren, wenn er die nötigen Unterlagen für sein Projekt einreichte.

Jörg hatte allerdings schon seine Abreise nach Kiew auf Anfang November 2002 festgelegt, denn eigentlich hatte er nicht mit einer Unterstützung gerechnet. Er wollte für drei Monate in Kiew bleiben und die Programmierung soweit vorantreiben, dass er ein Produkt hatte, welches er in

Deutschland vorstellen konnte. Es bestand jetzt nur noch das Problem, dass Jörg innerhalb weniger Wochen einen Businessplan erstellen und die nötigen Anträge ausfüllen musste, um die Förderung durch das Arbeitsamt zu bekommen.

Seine zuständige Beraterin war sehr entgegenkommend und wollte ihm dabei helfen. Selbst wenn er schon in der Ukraine war, versprach sie ihm, den Fall voranzutreiben. Der Brauereibuchhalter half Jörg bei den Anträgen und bei dem Businessplan und in der kurzen Zeit schaffte es Jörg tatsächlich, alle Unterlagen rechtzeitig abzugeben.

Der Zustand von Jörgs Vater verschlechterte sich mehr und mehr. Die Hoffnung schwand, dass er es bis zu Jörgs Rückkehr durchhalten würde.

Selbst Jörgs Bruder kam nach Ulm, um seinen Vater zu besuchen. Er lebte in Karlsruhe und war gerade mit seiner Schreinerlehre fertig.

Am 20. Oktober 2002 rief Jörgs Schwester an, dass ihr Vater in ihrem Beisein verstorben war. Jörg setzte sich sofort ins Auto und fuhr an einem wunderschönen, sonnigen Herbsttag nach Ulm – es war ein guter Tag zu sterben.

Er ging mit seiner Schwester, die den Kleinen auf dem Arm hatte, ins Zimmer, wo ihr Vater lag und Jörg blieb für einen kurzen Augenblick bei dem Toten. Jetzt war sein Vater von dem Leiden befreit. Er hatte jahrelang ums Überleben gekämpft.

Am Abend rief Jörg Natascha an, weil er mit jemandem reden wollte, doch Natascha war gerade auf dem Weg zu einer Geburtstagsfeier. Sie beichtete Jörg, dass sie einen Freund hatte und mit ihm seit einem Jahr zusammen war.

Jörg sagte ihr, dass sein Vater gestorben sei, aber er immer noch nach Kiew wollte.

Natascha fragte darauf am Telefon: »Welche Möglichkeiten siehst du?«

Jörg antwortete: »Um mit dir Zeit zu verbringen ... mit dir zu sprechen ... dir zuzuhören, was in deinem Kopf herumgeht ... mit dir Glück und Probleme zu teilen ... und alles, was du dir vorstellen kannst. Du bist für mich wichtig und ich möchte für dich da sein. Du bist sicher nicht die einzige Frau auf der Welt, aber für jemanden bist du es. Ist es nicht normal, dass ich mit dir zusammen sein möchte?«

Sie sagte darauf: »Ich verstehe, du möchtest mich zu deiner Freundin! Aber im Moment bin ich nicht allein und ich will nicht darüber reden, denn es ist nicht so einfach. Du weißt, dass du für mich wichtig bist und dass ich dich nicht als Freund verlieren will.«

Jörg fragte gefasst: »Liebst du ihn wirklich und willst mit ihm für immer zusammen sein?«

Natascha erwiderte: »Ich will nicht darüber reden. Und eigentlich kann ich es nicht beantworten. Ich weiß es nicht. Es ist nicht so einfach. Ich fühle immer, dass es niemanden gibt, an den ich mich anlehnen kann. Mein Freund ist drei Jahre jünger als ich. Er ist ein sehr guter Mensch, aber ich fühle von ihm keine Unterstützung, weil er sie selbst braucht. Ich möchte von jemandem Halt, aber ich sehe nur schwache Männer um mich, die meinen Rückhalt brauchen.

Es ist schwierig, mit mir selbst zu kämpfen, dem Leben und gleichzeitig andere Leute zu unterstützen – aber ich versuche es. Es ist nicht so einfach zu leben, weshalb ich meine, dass es wichtig ist, Menschen um sich zu haben, die wahre Freunde sind. Ich wünsche mir einen Mann, dem

ich in allen Lebenslagen vertrauen kann – ich wünsche mir eine starke Person mit Selbstvertrauen zu sein.«

»Warum verlässt du ihn nicht, wenn du solche Sachen sagst?«, fragte Jörg darauf.

»Weil ich mich mit ihm wohl fühle. Ich habe ein Problem ... vielleicht ist es kein Problem, aber eine Art Unwohlsein ... ich kann nicht allein leben, ich brauche jemanden in meiner Nähe. Es stimuliert mich, macht mich aktiv, ich habe gute Laune und so weiter. Es ist wichtig für mich zu wissen, dass mich jemand braucht. Wenn ich allein bin, werde ich meistens passiv, depressiv und möchte nichts tun. Aber ich fühle keine Befriedigung bei dem, was in meinem Leben vor sich geht. Ich habe kein Ziel. Zuvor hatte ich welche: Ich wollte meine Ausbildung abschließen – ich bin bald fertig; ich wollte einen guten Job – ich habe ihn. Nun will ich etwas Neues – ich meine eine Beziehung, eine Familie, ein Haus... Aber es ist ziemlich schwer und es macht mich verrückt.«

Jörg antwortete: »Entschuldige, aber ich verstehe dich nicht! Du suchst jemanden für dich, der dir Kraft gibt, der dir eine positive Sicht des Lebens und für die Zukunft vermittelt. Du brauchst jemanden, zu dem du kommen kannst, um dich anzulehnen, wann immer du das möchtest. Und du musst wissen, er braucht dasselbe von dir. Du willst, dass er das auch zu schätzen weiß. Du brauchst Rückhalt und ein Ziel. Aber es scheint, dass dir dein jetziger Freund das nicht gibt. Trotzdem bleibst du mit ihm zusammen, weil du ohne jemanden nicht klarkommst – nur weil du ihn brauchst. Ein Freund sagte einmal: Man braucht jemanden, weil man ihn liebt – nicht: man liebt jemanden, weil man ihn braucht. Für mich sieht es so aus, dass du darüber nicht nachdenkst – aber vielleicht willst du gar nicht nach-

denken – vielleicht ist es auch nicht wichtig. Vielleicht hast du keine Zeit dafür.«

Natascha wieder: »Ich weiß, dass du mich liebst, aber du bist nicht hier und ich konnte nicht warten, konnte nicht glauben oder deiner Liebe vertrauen. Ich sehe sie als Wunschtraum – du kennst mich nicht – du weißt nichts über mein Leben und die Situation hier. Du bist allein, sitzt in deinem Zimmer mit deinen Computern, ohne viele menschliche Kontakte. Es ist für dich einfach, dich in jemanden zu verlieben, mit dem du über diese Maschinen kommunizierst – eine virtuelle Liebe, die nicht den Anforderungen der Realität gerecht wird. Lebe deine Ideale und sprich nicht über sie. Dann wirst du merken, dass du Kompromisse machen musst und deine Ideale werden sich ändern!«

»Vielleicht hast du recht ... aber bitte benutze deinen derzeitigen Freund nicht, nur, weil du jemanden brauchst – es ist ein großer Fehler und du wirst mehr Leute verletzen, als nur ihn – vielleicht verletzt du dich dadurch selbst am meisten«, sagte Jörg und legte auf.

Das war am Todestag seines Vaters. Jörg hatte alle Unterlagen zusammen, um Anfang November in die Ukraine zu fliegen. Natascha hatte für ihn mehrere Programmierer gefunden, die er in der Ukraine persönlich treffen wollte. Sein Projekt lag beim Arbeitsamt und wurde bearbeitet. Er konnte seinen Plan nicht mehr aufgeben.

Zwei Tage vor seiner Abreise war die Beerdigung. Der Wunsch des Vaters war gewesen, dass er feuerbestattet werden sollte und ein anonymes Grab bekommen sollte. Er hatte das in seinem Testament festgelegt, weil er lebendig in Erinnerung bleiben wollte; es sollte sich niemand durch

ein Grab an ihn erinnern. Ferner setzte er seine drei Kinder als Erben ein. Seine Exfrau sollte nichts erhalten.

Sein Vater war nach dem Zusammenbruch der Familie, wie Jörg, aus der Kirche ausgetreten. Er wollte aber eine kirchliche Bestattung, doch konnte er vor seinem Tod nicht mehr in die Kirche eintreten. Jörgs Schwester organisierte es dennoch, dass ihr Vater eine katholische Beerdigung bekam. Der Pfarrer verlas eine sehr schöne Andacht, die zum Nachdenken anregte und auch das unruhige Leben ihres Vaters beschrieb.

Innerhalb eines Jahres verlor Jörg zwei wichtige Menschen, hatte seine Arbeit aufgegeben und stand vor einem absoluten Neuanfang in der Ukraine. Die Frau, auf deren Liebe er gehofft hatte, war zu ihm nicht ehrlich gewesen. Jörg wollte trotzdem den Schritt wagen – er hatte nichts zu verlieren.

Jörg kam am Flughafen in Kiew an. Inzwischen konnte er die kyrillischen Buchstaben lesen und ein bisschen Russisch sprechen. Dennoch zog er Englisch vor. Natascha war am Flughafen, um Jörg abzuholen.

Sie hatte für Jörg eine Wohnung gesucht, die etwa 30 Minuten von ihrer entfernt war. Die Wohnung war im achten Stock und hatte eine Küche und ein möbliertes Zimmer. Die gleiche Zeit benötigte Jörg, um ins Stadtzentrum zu kommen. Die Wohnung lag in Darniza und das war eine Gegend, wo Menschen in Plattenbauten zusammenlebten, zur Arbeit gingen und die Wohnung fast ausschließlich zum Schlafen benutzten – eine typische Trabantenstadt.

Das erste Geld hatte Jörg noch aus seinen Verdiensten bei GNT. Seine Wohnung in Deutschland behielt er, weil er

nicht wusste, ob er in Kiew bleiben wollte. Er ließ sich die Option offen, nach Deutschland zurück zu kehren.

Er hatte zwei Programmierer in die nähere Auswahl genommen und wollte sie in Kiew treffen. Selbst kam er mit einem Notebook sowie Programmierbüchern. Er hatte wieder zu programmieren angefangen, wie er es schon in seiner Schulzeit getan hatte. Doch für diese Aufgabe schien es ihm besser, dass er ›Profis‹ einstellte.

Lyuda war die erste Programmiererin, die bei Jörg vorsprach. Sie war verheiratet, stammte aus Lwow und konnte gut Englisch. Jörg gefiel sie und er sagte ihr zu. Er arbeitete gern mit Frauen zusammen, weil sie manche Dinge anders sahen und andere Lösungsansätze boten.

Oleg war der zweite Programmierer, den Jörg im Sinn hatte. Er stand schon über E-Mail mit ihm in Kontakt und Oleg schien für die Aufgabe geeignet. Jörg gefiel es gut, dass Oleg schon an einem ähnlichen Projekt gearbeitet hatte.

Oleg machte auf ›gut Freund‹ und schmeichelte Jörg. Lyuda war in der Gegenwart von Oleg sehr ruhig und sagte kaum etwas. Jörg, der solch ein Projekt zum ersten Mal anging, musste sich auf die beiden verlassen und tat es auch. Oleg schien ihm eine gute Wahl zu sein und Lyuda eine geeignete Mitarbeiterin bei diesem Projekt.

Die zwei Programmierer hörten sich an, was Jörg wollte. Als ersten Schritt wollten sie ein Datenbankmodell entwerfen, auf dem das gesamte Projekt aufbauen sollte. Jörg wusste, dass dies sehr wichtig war. Er selbst bekam die Aufgabe, die einzelnen Programmteile zu definieren, die er sich wünschte. Die Vorlage war das Programm, das Gerds Programmierer angefangen hatte und das in den Autohäusern auch im Einsatz war.

Da Jörg nicht den ganzen Tag Anforderungen für die einzelnen Bestandteile entwerfen konnte, sich aber in einer fremden Welt nicht selbstsicher genug fühlte und Natascha ihr eigenes Leben haben wollte, fragte er seine Programmierer, ob sie nicht eine Person für ihn wüssten, mit der er Russisch lernen könnte.

Lyuda rief Jörg ein paar Tage später an und sagte, dass sie eine Lehrerin für Jörg wüsste. Sie fragte, ob diese bei ihm vorsprechen sollte. Jörg sagte zu und Natalia kam zum ersten Mal in Jörgs Leben.

Die beiden sprachen zusammen Englisch. Jörg konnte zwar etwas Russisch, doch hatte er sich in seinem Eigenstudium eine falsche Aussprache angeeignet. Jörg wollte aber nicht nur Russisch lernen. Er wollte auch Kiew näher kennen lernen. Deshalb bat er Natalia, einmal in der Woche eine Art Praxisunterricht in der Stadt zu machen. Sie vereinbarten zwei Unterrichtseinheiten bei Jörg zu Hause, und sich einmal in der Woche in der Stadt zu treffen.

Jörg war von Deutschland weit weg. Heimweh plagte ihn nicht, aber seine Vergangenheit und die Geschichte mit Natascha belasteten ihn sehr. Er fing an, seinen Alltag aufzuschreiben und dabei Ausflüge in seine Vergangenheit einzubauen. Langsam merkte er, dass es eine Art Buch werden würde. Ein tagebuchartiger Roman.

Er wusste von Goethes ›*Die Leiden des jungen Werthers*‹, dass man in der Art ein Buch schreiben konnte. Er verfasste seine Texte in Englisch, weil er hoffte, dass seine Natascha eines Tages diese Zeilen lesen würde und ihn verstehen könnte. Jörg bemerkte beim Schreiben, dass er nach Anerkennung und wahrer Liebe suchte, er erkannte sich dabei selbst und verstand sein Leben immer besser.

Zwischen Natalia und Jörg entwickelte sich eine Freundschaft. Jörg fragte sie, ob sie verheiratet sei und Natalia bejahte dies. Nachdem Jörg dies erfahren hatte, war sie für ihn wie eine Schwester, er interessierte sich nicht für sie als Frau.

Sie lehrte ihn und Jörg lernte schnell; seine Aussprache war recht gut, aber er war faul. Für Sprachen musste er Vokabeln lernen und damit hatte Jörg Probleme. Wenn er etwas verstehen sollte und es mit Logik zu tun hatte, war es kein Problem. Aber stures Auswendiglernen konnte er nicht.

Lyuda und Oleg kamen zwei Mal die Woche, um über ihre Ergebnisse zu berichten und die Arbeit ging voran. Jörg war zufrieden.

Natascha mied den Kontakt. Sie sah ihren Fehler ein, den sie gemacht hatte und wollte Jörg nicht mit ihrer Anwesenheit quälen. Jörg war auch nicht der einzige Mensch, den sie kannte. Sie hatte auch noch andere Verpflichtungen.

Mit seinen Freunden und Bekannten aus Deutschland stand er in losem Kontakt. Er meldete sich ab und zu, damit man sich um ihn keine Sorgen machte. Die meisten akzeptierten, dass Jörg in die Ukraine gegangen war, obwohl sie es nicht verstehen konnten. Es gab in Jörgs Leben keinen Menschen, der ihn wirklich kannte. Aber Jörg meinte, dass dies bei jedem Menschen der Fall sei und man nur eine lose Ahnung von einem anderen Menschen bekommen könne.

Jörg nahm in den drei Monaten ziemlich ab. Zum einen hatte er mit sich selbst zu kämpfen, zum anderen kannte er die Produkte nicht, die er einkaufen konnte. Er trank Wein und Bier, manchmal so viel, dass er überhaupt schlafen konnte. Natalia lehrte ihn Russisch und die beiden gingen einmal in der Woche in die Stadt.

Auch mit Oleg, seinem Programmierer, saß er manchmal nach den Besprechungen länger am Abend zusammen. Lyuda schien das nicht zu wollen und ging früh zu ihrem Mann nach Hause.

Es wurde Winter und der erste Schnee kam. Auch wurde es bitter kalt. Jörg froh in seiner Wohnung und bezeichnete sie als Kühlschrank. Das Wasser fiel aus, weil eine Leitung in der Nähe des Plattenbaus durch die Kälte geplatzt war. Immer wieder gab es Stromausfälle und diese eisige Kälte. Alles in allem musste Jörg mit einigen Widrigkeiten kämpfen.

Weihnachten kam und er verbrachte den katholischen Heilig-abend mit Lyuda und Oleg. Jörg hatte eine Geschichte, die er einst von Sigi und Mike bekommen hatte und las sie auf Deutsch vor.⁷⁴ In jenen Tagen sprach Jörg fast ausschließlich Englisch oder gebrochen Russisch. Deutsch sprach niemand. Ukrainisch verwechselte er permanent mit Russisch und er konnte die beiden Sprachen nicht auseinander halten.

Das Neujahr war dem deutschen Weihnachten gleich. Diese Tradition stammte noch aus der Sowjetzeit, als Religion nicht erlaubt war. Lenin meinte, Religion sei Opium für das Volk. Die kommunistische Führung hatte vor der Kirche Angst, weil sich die Menschen dort organisieren konnten. Polen war ein Beispiel dafür, das sich nicht an die Regeln der UdSSR hielt. Dort organisierten sich die ersten Widerstände in den Kirchen.

Lyuda gestand Jörg an jenem Abend, dass sie schwanger war. Schließlich handelte es sich bei Jörg um ihren Arbeitgeber. In der Ukraine sprachen Frauen in den ersten drei bis vier Monaten nicht über ihre Schwangerschaft, außer mit den engsten Freunden. Sie hatten Angst, dass sie das Kind verlieren könnten und deshalb hielten sie es geheim.

Die Programmierarbeiten waren um den Jahreswechsel sehr träge geworden. Oleg versprach, dass alles rechtzeitig zu Jörgs Rückreise nach Deutschland fertig sein würde. Allerdings nahm er sich die Zeit, bis zum orthodoxen Neujahr am 14. 1. nichts zu tun. So fehlten zwei Wochen und Jörg begann, sich Sorgen zu machen. Er wollte schließlich mit einem Produkt nach Deutschland zurückkommen.

Jörg finanzierte das Projekt aus eigener Tasche. Ein Bescheid vom Arbeitsamt, dass sie Kosten übernehmen würden, war noch nicht da. Sein Vater hatte zwar seinen drei Kindern eine Erbschaft hinterlassen, aber wegen Jörgs Abreisetermin in die Ukraine konnte das Geld erst nach seiner Rückkehr aufgeteilt werden. Bis dahin musste er alleine zurechtkommen.

Jörgs ›Buch‹ wurde 2003 fertig. Er übersetzte es bis zu seiner Rückreise ins Deutsche. Aber er behielt den Aufbau und die Art des Erzählens bei. Für ihn war es lesbar und interessant, denn er hatte alles, was er beschrieb, auch so erlebt. Darin waren seine Drogenzeit, seine Bombendrohungen und die Hintergründe, seine Familiengeschichte und auch sein Alltag in Kiew enthalten.

Bis Ende Januar wurden die Programmierarbeiten allerdings nicht fertig. Jörg wollte nur für kurze Zeit nach Deutschland und einen Weg finden, wie er an die Datenbank von VW kam. Diese lag auf einem Unix-System unter einem Programm, das noch aus den 80er Jahren stammte. Jörg sah darin eine Chance, weil niemand Zugang zu diesen Daten bekam. Er meinte, dass er und vor allem die Autohäuser, die sein Programm einsetzten, damit einen Wettbewerbsvorteil hätten. Jörg hatte inzwischen Recherchen gemacht und herausgefunden, dass es Konkurrenzprodukte gab.

Der Tag seiner Abreise rückte immer näher. Oleg, sein Programmierer, versicherte Jörg immer wieder, dass das Programm fertig würde. Er versprach, dass er an der Entwicklung weiterarbeiten würde, auch wenn Jörg in Deutschland sei. Jörg vertraute ihm.

Natalia hatte für Jörg zu seinem nächsten Aufenthalt eine Wohnung bei Druschby Narodjev gefunden. Eine Verwandte von ihr hatte dort ein Appartement und das sollte im April 2003 frei werden. Jörg war darüber sehr glücklich und freute sich schon auf seinen nächsten Kiewaufenthalt. Oleg, sein Programmierer, versprach Jörg, dass sie zusammen viel unternehmen könnten. Oleg bot Jörg die Freundschaft an. Er selbst wohnte ebenfalls bei Druschby Narodjev und so könnten sich die beiden öfters sehen.

Druschba Narodjev bedeutet auf Deutsch ›Freundschaft der Völker‹ und das gefiel Jörg sehr. Es war eine Metrostation, die im Stadtteil Petschersk war. Dort lebten viele Diplomaten und internationale Geschäftsleute. Er war Teil der Kiewer Altstadt und befand sich auf einem Hügel.

Den Grundstein von Petschersk hatte der russische Zar Peter I. während des Krieges zwischen Russland und Schweden gelegt. Der Bau zeigt die übertrieben ambitionierte Laune des Zaren. Außerdem wurden während des Baues die Interessen der einheimischen Bevölkerung nicht berücksichtigt. Sie wurden von ihrem Wohnort verjagt, ungeachtet ihres orthodoxen Hauptheiligtums – dem Kiewer-Petschersker Lavra. So existierte lange Zeit ein Petschersk, das von Militärs errichtet wurde – mit Bastionen, Verteidigungsanlagen, Kasernen und den übrigen Attributen der Befestigungslehre. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Zivilbau innerhalb und um die Festung erlaubt. Bis heute sind auf Petschersk Gebäude mit kleinen

Fenstern zu sehen, die als Schießscharten dienten und noch heute tragen viele Straßen Namen von Heerführern oder von Militärobjekten.

Nicht weit von jener Wohnung gab es ein Freilichtmuseum, in dem das Denkmal der Heimatmutter stand. Es sollte die Stadt vor Aggressoren schützen. Sie war 62 Meter hoch und aus Stahl. Die Skulptur stammte aus der Sowjetzeit, weshalb sich ihre Monumentalität und der Prunk unterschieden. Egal, wie man nach Kiew kam: mit dem Zug, dem Flugzeug oder auf dem Dnepr – sie war von überall sichtbar. Die Kiewer hatten eine besondere Meinung von dieser grandiosen Anlage auf dem Dneprhügel. Aber sie hatten sich mit der Zeit daran gewöhnt und sahen sie inzwischen als Visitenkarte der Stadt.

In der Statue gab es Lifte, mit denen man auf eine Aussichtsplattform gelangte. Die Skulptur war Teil eines Gedenkkomplexes, der dem Zweiten Weltkrieg gewidmet war. Der Gedenkkomplex vereinigte ein Museum des Zweiten Weltkrieges mit Skulpturen von Kriegshelden, eine Schale des »ewigen Ruhmes«, eine Allee der Heldenstädte und ein Freilichtmuseum mit Kriegsgeräten aus jener Zeit.⁷⁵

Der Platz bot eine wunderschöne Aussicht über Kiew, die den Geist beflügelte. Etwas unterhalb des Museums erstreckte sich ein Park und nicht weit von Jörgs zukünftiger Wohnung lag der botanische Garten.

In Deutschland wurde die Erbschaft zwischen den Geschwistern zu gleichen Teilen vergeben. Sie mussten sich nur einig werden, was mit dem Haus in Gutenzell passieren sollte. Weder Jörgs Bruder, noch Jörgs Schwester oder er selbst wollten es haben. Sie beschlossen, das Haus zu verkaufen.

Jörg brach in dieser Zeit den Kontakt zu seiner Mutter endgültig ab, weil sie sich aus Stuttgart meldete und von Jörg Geld aus der Erbschaft wollte. Er wusste aber, dass sein Vater ausdrücklich festgelegt hatte, dass seine Exfrau kein Geld bekommen sollte.

In der Erbschaft war auch ein Aktiendepot enthalten, das an Jörg ging. Er kümmerte sich aber nicht darum, sondern war noch mit seiner Programmieridee beschäftigt.

Im März kehrte Jörg wieder nach Kiew zurück, wohnte für ein paar Tage bei seinem Programmierer, bis seine Wohnung frei wurde. Er zog im April in die Zweizimmerwohnung, die in einem Ziegelhaus war. Kein Plattenbau mehr und Jörg erhoffte sich eine schöne Zeit. Oleg wollte ihm die Ukraine zeigen und versprach sehr viel, was sie gemeinsam unternehmen könnten.

Die Programmierarbeiten liefen schwieriger und Jörg hatte auch das Vertrauen zu Oleg verloren. Lyuda war inzwischen hochschwanger und konnte nicht mehr arbeiten. Es gab nur noch Oleg, der aber für seine Arbeit relativ viel Geld verlangte.

Jörg hatte in der Zeit in Deutschland auch keinen Zugang zu der VW-Datenbank gefunden und damit keinen Wettbewerbsvorteil. Die Autohäuser boten ihm bei der Programmierarbeit ebenfalls kaum Hilfe, weil sich niemand mit der EDV auskannte.

Inzwischen lernte Jörg Anna kennen. Sie war Englischlehrerin an einer Privatschule für Kinder und hatte gerade die Trennung von ihrem Mann hinter sich. Aus ihrer siebenjährigen Ehe waren zwei Kinder hervorgegangen, die sechs und drei Jahre alt waren. Jörg mochte sie, doch von Liebe

konnte keine Rede sein. Doch Anna machte mit Jörg den Deal, dass sie solange zusammenbleiben wollten, bis jeder für sich einen Partner gefunden habe.

Jörg hatte wieder nur ein Visum für drei Monate beantragt und musste im Juni zurück nach Deutschland. Während dieser Zeit war er mit Anna zusammen, lernte mit Natalia, die inzwischen auch schwanger war, immer noch Russisch und traf sich mit Oleg, seinem Programmierer.

Allerdings hatte Jörg immer weniger den Willen, das Projekt zum Abschluss zu bringen. Er bezahlte für die Entwicklung, doch von den Autohäusern hatte er weder Unterstützung, noch die Aussage, dass sie für das Produkt jemals etwas zahlen wollten. Ebenso wenig schaute man sich dort seine erste Version an, um ihm Ratschläge zu geben, wie das Endprodukt aussehen sollte.

Oleg distanzierte sich auch von Jörg. Die Freundschaft war für ihn nur solange gut, wie Jörg ihm Arbeit und Geld gab. Im Juni, kurz vor seiner Abreise, zahlte Jörg Oleg aus und stellte das Projekt ein. Er vertraute Oleg nicht mehr und sah auch keine Möglichkeit, das Produkt allein weiter zu entwickeln.

Jörg war auf sich gestellt. Das Geld vom Arbeitsamt bekam Jörg trotzdem, da er sich auch als Supportarbeiter betätigte. Er arbeitete immer wieder für die Autohäuser und löste dort Netzwerkprobleme und auch in der Brauerei hatte man ihn nicht vergessen.

Im Sommer war Jörg kurz in Deutschland. Die Brauerei hatte sich für einen neuen Netzwerkbetreuer entschieden. Zum einen ging es um Jörgs Verfügbarkeit und zum anderen war dort ein Vertrag über Getränkeabnahmen am Laufen. So blieben nur noch die Autohäuser als Kunden

für Jörg. Aber dort fühlte er sich nicht wohl, weil er wegen des Programmprojekts enttäuscht war.

Außerdem vermisste Jörg Anna, die eine gute Freundin geworden war. Die Wohnung bei Druschby Narodjev hatte er vorerst behalten, weil er eigentlich noch einmal nach Kiew kommen wollte.

Jörg hatte durch Anna eine neue Idee bekommen. Er hatte festgestellt, dass es in der Ukraine keine Holzspielzeuge gab, wie er sie von seinem Neffen her kannte. So kam Jörg auf die Idee, Holzspielzeuge in die Ukraine zu importieren.

Im September flog Jörg zurück nach Kiew.

Lyuda hatte Jörg einmal vorgeschlagen, sich im Internet nach Freunden umzusehen. So hatte Jörg eine neue Bekanntschaft im Internet gemacht: Lera hatte eine Kontaktanzeige aufgegeben. Allerdings besaß Lera selbst keinen Internetzugang, sondern hatte durch ihre Freundin diese Anzeige ins Netz gestellt. Jörg besaß nur ihre Telefonnummer, war aber zu schüchtern, um sie anzurufen.

Eines Abends hatte Jörg durch Alkohol den Mut, Lera anzurufen. Die beiden verabredeten sich für den nächsten Tag und Jörg lernte Lera kennen.

Lera hatte eine Tochter. Sie hatte mit 17 Jahren geheiratet, weil sie von ihren Eltern weg und unabhängig sein wollte. Ihr Mann war ihr Lehrer, zehn Jahre älter als Lera und sehr stolz auf sie. Nach vier Jahren scheiterte die Ehe, denn Lera fühlte sich durch ihn eingeengt und wie in einem ›goldenen Käfig‹ gehalten. Sie wollte ihre Freiheit. Sie war sehr belesen und hatte Psychologie studiert.

Als sie sich von ihrem Mann trennte, lernte sie einen Künstler kennen, bei dem sie lebte. Doch dieser Künstler betrog sie und nutzte Lera aus. Er war mit vielen Frauen zusammen und Lera war nur eine davon. Sie wollte, dass

er sie heiraten sollte und meinte, dass sie ihn dazu bringen könnte, wenn sie zusammen ein Kind hätten. So wurde Lera schwanger. Doch er stand nicht zu dem Kind und machte weiter wie bisher. Sie hatten kaum zu essen und Lera schaffte den Absprung ein halbes Jahr bevor sie Jörg kennen lernte. Sie war zu ihren Eltern zurückgekehrt, wo sie mit ihrer Tochter lebte.

Lera hatte noch ihr Studium beendet, bevor Ksjuscha zur Welt kam. Sie hatte noch nie gearbeitet. Jörg kam durch seine eigene Erfahrung mit der Psychiatrie auf die Idee, in Kiew ein Sozialprojekt aufzubauen. Holzspielzeuge wurden in Deutschland teilweise in Heimen und in der Psychiatrie als Beschäftigungstherapie gefertigt und zur Finanzierung der Projekte verkauft.

Lera und Jörg verliebten sich ineinander und begannen eine Beziehung. Jörg spürte sehr schnell, dass Lera gut zu ihm passte. Er fragte sie, ob sie sich mit ihm eine gemeinsame Zukunft vorstellen könne und bot ihr an, eine Wohnung zu kaufen, zu heiraten und Kinder zu haben. Lera willigte ein und für Jörg begann eine sehr glückliche Zeit. Allerdings sagte sie zu Jörg, dass sie Männer für eine Succuba hielten.

Eine Succuba war nach dem mittelalterlichen Volksglauben ein weiblicher Teufel. Der Glaube behauptete, sie würde sich von der Lebensenergie ihrer Männer ernähren, mit denen sie schlief.⁷⁶

Jörg hatte genügend Unsinn aus seiner ›schwarzen‹ Zeit gehört und gab nicht viel auf diese Aussage. Er akzeptierte, dass Lera etwas verrückt war, denn er selbst konnte sich nicht als normal sehen. Sie passten gut zusammen. Sie waren wie eine Familie.

Jörg musste im Oktober zurück nach Deutschland, weil dort das Haus seines Vaters verkauft werden sollte. Auch wollte er das Geld anlegen, um seine Zukunft zu sichern. Er wollte von den Kapitalerträgen leben.

In Deutschland hatte er sich bei der Diakonie erkundigt, was er alles brauchte, um in die Ukraine auszuwandern. Seine Vorbereitungen wurden dort als ausreichend beurteilt und er wurde für seine sorgfältige Planung gelobt. Dabei erfuhr Jörg, dass das Fernsehen Menschen suchte, die auswandern wollten. Es war eine Dokumentationsreihe geplant, in der klassische Auswanderungsländer gezeigt werden sollten. Dabei fehlte dem Fernsehen noch ein »exotisches« Land und die Ukraine kam hierfür in Frage.

Nach nur zwei Wochen kam Jörg wieder nach Kiew und eigentlich hatte ihn Lera am Flughafen abholen wollen. Allerdings war Ksjuscha krank geworden und Lera hatte niemanden, der auf die Kleine aufpasste. Jörg brachte aus Deutschland auch einige Spielzeugmuster mit, die er in Kiew zeigen wollte.

Natalia half Jörg, indem sie ihn mit ihrem Bruder bekannt machte. Der hatte eine Schreinerei und meinte, dass er auch Holzspielzeuge produzieren könnte. In der Zeit in Deutschland hatte sich Jörg entschlossen, dass er jetzt ganz nach Kiew gehen könnte.

Auch Lera wurde krank und Jörg begleitete sie an einem Tag zum Arzt ins Krankenhaus. Im Wartesaal traf Lera auf eine alte Schulfreundin, die in der Psychiatrie arbeitete. Lera erkundigte sich, ob sie mit Jörg wegen der Spielzeugidee vorsprechen könnte. Das war im November 2003.

Ein paar Tage später waren sie zusammen in einer Psychiatrie in Kiew. Jörg sprach mit dem Leiter einer Station. Der

Arzt hatte für solche Projekte ein offenes Ohr. Lera übersetzte, denn sie sprach Englisch, Russisch und Ukrainisch.

Ksjuscha wurde in der Vorweihnachtszeit sehr krank. Jörg erinnerte sich an seine eigene Weihnachtszeit und fing an, mit den beiden Plätzchen zu backen, wie er es von früher kannte.

Jörg hatte sich inzwischen erkundigt, welche Anforderungen er erfüllen musste, um ein Geschäft in der Ukraine zu gründen.

Für die Schreinerei kaufte er spezielle Maschinen, um damit die ersten Spielzeuge zu produzieren. Er fand auch zwei Arbeiter, die diese Arbeit machen sollten. Die ersten Muster waren kurz vor Weihnachten fertig und er machte sie Ksjuscha zum Geschenk.

Ksjuscha akzeptierte Jörg und meinte auch, dass Jörg alle Probleme lösen könne. Dafür hatte er lange arbeiten müssen, denn für die Kleine war er ein Fremder, der ihr ihre Mutter wegnahm.

Auch Leras Eltern waren von Jörg begeistert. Zwar konnte Jörg nicht gut Russisch und ihre Eltern kein Deutsch oder Englisch, aber dennoch verstanden sie sich sehr gut. Sie freuten sich für Lera, die das Angebot bekam, in der Psychiatrie zu arbeiten.

Alles schien perfekt und Jörg endlich auf dem Weg in eine glückliche Zukunft.

Im Dezember suchte Jörg eine Übersetzerin, weil Lera zu wenig Zeit hatte. Es gab noch sehr viele Fragen zu klären. Lera hatte eine Schwester, die aus der ersten Ehe ihres Vaters stammte. Diese konnte Englisch und so kam Lera auf die Idee, dass ihre Schwester Jörg helfen könnte.

An dem Tag, als Lera sie Jörg vorstellen wollte, kam sie zu spät und ihre Schwester hatte sie auch nicht mitgebracht. Jörg hatte etwa eine Stunde im Kalten gewartet und war deshalb schlecht gelaunt. Lera lud ihn zum Essen zu sich und ihren Eltern ein, doch Jörg wollte nach Hause und nicht noch länger durch die kalten Straßen von Kiew.

Lera war deshalb sehr enttäuscht und als er sie am nächsten Tag besuchte, wollte sie nicht mehr mit ihm sprechen. Jörg fragte sie, ob er sich jetzt eine andere Frau suchen sollte, weil er auf solche Spielereien keine Lust hatte. Lera antwortete nichts. Die beiden brauchten eine Auszeit.

Zwei Wochen später waren sie gerade dabei, für Weihnachten Geschenke zu besorgen. Dabei bemerkte Lera ganz nebenbei, dass es zwischen ihnen nun Schluss sei. Sie liebe Jörg nicht und deshalb beendete sie die Beziehung.

Jörg war zuerst geschockt und wollte sofort nach Hause. Lera aber meinte, dass sie die Freundschaft zu Jörg aufrechterhalten wolle und er nicht gehen solle. Doch Jörg ging nach Hause.

Dort dachte er nach und kam zu dem Schluss, dass er selbst durch sein Verhalten an der Situation schuld sei. Er glaubte allerdings, dass sich Lera wieder einfinden würde und zu ihm zurückkäme.

Mit dem Fernsehen stand Jörg per E-Mail in Kontakt und es war geplant, dass man zu einem persönlichen Gespräch in Berlin zusammen kommen wollte. Da Jörg Interesse daran hatte, dass man einen Bericht über ihn machte, brach er seinen Kiewaufenthalt früher als geplant ab.

Lera, so meinte er, brauchte Zeit und er hoffte, durch den Abstand in Deutschland würde sich alles wieder zum Guten wenden.

Jörg flog Ende Januar 2004 nach Berlin. Dort wurde er von einer Mitarbeiterin des Fernsehens abgeholt. Sie war ein Jahr jünger als Jörg und die beiden verstanden sich gut. Die junge Frau stammte aus Dresden und hatte einen Zeitvertrag bei der Produktionsfirma gefunden, wo sie die Aufgabe für diesen Auswanderungsbericht übernahm.

In Berlin kam Jörg in einem kleinen Hotel unter und am nächsten Tag wurden Probeaufnahmen gemacht. Dabei wurde ihm die Stadt gezeigt und Jörg versuchte die Sache mit Lera zu vergessen. Er hatte genug Ablenkung.

Am Abend fuhr Jörg mit dem Zug Richtung Ulm, wo ihn seine Schwester erwartete. Bei seiner Schwester stand sein Auto, mit dem er am nächsten Tag in seine Wohnung nach Bad Schussenried weiterfuhr.

Jörg hatte für die Zeit in Deutschland geplant, ein neues Visum, dieses Mal für ein Jahr, zu beantragen und endgültig nach Kiew auszuwandern. Er wollte auf die Spielzeugmesse nach Nürnberg, um dort mit potentiellen Händlern zu sprechen.

Seine Wohnung wollte er zum 1. Juni kündigen und mit dem Auto nach Kiew fahren, um seine Sachen mitzunehmen. Er hatte auch vor, Lera nach Deutschland einzuladen, denn er wollte sie für sich zurückgewinnen. Außerdem hatte er einen Termin in Weilheim, wo er sich mit einem Herrn der Diakonie treffen wollte. Dieser Herr war für den Bereich »ehemaliger Ostblock« zuständig und hatte auch Kontakte in Kiew.

Jörg hatte ein volles Programm und erledigte in Deutschland alles, was er vorhatte. Seine Erbschaft war so in Anlagen verteilt, dass er sich um Geld vorerst keine Sorgen machen musste. Im Herbst wollte er einen Teil der Erbschaft dazu nutzen, um das Spielzeugprojekt zu finanzieren.

Am 23.2.2004 fuhr Jörg mit seinem vollgeladenen Lupo nach Kiew los. Morgens war er noch bei seiner Schwester zum Frühstück. Die Wetterverhältnisse waren katastrophal, denn es lag Schnee. Er fuhr Richtung Nürnberg, dann Richtung Hof/Berlin, wo sich das Wetter besserte und er kam zügig voran. Über Dresden ging es weiter und er erreichte seine erste Station in Görlitz an der deutsch-polnischen Grenze.

Am nächsten Morgen stand er früh auf. Die deutsch-polnische Grenze passierte er ohne Probleme – es interessierte niemanden, dass sein Auto voll beladen war. Schließlich kam Polen bald zur EU.

30 Kilometer hinter der Grenze wechselte er Euro in Zloty. Er fand eine Autobahn, auf der 120 Stundenkilometer erlaubt waren, aber maximal 80 Stundenkilometer fahrbar waren. Es war kein Vergleich zu deutschen Straßen.

In Krakau aß er zu Mittag und in Ostpolen wurden die Straßen besser. Er erreichte sein nächstes Ziel, knapp 30 Kilometer vor der ukrainischen Grenze. Er übernachtete in einem kleinen Hotel, wo sie Russisch sprachen.

Der nächste Tag begann wieder mit Frühstück und er fuhr zur ukrainischen Grenze. Er musste zirka 20 Minuten warten, dann aussteigen und zur Passkontrolle. Er bekam einen Stempel in sein Visum, das Nummernzeichen seines Autos wurde eingetragen und ein Mann in Armee-Kleidung fragte ihn, was er dabei hätte. Jörg öffnete sein Auto und der Mann meinte, er solle weiterfahren.

Jörg setzte sich hinter das Steuer und fuhr los. An der Ausfahrt der Grenzstation wurde er aber wieder zurückgeschickt. Es kam ein Anruf von der Grenzstation, dass er nicht passieren durfte. Ein Grenzer maulte Jörg zusammen, ob er das Stoppzeichen nicht gesehen hätte. Jetzt

interessierten sie sich für sein Auto und wollten wissen, was in dem Auto war. Jörg hatte eine Liste vorbereitet und sagte, es seien seine privaten Dinge, er wolle in Kiew leben und er sei am Umziehen.

Die Grenzer meinten, dass sie das klären müssten. Jörg wartete über zwei Stunden auf die Erklärung, bis ihm gesagt wurde, er könne weiterfahren. Er verlor dadurch drei Stunden an der Grenze, wo eigentlich nicht viel los war.

Die Straßenverhältnisse waren schlimm. Er musste ›Schlaglochslalom‹ fahren und kam mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von zirka 60 Stundenkilometern voran. Jörg wurde auch von Polizisten angehalten, die meinten, er sei zu schnell gefahren und Jörg bezahlte ihnen Geld, das sie in die eigene Tasche steckten.

Über Lwow, wo er mit Natascha zum ersten Mal war, ging es durch die Ukraine weiter Richtung Kiew. Er fuhr zum ersten Mal den Landweg und beherrschte inzwischen soviel Russisch, dass er sich nach dem Weg erkundigen oder sich mit den Polizisten unterhalten konnte.

Irgendwo, mitten in der Westukraine, hielt er an und aß Schaschlik. Er fragte, wie lange er wohl noch nach Kiew brauche, denn es war schon 16 Uhr und es dämmerte. Ihm wurde gesagt, er müsse mit vier bis fünf Stunden rechnen, es waren noch etwa 350 Kilometer.

Es wurde Nacht, es lag Schnee und die Straßen waren vereist. Kurz vor Schitomir kam Jörg ins Schleudern, drehte sich zwei Mal um die eigene Achse und prallte gegen die Leitplanke. Er dachte, jetzt sei es aus und er käme nie in Kiew an. Das Auto, das hinter ihm gefahren war, hielt an und ein junger Ukrainer stieg aus. Er fragte Jörg, ob alles okay sei. Jörg bejahte, aber ihn interessierte mehr, ob er mit dem

Auto noch weiterfahren konnte. Der ukrainische Fahrer schaute sich das Auto grob an und meinte, dass es nicht so schlimm sei und Jörg könne weiterfahren.

Jörgs Beine zitterten. Er stand unter Schock und fuhr sehr langsam und vorsichtig. Um 22 Uhr passierte er die Stadtgrenze von Kiew und erreichte gegen 23 Uhr seine Wohnung bei Druschby Narodjev. Er hatte es geschafft! 2000 Kilometer in drei Tagen mit dem Zwischenfall bei Schitomir.

Beim Ausladen stellte Jörg fest, dass sein vorderes Nummernschild fehlte. Auch merkte er, dass sich das Auto durch den Gewichtsverlust hob und der Stoßdämpfer eines hinteren Rades am Reifen rippste.

Am nächsten Tag rief er bei der deutschen Botschaft an, denn in seinem Visum war das Nummernschild vermerkt. Die Botschaft erklärte, dass er von der ukrainischen Polizei ein Protokoll brauchte, damit er mit dem Auto weiterfahren könne. Jörg entdeckte an seinem Auto noch mehr Schaden. Das Vorderlicht und Rücklicht waren durch den Aufprall beschädigt.

Jörg fuhr zu der Schreinerei und ein Mitarbeiter ging mit ihm zur Polizei. Dort wurde ein Protokoll erstellt und der Beamte wollte dafür zehn Euro. Er sprach ukrainisch und der Mitarbeiter übersetzte für Jörg ins Russische. Die zehn Euro wurden abgelehnt, da solche Dinge kostenlos seien. Nach zwei Stunden hatte Jörg ein Protokoll mit einem Stempel, das auf Ukrainisch aussagte, dass das Nummernschild durch einen Unfall abhanden gekommen war.

Seine gesamte Ladung hatte keinen Schaden genommen, nur das Auto hatte durch den Unfall etwas abbekommen. Das Hauptproblem war allerdings das fehlende Nummernschild. Die Botschaft hatte Jörg an das Landratsamt

verwiesen. Von dort bekam er die Nachricht, dass der Verlust eines Nummernschildes, wegen der Gefahr eines Kennzeichenmissbrauchs, zwangsweise zu einem neuen Nummernschild führe. Das Landratsamt schlug also vor, mit der Botschaft zusammen die Umkennzeichnung durchzuführen.

Jörg sah dabei allerdings ein Problem, weil sein Kennzeichen im Visum stand. Die Botschaft hatte auch keine Ahnung, wie das zu lösen sei. Jörg schlug vor, dass er sich ein Nummernschild nachmachen lassen wollte, dieses ohne Stempel an sein Auto montieren wollte und ein Schreiben der Botschaft erklären sollte, wie das zustande kam. Die Botschaft willigte ein und stellte ein Schreiben aus.

Ein Freund in Deutschland erklärte sich bereit, ein Nummernschild für Jörg zu organisieren.

Die Geschichte mit seinem Auto hielt Jörg sehr auf Trab. Er besuchte Lera, kurz nachdem er in Kiew angekommen war. Ihr Vater arbeitete in einer Werkstatt und Jörg wollte fragen, ob er ihm mit seinem Auto helfen könnte. Außerdem hatte er für Ksjuscha Geschenke mitgebracht und für Lera die Einladung nach Deutschland. Lera hatte Ende Mai Geburtstag und Jörg wollte ihr die Reise schenken. Natürlich hoffte er auch, sie dadurch wieder zurückzugewinnen. Jörg arbeitete auch noch an seinem Holzspielzeugprojekt. Er hatte auf der Spielzeugmesse in Nürnberg eine Kontaktperson in Kiew genannt bekommen, die ihm möglicherweise helfen könnte. Es handelte sich um einen Deutschen, der seit vielen Jahren in Kiew lebte und Spielzeuge importierte.

Mit ihm traf sich Jörg und dieser meinte, dass die allgemeine Bevölkerung in der Ukraine nicht das Bewusstsein

für Holzspielzeuge hätte. Die Bevölkerungsschicht, die den Nutzen von Holz kannte, also eher Intellektuelle, verdiene allerdings zu wenig, um sich solche Spielsachen leisten zu können. Auch würden die Leute, die Geld hätten, nicht in Spielsachen für ihre Kinder investieren, vielmehr gäben sie Geld für nach außen sichtbare, teure Kleidung aus. Spielzeug hätte in der Ukraine den Zweck, dass sich das Kind selbst beschäftigen und die Eltern in Ruhe lassen sollte.

Jörg brauchte für das zu importierende Spielzeug Zertifikate, sowie eine Unbedenklichkeitsbescheinigung vom Gesundheitsministerium. Dann war das Spielzeug aber erst in der Ukraine und hatte sich durch Zertifikate sowie Zollgebühren verteuert. Die Spielzeuge standen aber noch nicht zum Verkauf. Hier kam die nächste Hürde, die Jörg nehmen musste, wenn er sein Projekt verwirklichen wollte. Die Ladenbesitzer verlangten Gebühren, damit Waren bei ihnen verkauft wurden.

Um nun alle Kosten und Bestimmungen zusammenzutragen, brauchte Jörg Hilfe. Deshalb fragte er bei Natalias Bruder nach, wo auch sein Auto stand. Dieser meinte, Jörg solle sich eine junge Studentin suchen, die für ihn als Dolmetscher arbeiten sollte.

Jörg sprach auch nochmals in der Psychiatrie vor, wegen seiner Beschäftigungstherapie. Lera hatte dort inzwischen zu arbeiten begonnen. Sie erzählte Jörg, dass sie die Medikamente ausprobiert hätte, welche ihre Patienten bekamen. Jörg warnte sie, dass diese Tabletten gefährlich seien und manche davon zu Abhängigkeit führten. Außerdem könnten diese Medikamente auch Menschen verändern.

Bei dem Gespräch wollte der Oberarzt wissen, welche Vorteile er durch Jörgs Idee bekäme. Er verstand nicht, dass

Jörg einfach etwas Gutes tun wollte und dazu noch selbstlos. Jörg wusste darüber Bescheid, denn er hatte bei der Diakonie schon davon gehört.

Jörg wurde in Weilheim auch gesagt, dass in der Ukraine psychisch kranke Menschen, beziehungsweise geistig Behinderte, als zweitklassig angesehen würden. Teilweise würden sie wie Tiere behandelt und ein Sozialverständnis gäbe es nicht. Solch ein Verständnis entwickle sich leider nur in den reicheren Industriestaaten und dazu gehöre die Ukraine noch nicht.

Natalias Bruder hatte ein paar Damen zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen und Jörg wählte darunter Genja aus.

Sie war Studentin an der Universität und sprach sehr gut Deutsch. Ihre erste Aufgabe bestand darin, mit zu einer Werkstatt zu fahren. Leras Vater hatte mit VW nichts zu tun und konnte Jörgs Lupo nicht reparieren.

Genja half Jörg auch bei den Zertifikaten. Sie gingen zusammen zu der Zertifizierungsstelle und sprachen mit dem zuständigen Leiter. Zuerst fand das Gespräch in einem Großraumbüro statt, doch der Leiter wollte mit seinen zwei Gästen unter vier Augen sprechen.

Er bat sie in sein Büro und dort erklärte er ihnen, dass sie für 500 Euro alle nötigen Unterlagen bekommen würden. Sie müssten nicht einmal Muster für die Zertifizierung bringen, sondern nur das Geld auf den Tisch legen.

Jörg hatte mit all dem gerechnet. Jetzt hatte er die Korruption im Land real erlebt. Genja war darüber auch nicht sonderlich überrascht und erklärte Jörg: »In staatlichen Einrichtungen, also bei Lehrern, Professoren, der Polizei, bei dieser Zertifizierungsstelle oder im Gesundheits-

wesen, beträgt das Gehalt: etwa 60 Euro. In sonstigen Jobs, als Journalist, Sekretärin, Übersetzer, Ingenieur usw. kann man zwischen 100 Euro und 500 Euro verdienen. Aber dafür muss man auch sehr viel leisten. Einkommen über 500 Euro sind eher selten.

Natürlich sind die Lebenshaltungskosten nicht so hoch wie in Deutschland; trotzdem sollte eine Familie mit ein bis zwei Kindern etwa 500 Euro monatlich verdienen – deshalb haben hier die meisten Leute zwei Jobs und verdienen sich noch nebenher etwas dazu. Die offizielle Rente liegt bei 15 bis 30 Euro im Monat. Meistens finanzieren die Kinder ihre Eltern mit.

Einen Mittelstand, wie du ihn aus Deutschland kennst, ist hier gerade erst am Entstehen. Die Einkommen steigen und die Situation wird allgemein besser. Jedenfalls sagen das Wirtschaftsfachleute.«

Es kam der April und damit Ksjuschas Geburtstag. Jörg wurde auch zu diesem Geburtstag eingeladen. In der Familie sprach nur Lera Englisch und Jörg kam sich etwas verloren vor. Er merkte auch, dass Ksjuscha sich nicht allzu sehr für ihn interessierte – schließlich war es ihr Geburtstag und sie stand im Mittelpunkt.

Leras Vater merkte das und er mochte Jörg. Er hätte es gerne gesehen, wenn seine Tochter mit Jörg zusammen geblieben wäre. Leras Mutter war da etwas anders. Sie hatte Angst, Ksjuscha zu verlieren und war skeptisch. Jörg merkte an diesem Tag, dass er die Hoffnung, wieder mit Lera zusammenzukommen, endgültig aufgeben musste.

Ende April, als Jörg nach Deutschland zurück wollte, um seine Wohnung aufzulösen, sprach er mit Lera am Telefon

über ihren Besuch in Deutschland. Sie hatte das Visum erhalten und nun ging es darum, wie sie nach Deutschland kommen könnte. In der Psychiatrie verdiente sie nicht viel Geld.

Jörg war bereit, die Kosten zu übernehmen, doch fragte er Lera, weshalb sie nach Deutschland kommen wollte. »Es ist ein fremdes Land und ich kann neue Erfahrungen machen. Mich interessiert die Kultur und wie es in Deutschland aussieht«, sagte sie als Begründung. Jörg fragte, ob das nicht etwas egoistisch sei und Lera sagte salopp: »Klar, ich will aus purem Egoismus nach Deutschland. Hast du geglaubt, ich komme deinetwegen?«

Damit war der Fall für Jörg beendet. Er sagte zu ihr, dass sie dann wohl besser in der Ukraine bleibe.

7

Ich kann nicht schreiben! Wer sollte es auch lesen? Wen würde es denn interessieren? Jedes Buch hat seine Leser, sagte mir einmal Natalia. Ich sage: Jeder hat seine Geschichte und jeder könnte ein Buch schreiben. Was ist denn so Besonderes an meiner Geschichte, dass sie von Interesse wäre? Mein Wahnsinn? Meine Gedanken, die in vielen Köpfen sind?

Vieles, was ich hier erzählt habe, ist in Wirklichkeit geschehen und niemand hat davon Kenntnis genommen. Ich war die ganze Zeit ein ›Gedankenterrorist‹, der wegen seiner moralischen Bedenken nie den Schritt wagte, wirklich terroristisch aktiv zu werden.

Die große Chance hinter den Bombendrohungen und den Versuchen, darüber ein Buch zu schreiben, sah ich zum einen in meinen tatsächlichen Idealen. Viel mehr aber sah ich in dem Wort ›ioivalis‹ bei Nostradamus eine unglaubliche Chance.⁷⁷

Bis heute habe ich keine Antwort darauf, wieso ich in all diese Geschichten geschlittert bin und welche Rolle dieses Wort für mein Leben bedeutet. Ich glaubte immer an einen ›Ufo-Effekt‹, der die Menschheit so vor den Kopf stoßen würde, dass es zu Änderungen kommt.⁷⁸

Welche Welt wollte ich aber in meiner Drogenzeit verändern? War es nicht meine eigene Welt, in der ich lebte? Hatte mir nicht das Leben aus diesem Irrtum herausgeholfen und mich in die Ukraine verschlagen? War es überhaupt ein Irrtum? Musste nicht alles so sein?

Natascha sagte einmal zu mir: »Das Leben ist wie ein

Zebra – es gibt schwarze und weiße Streifen – und jedes sieht anders aus.« Ist das nun das Fazit meines Lebens? Habe ich nur das beschrieben? Mit jedem Mal, wenn ich die Streifen auf meinem Zebra gewechselt hatte, bin ich reifer und klüger geworden. Ich bin daran gewachsen und habe mehr über das Leben, mich selbst und die Welt erkannt. Ist das nicht der Sinn des Ganzen? Aber wo ist das Ende? Wie soll es weitergehen?

»Jura, ich muss dir jetzt etwas gestehen: Ich wollte nie wirklich Uran kaufen. Dazu habe ich erstens nicht das nötige Geld und zweitens bin ich nicht so skrupellos. Meine Idee war darauf ausgelegt, ein Buch zu schreiben, das durch den Versuch, in der Ukraine Uran zu besorgen, Spannung erzeugt und zum Lesen animiert. Für viele im Westen ist die Ukraine eine Blackbox. Hier scheint es für die meisten auch realistisch, dass man tatsächlich Uran besorgen kann. Allein der Fund im März 2005 zeugt davon«, klärte ich nun Jura endlich auf.

»Das beruhigt mich sehr«, sagte Jura. »Ich habe mir das schon fast gedacht. Du bist nicht der Typ, der Menschen wirklich gefährden will. Wie ich dich nun kennen gelernt habe, geht es dir darum, etwas mitzuteilen, du hast den Menschen etwas zu sagen. Deine Geschichte, wie du sie mir erzählt hattest, enthält viele Hinweise darauf«, sagte Jura.

»Eine Bombe lenkt die Aufmerksamkeit auf Gewalt und vom eigentlichen idealistischen Thema ab. Ich würde mit einer Bombe mir und meiner Idee nur schaden. Das sollten die radikalen Islamisten auch mal kapieren: Terror erzeugt nur Gegengewalt und die eigentliche gute Idee – auch

der Islam – wird damit verteufelt. 1997 hatte ich aus verschiedenen Gründen Glück und dabei sehr viel gelernt. Heute wird es ein Buch.

Wenn man überlegt, jemand kommt an einem Nullpunkt an, sieht keine Zukunft und hat keine Perspektive, kann diese Person zum Extremsten bereit sein. Damit meine ich, dass manche vielleicht für ihre Ideen wirklich auch reale Bomben mit Verletzten und Toten zünden – was in letzter Zeit gehäuft passiert.«

»Wie weit bist du mit deinem Buch?«

»Im Prinzip fehlt noch meine Erfahrung, die ich letztes Jahr bei der Revolution in der Ukraine gemacht hatte, und was mir im vergangenen halben Jahr an der Börse passierte. Wenn ich das fertig geschrieben habe, kann ich mir überlegen, was ich mit dem Buch machen soll. Ich weiß nicht, ob es mir dann gelungen sein wird«, sagte ich darauf.

»Jörg, du hast mir einmal von Nostradamus erzählt. Wie kamst du eigentlich darauf, gerade deshalb dieses Wort ›ioialis‹ zu benutzen?«

»1993 war eine ziemlich verrückte Zeit für mich. Ein Bekannter hat mir von Nostradamus erzählt und mich gewarnt, dass solche Bücher nicht für jedermann geeignet wäre. Und gerade deswegen wollte ich wissen, um was es geht.

Ich habe mir damals eine Interpretation besorgt. Darin habe ich einen Brief an ›Heinrich⁷⁹‹ gelesen. Dieser ›Heinrich‹ sollte laut Interpretation zur Jahrtausendwende erscheinen und die Welt zu einer ›guten Welt‹ machen. In dem Brief stand, wie es in Zukunft werden würde: Mord und Totschlag – Krieg und Elend – Kinder, die töten und Neugeborene, die an der Wand zerschmettert würden – eine sehr schwarze Prophezeiung. Das hat mir Angst gemacht und ich wollte etwas dagegen unternehmen. Schon lange bevor

ich Nostradamus gelesen habe, wollte ich etwas tun, weil ich die Welt als ungerecht empfinde.

Die Aussage, man müsste im ›Kleinen‹ anfangen, ist zwar schön und recht, aber ich bin auch der Meinung, dass von ›oben‹ her Gerechtigkeit gefördert werden sollte. Was nutzt es, wenn im ›Kleinen‹ etwas besser wird, aber keine Wirkung im ›Großen‹ hat?

Außerdem meinte ich, dass die Interpretation, die diesen ›Heinrich‹ beschrieb, auf mich passen könnte. Es gab einige Parallelen, wobei ich mir nicht sicher war. Ich dachte, dass ich es zumindest darauf ankommen lassen könnte. Sollte ich die Person sein, müsste ich etwas tun und eines Tages würde das herauskommen. Wie das passieren soll und vor allem, ob das je geschehen wird, weiß ich bis heute nicht.«

»Angenommen, du wärest diese Person – meinst du, man würde dich einfach so zu einer Art ›Führer‹ berufen?«

»Davor habe ich ehrlich gesagt Angst. Ich will nicht führen. Als ich das letzte Mal in der Psychiatrie war, habe ich ein Buch über Demokratien gelesen und dass sich die Demokratien ändern müssten.

Ein israelischer Politikprofessor schrieb in dem Buch, man sollte nach neuen Theorien und Ideen suchen, die sich mit der Globalisierung beschäftigen. Er meinte, dass es in den meisten Demokratien an Organisationen mangeln würde, die nach Politiken forschen und sie entwickeln. Mit Hilfe hochqualifizierter, multidisziplinär ausgebildeter und erfahrener Vollzeitforscherteams sollten neue Politikoptionen erschlossen werden. Er hat vorgeschlagen, darüber hinaus eine demokratische politische Philosophie zu entwerfen, die sich mit globaler Gleichheit und Herrschaft beschäftigt. Das wäre nicht Sache der Regierungen und der mit Politikentwicklung befassten Institutionen; vielmehr

sollten hierfür freischwebende Intellektuelle, Philosophen und Politiktheoretiker zuständig sein. Er hat aber gleichzeitig davor gewarnt, dass solche ›Denkfabriken‹ nur begrenzten Nutzen hätten, wenn politische Institutionen die Lösungsumsetzung behindern würden.⁸⁰

Hier, in meinem Buch, habe ich einige Ansätze beschrieben und ich würde diese Ideen sehr gerne mit anderen weiter ausarbeiten. Seit meiner ersten Bombendrohung habe ich mir so etwas gewünscht. Mir ist bewusst, dass sich die Welt nicht von heute auf morgen ändern kann. In der Psychiatrie wurde ich nie gefragt, was ich eigentlich erreichen wollte. Meine Idee war, eine Perspektive oder eine Vision zu erarbeiten, die dann der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Und es gibt schon einige Ansätze in diesem Bereich, von denen nur zu wenig bekannt ist.«

»Dafür bekommst du bestimmt mal einen Nobelpreis«, scherzte Jura.

»An einen Nobelpreis will ich gar nicht denken. Ich würde mich an Sartre halten und den Preis ablehnen⁸¹«, sagte ich realistisch.

»Wieso würdest du den Preis ablehnen?«

»Alfred Nobel hatte durch Zufall Dynamit entdeckt. Ihm ist eine Probe Nitroglyzerin umgekippt, das von Kieselgur aufgesogen wurde. Dadurch konnte man den hochexplosiven Sprengstoff sicher handhaben. Nobel verdiente ein Vermögen durch diese Entdeckung, aber schämte sich, dass dafür Menschen ihr Leben in Kriegen verloren. In seinem Testament legte er fest, dass mit seinem Vermögen eine Stiftung gegründet werden sollte, deren Zinsen als Preise denen zugeteilt werden sollte, die im Vorjahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht hätten. Das Geld sollte zu fünf gleichen Teilen auf die Gebiete Physik, Chemie,

Psychologie oder Medizin, Literatur und für Friedensbemühungen verteilt werden. Die Nobel-Stiftung wurde 1905 gegründet, fünf Jahre nach dem Tod Alfred Nobels⁸²«, erklärte ich.

»Ich würde den Preis ablehnen, weil durch einen Sprengstoff, der zu Elend und Leid geführt hat, Geld verdient worden ist. Das Geld hat Nobel als Wiedergutmachung für seine Auswirkungen eingesetzt. Aus diesem einfachen Grund wollte ich den Preis nicht haben. Aber ich werde sowieso nicht dafür vorgeschlagen. Bin ja nicht größenwahnsinnig!«

»Darf ich dein Buch als Erster lesen?«

»Natürlich, Jura!«

Das Gespräch fand am Telefon statt und es war schon spät. Ich wollte ins Bett gehen und verabschiedete mich noch, legte auf und ging schlafen.

Das Feuer loderte in Jörgs Augen. Die Flammen züngelten um seine Unterlagen, die sich in den letzten Jahren bei ihm angesammelt hatten. Er verbrannte seine eigenen Notizen, das Gerichtsurteil von 1998, seine Korrespondenz mit verschiedenen Behörden, Ämtern und Ministerien und vor allem das Nostradamus-Buch.

In der Vorwoche hatte er seine Wohnung ausgeräumt. Er hatte sich einen großen Container bestellt, in den er alles geworfen hatte, was er nicht mehr brauchen konnte. Am nächsten Tag sollte es wieder mit dem Auto nach Kiew gehen und in seinem Lupo konnte er nicht viel mitnehmen. Er saß er an der Schussenquelle, machte ein Feuer und verbrannte seine Vergangenheit.

Von der Produktionsfirma aus Berlin erhielt Jörg eine E-Mail, in der stand, dass er für den Fernsehbericht schon zu lange in der Ukraine war. Sie suchten jemanden für die Dokumentation, der ohne Vorwissen in ein neues Land aufbrach. Jörg hatte schon Erfahrungen sowie Kontakte in der Ukraine, weshalb er nicht in Frage kam.

Genja musste er in Kiew wieder entlassen, weil sich das mit dem Spielzeugprojekt als nicht lukrativ herausstellte. Die Ukraine verlangte zu viele Papiere, die alle Geld kosteten. Mit Lera hatte er auch gebrochen und es gab keinen Grund, das Projekt weiterzumachen.

Jörg fuhr wieder drei Tage lang nach Kiew. Dieses Mal bekam er an der Grenze keine Schwierigkeiten und die Fahrt verlief ohne Probleme. In Deutschland hatte er beim Landratsamt sein Nummernschild ausgetauscht und war wieder legal auf den Straßen unterwegs. Der Umtausch klappte reibungslos. Auch bei der Rückfahrt nach Deutschland hatte er keine Probleme gehabt. Niemandem war aufgefallen, dass er mit einem ungestempelten Nummernschild unterwegs war. Hätte jemand gefragt, so hätte Jörg das Schreiben der deutschen Botschaft dabeigehabt, das den Sachverhalt erklärte.

Nicolai war im Büro der Schreinerei als ›Mädchen für alles‹ tätig. Jörg freundete sich mit ihm an und lernte dessen Familie kennen.

Nicolai war verheiratet und seine Schwester hatte mit zehn Jahren einen Schlaganfall erlitten. Sie war querschnittsgelähmt. Sie lebten zu fünft in einer Drei-Zimmer-Wohnung.

Jörg und Nicolai verstanden sich sehr gut. Zwar konnte Nicolai kaum Englisch, doch er wusste, wie er mit Jörg reden musste, damit Jörg sein Russisch verstand. Nicolais Familie kam aus der Nähe von Tschernobyl, doch nach der Reaktorkatastrophe waren sie nach Kiew umgesiedelt worden. Er war 26 Jahre alt und hatte Buchhalter gelernt.

Jörgs Bruder war in der Zwischenzeit wieder nach England gegangen. Er hatte einmal gesagt, dass die erste Zeit im Ausland spannend und neu sei. Nach einer gewissen Zeit stelle sich aber Routine ein und alles würde Alltag.

Auch für Jörg war Kiew normal geworden. Anfangs beeindruckten ihn noch die Sehenswürdigkeiten, doch mit der Zeit war alles normal. Dennoch gab es genügend Überraschungen und das Leben war spannend.

Natalia hatte ihm einst das Metrosystem in Kiew erklärt, doch kam man nicht überall mit der Metro hin. Dafür gab es zum Beispiel Marschrutkas – eine Mischung aus Sammeltaxi und Bus. Bezahlt wurde in diesen Gefährten, indem man das Geld zum Fahrer durchreichte. Wollte man aussteigen, musste man durch die Marschrutka brüllen, dass der Fahrer anhalten solle.

Lebensmittelläden hatten jeden Tag geöffnet. Teilweise stammten sie noch aus der Sowjetzeit und erinnerten an die Tante-Emma-Läden in Deutschland. Allerdings konnte man sich nicht selbst bedienen, sondern musste seine Wünsche einer Verkäuferin mitteilen.

Jörg konnte inzwischen so weit Russisch, dass es ihm zum Überleben reichte. Er ging auch auf den Markt, wo er Gemüse, Obst und Fleisch kaufte. Die Märkte waren in der Nähe der Metro und die Verkäufer brachten ihre Waren aus dem Umland in die Stadt. Weil diese Bauern aber

keine Lizenzen hatten, wurden sie immer wieder von der Polizei vertrieben. Aber spätestens am nächsten Tag waren sie wieder da.

Jörg kannte auch das Zahlssystem in der Ukraine. Handys zum Beispiel wurden über Prepay-Karten bezahlt. Auch gab es solche Karten für das Internet. Jörg hatte allerdings für seinen Internetzugang einen Vertrag und ihm wurde die Rechnung monatlich per E-Mail geschickt. Damit ging er zu einer beliebigen Bank und zahlte seine Rechnung. Es gab in der Ukraine kaum Leute mit Giro-Konten. Geld wurde bar übergeben und ermöglichte so Schwarzarbeit.

Allerdings wusste Jörg, dass Kiew nicht die Ukraine darstellte. Das Leben auf dem Land war anders. Ihn interessierte dieses Leben sehr.

Tanja, Nicolais Frau, kam von einem Dorf. Ihre Mutter lebte noch immer dort und Jörg lud die beiden ein, mit dem Auto dorthin zu fahren. Zudem gab es in der Nähe des Dorfes einen Park, der von einem Polen für seine Geliebte angelegt worden war. Sie wollten einen Ausflug machen und zu Tanjas Mutter. Jörg hatte zwar sein Auto dabei, aber er wollte nicht allein in der Ukraine herumfahren.

Nicolai war kein klassischer Ukrainer und behandelte seine Frau sehr gut. Jörg kannte aus den Gesprächen in der Schreinerei, was dort über Frauen gesagt wurde. Es gab eine extreme Rollenverteilung: Frauen müssen kochen, sich um den Haushalt kümmern und wenn möglich, auch zum Familieneinkommen beisteuern.

Ihnen wurde abgesprochen, dass sie eigenständig denken könnten und sie durften auch keine eigenen Ideen haben. Der Mann sorgte für die Familie, indem er Geld nach Hause brachte und einkaufte. Auch wusste die Frau meist

nicht, wie viel ihr Mann verdiente. Wollte die Frau eigenes Geld, musste sie selbst arbeiten.

Für Jörg war es manchmal schwierig, dies einfach hinzunehmen. Teilweise lächelte er darüber, dann schüttelte er entsetzt den Kopf und doch konnte er nichts sagen. Er war Ausländer und aus einer anderen Kultur. Zudem hätte ihm auch die Sprache Schwierigkeiten bereitet. Jörg sah im Menschen, egal welchen Geschlechts, wie klug oder dumm, behindert oder gesund, den Menschen. Für Jörg waren alle Menschen gleich.

In Gruppen konnte Jörg kaum etwas sagen, weil er zu lange brauchte, um das Thema zu verstehen und wenn er sich einen Satz zusammengebaut hatte, war das Thema wieder woanders. Dennoch verstand er und konnte sich unterhalten. Aber eben nicht so wie auf Deutsch.

Nicolai hatte frei bekommen, um mit seiner Frau und Jörg diesen Ausflug zu machen. Das Wetter war gut und sie fanden den Park. Jörg gefiel die Ukraine landschaftlich sehr gut, allerdings bemängelte er das Thema Umweltschutz. Egal wo man hinkam, es lagen Flaschen, Plastiktüten und sonstiger Müll herum. Selbst in dem Park sah Jörg in den schön angelegten Seen Plastikflaschen herumschwimmen.

Am Abend fuhren die drei in das Dorf weiter, wo Tanjas Mutter lebte. Es gab dort kein fließendes Wasser, dafür regnete es in Strömen. Der Strom fiel aus und sie zündeten Kerzen an, die im Haushalt vorrätig waren. Straßenbeleuchtung gab es in diesem Dorf nicht und die Straße erinnerte eher an einen schlechten Feldweg.

Es gab ein Plumpsklo außerhalb des Hauses. Hühner liefen frei auf dem Hof herum und Tanjas Mutter baute hinter dem Haus Gemüse, Kartoffeln und Getreide an. Dort gab

es auch einen Brunnen, wo Nicolai am nächsten Morgen Wasser holte, um sich zu waschen.

Tanja hatte noch vier Geschwister und ihre Mutter hatte in der Sowjetzeit einen Orden dafür bekommen. Jörg hörte sich ihre Geschichten an, die er in Russisch und Ukrainisch verstehen musste. Die ältere Generation vermisste die Sowjetzeit, denn damals war alles irgendwie geregelt und die Leute hatten genug zum Leben.

Nach drei Tagen kehrten sie wieder nach Kiew zurück und hatten damit Jörg den Wunsch erfüllt, das Dorfleben in der Ukraine kennen zu lernen.

Die drei machten noch einen weiteren gemeinsamen Ausflug. Jörg musste wegen seinem in Deutschland zugelassenen Auto alle zwei Monate über die Grenze. Andernfalls konnte es beschlagnahmt werden. Im Prinzip ging es nur um einen Stempel in seinem Visum. Deshalb wollte er nach Lwow fahren und dort über die ukrainisch-polnische Grenze.

Er kannte die Situation von Nicolai und Tanja. Sie kamen selten aus Kiew heraus und aus diesem Grund fragte er sie, ob sie mit ihm mit wollten. Sie sagten zu und die drei fuhren durch die Westukraine. Sie kamen ohne Probleme in Lwow an. Jörg fand das Hotel wieder, in dem er bei seinem ersten Aufenthalt mit Natascha übernachtet hatte.

Am nächsten Morgen fuhr Jörg Richtung Polen und Tanja und Nikolai besichtigten die Stadt. Jörg kam an eine volle Grenze und musste dort vier Stunden für die Ausreise warten und nochmals vier Stunden für die Einreise. Alles, um diesen Stempel zu bekommen. So hatte Jörg nicht viel von der Stadt und am nächsten Tag mussten sie wieder zurück nach Kiew.

Jörg hatte es mit vier Sprachen und drei Währungen zu tun. Seine Muttersprache war Deutsch und seine Währung Euro, der 2001 die D-Mark ersetzte. Im Alltag musste Jörg Russisch oder Ukrainisch verstehen. Manche seiner Freunde konnten auch Englisch. Jörg selbst redete nur Russisch, denn er wollte Russisch nicht mit Ukrainisch mischen und dennoch passierte dies häufig. Ukrainisch wurde im Fernsehen und Radio gefördert. In Kiew hörte Jörg diese Sprache selten auf den Straßen. Aber in den Dörfern, vor allem im Westen der Ukraine, sprach man Ukrainisch. Die meisten Leute rechneten in Dollar, weil sie ihrer eigenen Währung nicht trauten. Der Grivna war fest an den Dollar gekoppelt und der Euro schwankte im Verhältnis zum Dollar.

Natalia hatte Jörg bei Transag vorgestellt, wo er als Muttersprachler mit Interessierten Deutsch sprechen sollte. Durch die Empfehlung von Natalia und seine Unterrichtserfahrung in Ulm hatte er diese Arbeit erhalten. Allerdings fand die Arbeit unregelmäßig statt – nur, wenn genügend Leute zum Kurs wollten.

Bei einem dieser Kurse erfuhr Jörg, dass Wahlen anstanden. Im Prinzip gab es zwei große Lager, die das Land in die Westukraine und Ostukraine spaltete. Im Westen war man sehr nationalistisch. Es wurde die ukrainische Sprache gepflegt und man strebte zur EU. Der Osten dagegen war Russland zugeneigt und dort gab es Industrie. Für diese zwei Lager gab es jeweils einen Präsidentschaftskandidaten: Viktor Juschtschenko für den Westen und Viktor Janukowitsch für den Osten. Die Wahlen sollten im Oktober durchgeführt werden.

Janukovitch wurde von dem scheidenden Präsidenten Kutschma ›aus dem Hut gezaubert‹. Er stammte aus Donezk und war früher wegen Körperverletzung im Gefängnis gewesen. Juschtschenko dagegen wollte Reformen im Staatssystem und mit den mafiosen Strukturen brechen. Er suchte eine Annäherung an den Westen. Das wollten allerdings weder Russland, noch der Osten der Ukraine. Putin, der russische Präsident, träumte von einer neuen Sowjetunion und wollte die Ukraine nicht an den Westen verlieren. Der Osten mit seiner Industrie wurde von Oligarchen geführt, die ihren Einfluss nicht verlieren wollten. Außerdem sahen sie sich auf dem westlichen Markt nicht wettbewerbsfähig. Die meisten Fabriken hatten veraltete Maschinen und kaum Geld, um diese zu erneuern.

Jörgs Unterricht bei Transag kam gut an. Er hatte nur Frauen im Kurs. Jörg freute sich über die Arbeit bei Transag. Er erinnerte sich an die Zeit, in der er früher im Elternhaus, später im Wohnheim und dann in der Wohnung seiner Mutter solche Diskussionen geführt hatte. Allerdings fand dieser Unterricht nur samstags für zwei Stunden statt. Natalia meinte dazu, dass es Zeit brauche. Transag würde ihm mehr und mehr Arbeit geben, aber er solle Geduld haben.

Nicolai fragte Jörg, ob er in ein kleines Dorf fahren könnte. Seine Mutter hatte dort eine Tante, die im Krankenhaus lag und sie wollte diese Tante besuchen – vielleicht zum letzten Mal. Das Dorf lag in der Nähe von Nicolais Heimatdorf, etwa 20 Kilometer von Tschernobyl entfernt. Jörg interessierte sich dafür, wie es dort aussah und sagte zu.

Auf der Fahrt kamen sie an einem Schild vorbei, auf dem Tschernobyl zu lesen war. Andernfalls hätte Jörg nie gemerkt, dass sie sich so nah an dem Unglücksort befanden. Die Menschen kehrten nach der Katastrophe wieder in diese Gegend zurück. Am Waldrand wurden Pilze verkauft und nichts deutete auf eine radioaktive Verstrahlung.

Das Krankenhaus war sehr deprimierend. Es lag in einem kleinen Waldstück und daneben stand ein Häuserskelett. Nicolai erklärte Jörg, dass noch am Ende der Sowjetzeit angefangen wurde, Häuser zu bauen, aber nach der Perestroika wurde aus Geldmangel alles stehen und liegen gelassen. Auf dem ganzen Gebiet der ehemaligen Sowjetunion könne man solche Gebäude sehen.

Kurz bevor Jörg zurück nach Deutschland fuhr, wurde er von Oxana angerufen. Sie fragte ihn, ob er ihnen bei einer Übersetzung helfen könnte. Es ging um ein Video, das man zu Papier bringen sollte.

Es handelte sich um das Video über die Behandlung von Juschtschenko. Bei dessen Bearbeitung hatte Jörg auch Jura kennengelernt.

Jörg wurde am nächsten Tag vom Chef von Transag sehr für seine Hilfe gelobt. Der fragte auch, ob Jörg Interesse hätte, mehr Übersetzungsarbeiten zu machen. Jörg meinte, er könne es zumindest versuchen.

Allerdings musste Jörg zuerst nach Deutschland. Er wollte sein Auto bei seiner Schwester unterstellen und noch ein paar finanzielle Dinge klären.

Nach nur zwei Wochen kam Jörg nach Kiew zurück. Der Samstagsunterricht fand seit längerem nicht mehr statt und in Kiew ging es gerade um die Wahlen. Dazu kam sogar

Putin nach Kiew, um Janukovitch zu unterstützen. Am Wahlwochenende wurde der Stadt Kiew das Recht erteilt, den Ausnahmezustand auszurufen zu können. Es war Ende Oktober 2004 und der erste Durchlauf der Wahlen blieb ergebnislos.

Am 21.11.2004 kam es dann zu einer Stichwahl in der Ukraine. Die deutsche Botschaft warnte vor Ausschreitungen. Die allgemeine Stimmung in Kiew war für Juschtschenko und man befürchtete, dass es bei einem Wahlsieg von Janukovitch zu Unruhen kommen könnte.

Jörg verfolgte die Wahl im Internet und sah am Abend die ersten Zwischenergebnisse im Fernsehen: 60 Prozent für Janukovitch, 40 Prozent für Juschtschenko. Kutschma hatte im Vorfeld angekündigt, dass es sich bei diesen Wahlen um sehr ›schmutzige Wahlen‹ handeln werde.

Jörg kannte fast ausschließlich Leute, die für Juschtschenko waren. Auch in Umfragen lag Juschtschenko vor Janukovitch. Die Menschen wollten weg von Korruption, Einschränkung der Pressefreiheit und der Vetterleswirtschaft im Staat. Die Menschen wollten Reformen und eine ehrlichere Regierung.

Noch am selben Abend gingen Gerüchte um, dass die Wahl gefälscht worden wäre. Es sollten Leute mehrfach abgestimmt haben, indem sie von Ort zu Ort gefahren wurden. In Universitäten und Firmen sollten Studenten und Arbeiter eingeschüchtert worden sein, damit sie Janukovitch wählen.

In Kiew war es inzwischen recht kalt geworden. Dennoch waren tausende von Menschen unterwegs. Sie trugen orangene Armbänder und schwangen orangene TAK!-Fähnchen mit einem Hufeisen darauf – die Zeichen von Juschtschenkos Partei. Es waren nicht nur junge Leute, sondern auch

Ältere auf den Beinen. Auf dem Unabhängigkeitsplatz versammelten sich mehr und mehr Menschen, um gegen die Wahlfälschungen zu demonstrieren.

Es kam aber zu keinen Ausschreitungen, doch bestand die Gefahr, dass diese friedliche ›Revolution‹, von der nun die Menschen sprachen, umschlagen könnte. Jörg hatte allerdings den Eindruck, dass die Ukrainer ein sehr duldsames und vernünftiges Volk waren und er fühlte sich in Kiew sicherer als in manch anderer europäischen Stadt. Er hatte keine Angst, vielmehr sah er es als Abenteuer.

Über das Internet erfuhr Jörg, dass gepanzerte Fahrzeuge um Kiew gesichtet worden waren. Immer mehr Polizisten und Einsatzkräfte wurden nach Kiew verlegt. Man bat Kutschma, den Notstand auszurufen. Das alles wurde von Jörgs Freunden in Kiew bestätigt. Allerdings meinten auch manche, dass es sich nur um ›russische Propaganda‹ handeln könnte.

Leute, die nach Kiew wollten, wurden daran gehindert, in die Hauptstadt zu kommen. Auf dem Platz der Unabhängigkeit demonstrierten Hunderttausende. Manche Beobachter sprachen von bis zu 250 000 Menschen.

Nicolais Frau arbeitete in der Nähe dieser Demonstration als Köchin. Sie erzählte von Geheimdienstleuten und russischen Spezialeinheiten. Fast die gesamte Belegschaft von Transag war auf dem Platz, um zu demonstrieren. Viele Firmen in Kiew gaben ihren Arbeitern frei, damit sie auf dem Platz der Unabhängigkeit sein konnten. Die Menschen verhielten sich ruhig und diszipliniert.

Putin hatte die Wahl als gültig anerkannt, aber Europa und die USA forderten die Ukraine auf, den Vorwurf der Wahlfälschung zu widerlegen. Andernfalls drohten sie mit wirtschaftlichen Sanktionen.

Am Abend des 24. 11. 2004 gab die Wahlkommission das offizielle Ergebnis der Stichwahl bekannt: Janukovitch 49,46 Prozent, Juschtschenko 46,61 Prozent.

In der Westukraine wollte niemand Janukovitch. Er war eine Marionette, von dem man vor ein paar Monaten noch nichts wusste. Juschtschenko hatte einen Bekanntheitsgrad in der politischen Landschaft und galt international als erfahrener Politiker.

Jörg wohnte etwa sieben Kilometer vom Unabhängigkeitsplatz entfernt. Es waren für ihn nur drei Metrostationen. In Kiew lag inzwischen Schnee. Jörg hatte großen Respekt vor den Menschen, die sich für ihre Rechte einsetzten. Er wünschte sich nur, dass auch die Erwartungen in Erfüllung gingen. In seinen Augen bekam Juschtschenko einen Kredit, den er bei einem Sieg zurückbezahlen musste.

Jörg war selbst mit Jura auf dem Platz der Unabhängigkeit. Sie waren nicht zu lange dort und trafen auf tausende von Menschen – ein Kommen und Gehen und es ähnelte einem Volksfest. Überall waren Fähnchen, Armbinden und ›Juschtschenko‹-Sprechchöre. Es lief Livemusik, die von Politparolen unterbrochen wurde. Sie sahen Kinder, die mit ihren Eltern dort waren, alte und junge Menschen und die Zeltstadt auf der Prachtstraße ›Kreschatik‹. Dort lebten Menschen bei Minusgraden und im Schnee. Es ging friedlicher zu als bei manch einem Fußballspiel.

Es war fast unglaublich, dass es sich um einen inzwischen international diskutierten Konflikt handelte. Alles war ruhig und geordnet. Die Farbe Orange dominierte die Stadt. Jura erzählte Jörg, dass selbst das staatliche Fernsehen offener über die Situation berichte. Außerdem wären Leute vom Geheimdienst und der Polizei übergelaufen und die

ersten Mitglieder der neuen Regierung würden zurücktreten. Niemand wolle auf die eigenen Leute schießen.

Die ausländischen Medien puschten die Revolution hoch, dabei sah es in Kiew eher nach einer ›Revolutionsparty‹ aus. Selbst eine Spaltung des Landes, von der die Medien in Europa sprachen, wurde in der Ukraine nicht ganz so tragisch gesehen. Auch im Osten wollte man keine Marionette Russlands.

Jörg hatte wieder mehr Arbeit und für ihn kehrte Alltag ein. Auch sein Leben veränderte sich durch die Revolution. Er merkte, dass die Menschen näher zusammengedrückt waren. Selbst Lera hatte sich bei Jörg gemeldet.

Anfang Dezember entschied das oberste Gericht der Ukraine, dass die Stichwahl wiederholt werden musste. Es war ein Sieg für die Opposition. Allerdings fingen die Ukrainer an, ihre Bankkonten zu räumen, was in einem wirtschaftlichen Chaos hätte enden können. Jörg rief nach dieser Meldung bei der Botschaft an, um sich zu informieren, ob es Zeit wäre, das Land zu verlassen. Das wurde verneint. Schon am Mittag gab es einen Beschluss, dass nur kleine Summen Geld abgehoben werden durften.

Einen Tag später kam in den Medien, dass Juschtschenko tatsächlich vergiftet worden war. Es handelte sich dabei um Dioxin, das ihm wahrscheinlich bei seinem Treffen mit dem ukrainischen Staatssicherheitschef in Wien gegeben wurde. Jörg wollte sich nun aktiv an der bevorstehenden Nachwahl beteiligen und bewarb sich bei der deutschen Botschaft als Wahlbeobachter. Diese verwies ihn an eine internationale Organisation, die von Kanada geleitet wurde. Er erhielt die nötigen Dokumente, die er ausfüllte und abschickte.

Inzwischen war die Revolution zum Alltag geworden. Der Unabhängigkeitsplatz war zwar immer noch stark bevölkert und die Zeltstadt stand nach wie vor, doch wichen die anfänglichen kleinen Zelte großen Militärzelten, die mit Kanonenöfen, Strom und Fernsehern ausgestattet waren. Das war auch gut so, denn in Kiew lag Schnee und es gab Minusgrade. Trotzdem lebten genügend Menschen in der Zeltstadt.⁸³

Jörg wurde als Wahlbeobachter anerkannt. Er hatte sich bei der kanadischen Botschaft bereit erklärt, falls jemand eine Unterkunft bräuchte, dass die Person bei ihm wohnen könne.

Kurz vor Weihnachten zog Pablo bei Jörg ein. Er lebte und studierte in Montreal und kam aus Kanada als Wahlbeobachter in die Ukraine. Er war bei der ukrainischen Diaspora, einer Organisation, die in Kanada die ukrainische Kultur und Sprache pflegte. Sie bestand aus Aussiedlern aus der Ukraine. Diese Organisation bezahlte auch die Unkosten für die Wahlbeobachter und half bei den Vorbereitungen. Pablo war 24 Jahre alt und seine Großmutter stammte aus der Ukraine. Er sprach Englisch als Muttersprache und Ukrainisch als zweite Sprache.

Jörg war zusammen mit Pablo auf einer Schulung, die für die Wahlbeobachter veranstaltet wurde. Dieses Treffen fand in amerikanischem Englisch statt und etwa 300 Leute waren dort. Jörg verstand relativ wenig, weil die gesamte Wahlprozedur erklärt wurde. Pablo half ihm und erklärte das Wichtigste.

Am Ende wurden die Gruppen eingeteilt und Jörg war sich unschlüssig, wohin er gehen sollte. Pablo entschied sich für Charkow und Jörg wartete, bis sich alle Gruppen gebildet

hatten. Es gab eine kleine Gruppe, deren Teamleiter Jörg schon bei der Schulung gesehen hatte. Dieser sprach ihn an und meinte, dass es auf der Krim noch sehr wenige Leute seien. Somit entschied sich Jörg, bei dieser Gruppe mitzumachen. Allerdings gab es noch keine Ausweise für die Wahlbeobachter und dies hing von den ukrainischen Behörden ab.

Jörg lernte durch Pablo Kanada näher kennen und die beiden unterhielten sich über alles Mögliche. Als sie zusammen ihre Tickets für die Reise kaufen wollten, kam es zu einer komischen Situation. Pablo sprach Ukrainisch, doch die Frau am Schalter, bei der er sein Zugticket kaufen wollte, konnte kein Ukrainisch, sondern nur Russisch. Jörg versuchte mit seinem gebrochenen Russisch zwischen den Sprachen zu dolmetschen. Das klappte auch und Pablo bekam sein Zugticket. Jörg buchte einen Flug, weil er nicht 16 Stunden im Zug sitzen wollte. Sein Reiseziel war Simferopol auf der Krim.

In Kiew ging wegen der Nachwahlen die Angst um. Manche Leute sprachen davon, dass es zu einer russischen Intervention kommen könnte, wenn es einen Wahlsieg von Juschtschenko gäbe. Niemand traute Putin, der früher beim KGB war.⁸⁴ Auf der anderen Seite wollte niemand Janukowitsch. Eine Teilung des Landes wollte allerdings auch niemand und die Lage war sehr gespannt.

Pablo fuhr am 23. 12. 2004 nach Charkow und Jörgs Flug sollte am nächsten Tag nach Simferopol gehen. Am Heiligabend rief Jörg wegen der Ausweise für die Wahlbeobachter an. Er wurde gebeten, am andern Ende der Stadt die Ausweise abzuholen und sie für seine Gruppe

auf die Krim mitzunehmen. Die Ausweise kamen tröpfchenweise zu den Wahlbeobachtern, denn das zentrale Wahlkomitee, das diese Ausweise ausstellte, war unerwartet überlastet. Es kamen etwa 12 000 Wahlbeobachter aus der ganzen Welt in die Ukraine.

Jörg fand das Büro, wo ihm gesagt wurde, dass nur sein Ausweis da sei. Auf die anderen müsse noch gewartet werden. Sie tauschten die Handynummern aus und die Organisation wollte sich bei Jörg melden, sobald die Ausweise fertig wären.

Danach ging Jörg nach Hause, wo er sich ein Taxi rief, um zum Flughafen zu fahren. Sein Flug sollte um 20.30 Uhr gehen.

Am Flughafen rief Jörg den Teamleiter auf der Krim an und dieser meinte, dass noch zwei weitere Damen am Flughafen seien. Allerdings hätten diese eine andere Flugnummer, aber die Flugzeuge sollten zur selben Zeit starten. Jörg informierte sich und fand heraus, dass es zwei Flugnummern für ein Flugzeug gab. Und dieses eine Flugzeug sollte drei Stunden Verspätung haben. Sein Teamleiter hatte Jörg die zwei Damen beschrieben und Jörg machte sich auf die Suche. Es waren nicht zu viele Menschen am Flughafen und er entdeckte die zwei Frauen an einem Tisch.

Er fragte sie auf Englisch, ob sie Adriane und Vera seien. Sie schauten ihn verblüfft an und fragten, woher er das wisse. Jörg erklärte es kurz und nun hatte er Unterhaltung. Kurz nach 21 Uhr rief die Organisation bei Jörg an und fragte, ob er nochmals ins Büro kommen könnte, um noch weitere Ausweise abzuholen. Jörg sagte, das sei unmöglich und sie hätten Glück, dass er überhaupt noch in Kiew sei. Er erklärte, dass das Flugzeug Verspätung hatte.

Der Herr von der Organisation sagte daraufhin, dass sie

jemanden zum Flughafen schicken wollten, um die Ausweise zu übergeben. Allerdings könnte das relativ knapp werden.

Um 23 Uhr wurde mit dem Einchecken begonnen. Jörg stand mit den zwei Frauen in der Schlange und schaute ungeduldig zum Eingang. Die Schlange wurde kürzer und kürzer. Dann kam eine Person angehetzt und Vera übernahm die Ausweise.

Um 2.30 Uhr in der Nacht erreichten sie Simferopol. Auf sie wartete der Fahrer ihres Teamleiters. Dieser sprach allerdings nur Russisch. Vera und Adriane konnten nur Englisch und Ukrainisch. Sie waren auch in dieser Diaspora, wie Pablo. Jörg musste wieder mit seinem Russisch helfen.

Die vier erreichten ein Hotel, wo sie um drei Uhr endlich ins Bett kamen. Für den nächsten Morgen war um acht Uhr eine Einsatzbesprechung geplant. Es wurde also eine sehr kurze Nacht.

Jörg überließ es dem Zufall, wohin er auf der Krim kommen sollte, er drängte sich nicht vor und hatte keinen speziellen Wunsch. So wurde er in den Wahlbezirk Nummer 7 geschickt – Jalta. Dort brauchte man noch eine weitere Person und in jener Region war es bei der vergangenen Wahl zu massiven Fälschungen gekommen.

2004 war das 50. Jubiläum des Jahres, in dem die Krim zur Ukraine gekommen war. Nikita Chruschtschow, ein gebürtiger Ukrainer, der zu jener Zeit Staats- und Regierungschef der Sowjetunion war, wurde nachgesagt, die Halbinsel der Ukraine als Geschenk abgetreten zu haben.

Die Krim wurde 1783 durch Russland erobert und gliederte die Halbinsel in sein Gebiet ein. Das Küstengebiet, besonders die Südküste an der Krim, mit ihrem subtropischen

Klima, erhielt nach und nach den Ruf eines Erholungsgebietes der Zarenfamilie und der russischen Aristokratie.

Die unwirtschaftlichen Gebirgslandschaften und die Steppe der Krim machten es zur jener Zeit unmöglich, Landwirtschaft zu betreiben, obwohl die Nachfrage an Nahrungsmitteln dramatisch anstieg. Der Süden der Ukraine blieb damit der Hauptnahrungslieferant für die Krim, da deren eigene Produktion ziemlich begrenzt war.

Während des Zweiten Weltkriegs und nach der Befreiung von den deutschen Nazis war der Bruch der wirtschaftlichen Beziehungen mit der Ukraine einer der Hauptgründe einer katastrophalen Nahrungsmittelversorgung. Nikita Chruschtschow war der erste Sowjetführer, der das wahre Ausmaß des wirtschaftlichen Zusammenbruchs sah. Er bemerkte die Verelendung, welche die Halbinsel nach dem Krieg erfasst hatte.

Tatarensiedlungen waren unbewohnt, weil der krankhafte Wille Stalins die Krimtataren vernichtete und Massendeportationen der ganzen Tatarenbevölkerung nach Zentralasien organisierte.

Stalin ordnete die Vernichtung an, weil viele Krimtataren mit den deutschen Besatzern zusammengearbeitet hatten, das als Folge der früheren Unterdrückung der Tataren durch das Sowjetregime. Tatsächlich hatten aber 50 000 Tataren an allen Fronten in der Sowjetarmee gekämpft.

Das stoppte aber nicht die Paranoia des Diktators und nach dem Krieg gab es niemanden, der die Krim aus ihren Trümmern wiederbelebte. Trockenes Land, Überreste der Schwerindustrie und Munitionsreste ... das war die Steppe der Krim, die Chruschtschow die Augen öffnete, als er 1953 in Jalta seinen Urlaub verbrachte.

Chruschtschow unternahm eine Reise über die ganze Halbinsel und traf dabei auf Umsiedler aus dem russischen Wolgagebiet, die das Tatarenvolk auf der Halbinsel ersetzen sollten. Hungrig und verzweifelt wussten sie nicht, wie sie die felsigen Abhänge der Krim kultivieren sollten.

Nach dieser Reise auf der Krim fasste Chruschtschow seinen endgültigen Entschluss, die Krim der Ukraine zu übergeben, weil es die einzige vernünftige Möglichkeit war, die Region zu retten. Die Krim musste wiederbelebt werden und es wurde entschieden, dies auf Kosten der Ukraine zu tun.

Die Ukrainer galten als arbeitsame und erfahrene Bauern und die Krim lag geographisch nah an der Ukraine, sowie an den Wasserressourcen des Dnepr. Ein Jahr später wurde die Krim zum Territorium der Ukraine.

1991, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, erklärte die Ukraine ihre Unabhängigkeit. Da die Mehrheit auf der Krim russischsprachig war, gab es eine Bewegung, die Gegend wieder Russland zurückzugeben. Damit hatte diese Bewegung allerdings keinen Erfolg und die Krim wurde zu einer autonomen Republik innerhalb der Ukraine.⁸⁵

Jörg hatte nur vier Stunden in der letzten Nacht geschlafen und in Simferopol machte sich die Gruppe auf den Weg, um sich Wahllokale anzusehen. Jörg bekam im ersten Wahllokal einen Anruf, dass ein Auto angekommen sei, mit dem er nach Jalta fahren sollte. Dort, wo die Einsatzbesprechung stattfand, warteten drei Männer. Zwei waren Kanadier und der Fahrer stammte aus Jalta.

Sie fuhren durch eine wunderschöne Landschaft. Obwohl es Weihnachten war, lag kein Schnee und es war etwa 17 Grad warm.

Jörg hatte die Ausweise für die Gruppe in Jalta dabei. Er checkte in ein Hotel ein, in dem er aus dem zwölften Stock eine geniale Aussicht über Jalta, das Schwarze Meer und die Berge hatte.

Nach der Ankunft lernte Jörg die ganze Gruppe kennen. Es gab einen Gruppenführer, dem Jörg zugeteilt wurde, zwei Brüder, mit denen Jörg aus Simferopol gefahren war und ein Pärchen. Alle fünf stammten aus Kanada und sprachen Englisch oder Ukrainisch. Zu dieser Gruppe stießen dann ein paar Ukrainer, die den Gruppenführer zu kennen schienen. Es stellte sich heraus, dass einer von ihnen der Hotelbesitzer war und mit einer eigenen Mannschaft nach Jalta kam.

Noch am gleichen Tag ging es in die lokale Wahlzentralstelle, an der die einzelnen Stimmauszählungen zusammenlaufen sollten. Dort traf die Gruppe auf Wahlbeobachter aus den USA, Deutschland und von der OSZE.

Nach etwa drei Stunden ging die Gruppe in ein sehr nobles Restaurant. Der Hotelbesitzer lud alle ein. Beim Essen wurde Russisch und Ukrainisch gesprochen, seltener Englisch. Auf der Krim wurde allerdings hauptsächlich Russisch gesprochen. Jörg konnte den Gesprächen einigermaßen folgen und beteiligte sich schüchtern.

Am 26.12.2004 öffneten die Wahllokale um 7.15 Uhr morgens. Es wurde wieder eine sehr kurze Nacht für Jörg, da sie nach dem Restaurantbesuch noch zu einem Wahlbüro gegangen waren, in dem sie der Vorprozedur beigewohnt hatten. Die Wählerlisten waren handschriftlich geführt und es ging hauptsächlich darum, dass es keine doppelten Einträge gab. Außerdem war kurz vor der Wahl ein Gesetz erlassen worden, dass es nicht mehr möglich war, in einem

anderen Wahllokal seine Stimme abzugeben. Dies hatte zu den massiven Fälschungen der ersten Stichwahl geführt.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag, der in der Ukraine ein ganz normaler Tag war, besuchte der Gruppenleiter mit Jörg zusammen etwa zehn Wahllokale. Sie machten Stichproben, sprachen mit den Leuten, filmten und hielten sich dort für zirka eine Stunde auf. Es kam sehr häufig vor, dass Wähler nicht auf den Listen standen. Diese hatten nur die Möglichkeit, beim Gericht eine Wahlteilnahme zu erzwingen. Die Leute taten das auch, denn sie wollten ihre Rechte wahrnehmen, die sie in der Sowjetzeit nicht kannten.

Die Wahlbeobachter wurden von einem Bodyguard begleitet, der aufpasste, dass ihnen nichts geschah.

Am Abend sollten sich die Zweier-Gruppen trennen, um in möglichst vielen Wahllokalen bei den Stimmauszählungen anwesend sein zu können. Jörg wurde in ein Lokal gebracht, in dem 2 000 Wähler registriert waren, von denen etwa 1 200 von ihrem Recht Gebrauch machten.

Um 20 Uhr wurde das Wahllokal für die Öffentlichkeit geschlossen und es begann das Verfahren der Stimmauszählung. Die Stimmen wurden von Hand ausgezählt und gegen Mitternacht stand das Ergebnis für dieses Wahllokal fest: 10 Prozent Juschtschenko und 90 Prozent Janukowitsch. Es wurde zweimal gezählt, um die Richtigkeit zu überprüfen.

Das Ergebnis war nach Ansicht des Vorsitzenden realistisch. Die Menschen, die in jenem Lokal gewählt hatten, waren hauptsächlich ältere Leute und diese stimmten für Janukowitsch.

Jörg musste auf das Protokoll warten. In der gesamten Zeit führte er Gespräche mit Polizisten und einer Beobachterin

aus dem Stab von Janukovitch. Für ihn war es sehr interessant und er vertrat die Ansicht, dass es für ihn nicht wichtig sei, wer an die Macht komme. Viel wichtiger sei es, dass das Land eine stabile Währung habe, mit der sich die Menschen Nahrungsmittel kaufen könnten und dass die Versorgung gesichert sei. Natürlich sah er es auch als wichtig an, dass es wirtschaftlich aufwärts ginge und dadurch genügend Arbeit geschaffen würde. Wer dieses Ziel nun tatsächlich verwirklichen könne, darüber bildete er sich keine Meinung, sondern darüber entschieden in diesen Stunden die Wähler.

Nachdem Jörg das Protokoll erhalten hatte, ging er in das Zentralbüro, in dem er schon am Vortag gewesen war. Dort traf er mit seinem Gruppenführer zusammen und dem Pärchen, die auch irgendwo bei Jalta der Stimmauszählung beigewohnt hatten.

Es gab etwa 100 Wahllokale und jedes einzelne wurde in zirka 15 bis 30 Minuten behandelt. Die Vorsitzenden wurden hereingebeten und nach Unstimmigkeiten befragt. Danach gaben sie einen versiegelten Umschlag ab, der die Wählerstimmen enthielt. Diese Prozedur sollte bei der großen Anzahl die ganze Nacht und länger dauern.

Jörg hatte allerdings schon die zwei Nächte davor kaum geschlafen und gab um drei Uhr auf. Er fuhr mit den beiden Brüdern, die inzwischen auch eingetroffen waren, zurück ins Hotel.

Für den nächsten Tag war ein Ausflug in das Weinanbaugbiet Massandra geplant. Der Hotelbesitzer hatte zu einer Besichtigung und Weinprobe eingeladen. Wie die meisten Ukrainer, war er sehr gastfreundlich.

Jörg schlief also wieder recht wenig. Die Führung durch die Weinkeller wurde auf Russisch gehalten. In den Kellern lagerten Weine, die bis ins 17. Jahrhundert zurückgingen, das konnte Jörg an den Datumsangaben ablesen. Von der Führung verstand er fast nichts.

Danach ging es zur Weinprobe und als ›Weihnachtsgeschenk‹ bekam jeder der Wahlbeobachter eine Flasche Rotwein, der in seinem Geburtsjahr gekeltert worden war. Diese Idee stammte vom Hotelbesitzer, der auch die Daten der Teilnehmer hatte, die beim Einchecken ins Hotel registriert wurden.

Am Abend bummelte Jörg mit den beiden kanadischen Brüdern an der Strandpromenade von Jalta entlang und sie genossen die Ruhe von den vergangenen Tagen. Jörg fühlte sich müde, krank und ausgelaugt. Schließlich hatte er in den Weihnachtstagen kaum geschlafen.

Jörgs Rückflug nach Kiew war am 29.12.04 um 7 Uhr morgens. Er hatte die Wahl, noch einen Tag länger in Jalta zu bleiben oder nach Simferopol zu fahren. Er entschied sich für Jalta und fuhr am darauf folgenden Tag. Dort traf er auf weitere Kanadier, die ebenfalls mit ihm nach Kiew zurückflogen.

Nach einer weiteren kurzen Nacht saß Jörg in einer alten Tupolev nach Kiew. Er hatte während des Fluges Angst, dass die Maschine auseinander brechen würde, doch er kam heil an. Erschöpft von der Reise setzte er sich in eine Marschrutka, die ihn vom Flughafen nach Kiew brachte. Dort stieg er in die Metro um und kam nach fünf Tagen wieder in seiner Wohnung an.

Jörg wurde danach sehr krank, hatte Fieber und blieb Silvester trotz Einladungen zu Hause. Erst zum orthodoxen Weihnachtsfest am 6. 1. ging es ihm wieder besser.

Pablo kam auch wieder nach Kiew, reiste aber gleich weiter, um Verwandte in der Westukraine zu besuchen. Er wollte Ende Januar wieder zu Jörg kommen. Er hatte ähnliche Dinge erlebt und war sehr stolz darauf, in der Ukraine als Wahlbeobachter geholfen zu haben. Jörg hatte bei vielen Wahlbeobachtern den Eindruck, dass es eher ›Revolutions-touristen‹ waren. Pablo respektierte er, denn der war allein gekommen. Auf der Krim hatte es ihm aber wirklich so geschienen, dass die zwei Brüder, das Pärchen oder auch Vera und Adriane die Revolution eher als Abenteuerurlaub ansahen. Er selbst nahm sich davon nicht aus, denn schließlich war er nur durch die Wahl auf die Krim gekommen. Jörg hörte nach der Wahl nichts mehr von den Kanadiern. Nur Pablo kam Ende Januar noch einmal für eine Woche zu Besuch. Pablo ging aber für sich allein in die Stadt. Er hatte ein Mädchen kennen gelernt.

Dafür bekam Jörg mehr und mehr Aufträge von Transag. Den letzten Abend in der Ukraine verbrachte Pablo mit seinem Mädchen. Jörg war etwas traurig, doch freute er sich für Pablo. Am nächsten Morgen wollte Pablo nach Amsterdam weiterfahren, um durch Europa zu reisen.

Im Februar musste Jörg kurz nach Deutschland, um ein neues Visum zu beantragen. Im März flog er nach Kiew zurück. Durch eine Steuerreform hatte Transag intern sehr viel zu tun und Jörg bekam fast keine Aufträge.

Er fing deshalb an, an der Börse zu spekulieren. Er war der Meinung, dass es einen Börsencrash geben würde, denn der Ölpreis schoss in die Höhe. Das belastete normalerweise die Märkte. Dennoch stiegen die Börsen immer weiter und erreichten ungeahnte Höhen.

In den Onlinemedien las Jörg, dass die wirtschaftlichen Aussichten sehr schlecht seien und ihm schien, dass sich allgemeiner Pessimismus breit machte. Es wurde von einem Crash gesprochen, der die gesamte Weltwirtschaft wie 1929 oder 1989 in den Keller ziehen würde.

Allgemein wurde vor dem US-Dollar gewarnt, weil die USA sehr stark verschuldet waren. Durch das Wachstum in China und das anhaltende Weltwirtschaftswachstum verteuerten sich auch die Rohstoffpreise. Der Energiebedarf auf der Welt wuchs, so dass sich Öl, Gas und andere Energierohstoffe (wie Kohle und Uran) stark verteuerten.

Durch das Wachstum benötigte die Industrie auch mehr Metallrohstoffe (Stahl, Aluminium, Kupfer, Nickel, Blei, Zink und Zinn). Der bisherige Bedarf wurde hauptsächlich durch alte Förderungen gedeckt. Viele Minen waren aber in den Jahren der niedrigen Rohstoffpreise stillgelegt worden, beziehungsweise hatten ihre Kapazitäten erschöpft. Neue Minen mussten erst gefunden werden und bis zur Förderung fehlten diese Rohstoffe.

Dies verursachte Angst vor Inflation, wobei diese Teuerung durch steigende Nachfrage bei fallendem Angebot verursacht wurde. Eine reale Inflation, bei der es zu einer Entwertung des Geldes kommt, kann passieren, wenn Länder mehr Geld in Umlauf bringen, um dadurch die höheren Rohstoffpreise finanzieren zu können – so wie es bei der Hyperinflation Ende der 20er Jahre in Deutschland der Fall war.

Manche flüchteten aus diesem Grund in Sachgegenstände (Edelmetalle oder Immobilien), wobei dadurch ebenfalls eine Preissteigerung zu verzeichnen war, obwohl es sich dabei um eine künstliche Steigerung handelte. Angebot und Nachfrage standen in keinem Verhältnis. Man sprach

von einer Spekulationsblase. Gerade im Bereich der Edelmetalle und Immobilien handelte es sich um eine Blase.⁸⁶

Jörg befürchtete zudem einen erneuten Terroranschlag, der die Börsen in den Keller drücken könnte. Außerdem machte er sich nach dem Tsunami Sorgen, dass es an der Westküste der USA zu einem Erdbeben kommen könnte. Auch las er über einen 56-Jahre-Panik-Zyklus, der einen unbegründeten Abverkauf an den Börsen auslöste.⁸⁷

Obwohl Jörg selbst an der Börse aktiv war, mochte er den Kapitalismus nicht. Er sah an den Börsen, wie Milliarden bewegt wurden und lebte selbst in einem Land, wo sich die meisten keine eigene Wohnung kaufen konnten.

Der reine Kapitalismus bevorzugte diejenigen, die schon Geld hatten, aber jene, die ohne finanzielle Starthilfe leben mussten, hatten kaum Möglichkeiten, sich ein besseres Leben zu leisten. Nur durch Geld konnte man auch noch mehr Geld machen. Die Schere zwischen Arm und Reich öffnete sich immer weiter.

Jörg überlegte sich, dass ein Börsen- und Währungs-crash jenen Vorteile verschaffen würde, die Schulden hatten. Andere, die sparsam waren, würden davon benachteiligt. Einfach aus dem Grund heraus, weil Geld auf einmal nichts mehr wert wäre.

Das ganze Geldsystem arbeitet nur deshalb, weil Menschen dem Geld einen Wert beimessen, der real gar nicht existiert. Experten warnten allerdings schon seit langem davor, dass es früher oder später mit dem jetzigen System aus sein würde.

Das alles waren für ihn Argumente, die ihn veranlassten, auf fallende Kurse zu spekulieren. Aber der Crash blieb aus und Jörg verlor sehr viel Geld.

Börse war für manche wie ›Lotto für Akademiker‹. In den vergangenen Jahren hatten Physiker Arbeitsplätze bei Investmentbanken und Unternehmensberatern gefunden. Das lag daran, dass sich die Physik mehr und mehr auch für wirtschaftliche und soziale Phänomene interessierte. In den 1990er Jahren erlebte die ökonomische und soziologische Physik weltweit einen wahren Boom. Gegenüber den USA, Italien oder Polen war Deutschland in diesem Bereich eher zurückhaltend. Nur in einer Stadt gab es einen Studiengang in ›Wirtschaftsphysik‹.

Ökono- und Sozio-Physiker nahmen sich der Themen des Börsenhandels, der Stauforschung und der Meinungsbildung an. Dabei kamen Methoden der statistischen Mechanik – insbesondere der Vielteilchenphysik – und der nichtlinearen Dynamik zum Einsatz. Es zeigten sich Analogien zwischen Turbulenzen in Flüssigkeiten und ›Turbulenzen‹ an den Finanzmärkten. Physikalische Begriffe, wie Phasenübergang, Nichtgleichgewicht oder Selbstorganisation tauchten in Wirtschafts- und Sozialstudien auf.

Auch beschäftigten sich Mathematiker aus der Chaosforschung mit den Finanzmärkten. Jörg vertrat die Meinung, dass deterministische wie auch zufällige Faktoren die Aktienkurse bestimmten – teils von technischen, teils von fundamentalen Einflüssen abhängig.⁸⁸

Jörg interessierte sich für Nadja, die auch bei Transag arbeitete und Deutsch unterrichtete. Er lud sie zum Essen ein, umwarb sie und versuchte ihr Interesse zu wecken. Anfangs hatte er damit auch Erfolg.

Ende April bot Jörg ihr an, ihr sein Notebook zur Verfügung zu stellen. Er hatte seit seinem Einzug in die Wohnung bei Druschby Narodjev einen normalen PC und

das Notebook stand herum. Nadja besaß dagegen keinen Computer, doch für die Unterrichtsvorbereitungen wäre es sehr hilfreich gewesen.

Jörg hatte einen normalen Computer und brauchte nur eine Maschine. Deshalb bot er Nadja sein Notebook an.

Aber er vergaß, seine alten Dokumente zu löschen. Dort gab es noch das Buch, das er einmal 2002 für Natascha geschrieben hatte.

Nadja fand dieses Buch und begann es zu lesen. Dabei stolperte sie über Jörgs Geschichte, seine Drogenzeit, seine Psychiatrieaufenthalte, seine Bombendrohungen und wie er eigentlich nach Kiew gekommen war. Das verängstigte sie und sie wollte Jörg das Notebook zurückgeben. Jörg brauchte das Notebook nicht und war dagegen. Allerdings akzeptierte er, dass Nadja keinen Kontakt haben wollte.

Im Juni ging es Jörg schlecht. Seine Misserfolge an der Börse belasteten ihn, Jura hatte sehr viel Arbeit und die beiden sahen sich immer weniger, Natalia hatte ihr zweites Kind bekommen und damit auch sehr wenig Zeit, seine anderen Bekannten arbeiteten und er saß viel zu Hause. Allein wollte er nichts unternehmen. Von Transag hörte er auch nichts und Ende Juni war er dann so weit, dass er mit irgendjemandem über all das sprechen wollte. So kam er auf die Idee, mit Oxana zu reden. Er wollte wieder unterrichten, um Neues mit und von Menschen zu lernen. Danach fing er an, dieses Buch zu schreiben.

Quellen/Anmerkungen

- 1 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Ölkrise«
- 2 <http://www.rafinfo.de>; Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Rote Armee Fraktion«; Stefan Aust: Der Baader Meinhof Komplex, Goldmann, München 1998. ISBN 3-442-12953-2
- 3 Schmalzbude Gutenzell, <http://www.schmalzbude.de>
- 4 Das ›Koma‹ war eine Szenedisko in der Haberhäuslestraße in Biberach, in der sich Punks und Grufties trafen und Konzerte stattfanden. Die Disko wurde 1992 geschlossen.
- 5 Gruppen, wie: Kreator, Napalm Death, Sepultura, Sacred Reich, Atrophy, Atocity, Anihilator und andere
- 6 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Konstantin der Große«
- 7 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Uran«
- 8 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Urteil des Bundesverfassungsgerichts zu Neuwahlen 2005«, BVerfG, 2 BvE 4/05 vom 25. 8. 2005, Absatz-Nr. (1-243), http://www.bverfg.de/entscheidungen/es20050825_2bve000405.html
- 9 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland«; Präambel des Grundgesetz vor der Wiedervereinigung; Artikel 146 Grundgesetz: »Dieses Grundgesetz, das nach Vollendung der Einheit und Freiheit Deutschlands für das gesamte deutsche Volk gilt, verliert seine Gültigkeit an dem Tage, an dem eine Verfassung in Kraft tritt, die von dem deutschen Volke in freier Entscheidung beschlossen worden ist.«
- 10 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Reichspräsident«, Abschnitt »Machtergreifung Hitlers und Hindenburgs Tod«; Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) Artikel »Adolf Hitler«, Abschnitt »Errichtung der Diktatur«. Es ist nicht bekannt, ob Adolf Hitler den Eid abgelegt hatte (keine Quellennachweise gefunden).

- 11 Maunz/Dürig/Herzog/Scholz: Kommentar zum Grundgesetz, Artikel 56 Randnummern 4 und 10; zu den Autoren: Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) Artikel »Theodor Maunz«, »Günter Dürig«, »Roman Herzog« und »Rupert Scholz«; Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Eid«, Abschnitt »Deutsches Recht der Gegenwart
- 12 Stuttgarter Zeitung vom 30.4.2005 S. 15
<http://www.stuttgarter-zeitung.de/stz/page/detail.php/916564>
und Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Jeremy Rifkin«;
Jeremy Rifkin: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Campus,
Frankfurt/Main, 2004. – ISBN 3-593-37411-0
- 13 Als Einführung in das Thema: Alexander Berkman, ABC des
Anarchismus, 1929, ISBN: 3-882-20085-5
- 14 Otto Beck, Ludwig Haas (Hrsg.): Gutenzell. Geschichte und
Kunstwerke. Festschrift zur 750-Jahrfeier der einstigen
Frauenzisterze. 1238-1988. (= Große Kunstführer; Bd. 155).
Schnell und Steiner, München und Zürich 1988
ISBN 3-7954-0679-X
- 15 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Moby Dick«;
Herman Melville: Moby Dick. Kapitän Ahab jagt den weißen
Wal, Arena, Würzburg 1972, ISBN 3-401-00261-9; Stefan Aust:
Der Baader Meinhof Komplex, Goldmann, München 1998,
ISBN 3-442-12953-2
- 16 Gruppen, wie Toxoplasma, Slime, Daily Terror oder Ton Steine
Scherben, auf Deutsch und Sex Pistols, Dead Kennedys,
Spirmbirds oder Exploited auf Englisch
- 17 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »LSD«; Albert
Hofmann: LSD, mein Sorgenkind. Die Entdeckung einer
»Wunderdroge«. Klett-Cotta, Stuttgart 2001,
ISBN 3-608-94300-5
- 18 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Legalisierung von
Drogen«
- 19 Kleine Jerusalem Bibel, Neues Testament, Apokalypse, »10 –
Das nahende Endgericht« und »Das verschlungene Büchlein«,

Herderverlag, Freiburg, ISBN 3-451-8760-X; Michel M. Nostradamus, N. A. Centurio: Die großen Weissagungen des Nostradamus. Prophetische Weltgeschichte bis zum Jahr 2050. Goldmann, München 1993, ISBN 3-442-11772-0

- 20 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Haldol«
- 21 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Akineton«
- 22 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Aleister Crowley«
- 23 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Kategorischer Imperativ«
- 24 »Geheimdienst stellt am Flughafen Kiew größere Menge Uran 238 sicher – Kiew – Der Geheimdienst der Ukraine hat am internationalen Flughafen der Hauptstadt Kiew mehr als ein Pfund Uran beschlagnahmt. Der radioaktive Stoff sei in einem Auto gefunden worden, mit dem ein Mann auf dem Gelände des Flughafens unterwegs gewesen sei, teilte die ukrainische Regierung mit. Der Mann sei mit einem Behälter mit insgesamt 582 Gramm Uran 238 festgenommen worden. Die Ermittlungen gegen ihn hätten begonnen. Ob der Mann die Ukraine mit dem Uran verlassen wollte, blieb zunächst unklar. Uran 238 könnte zum Bau sogenannter schmutziger Bomben verwendet werden, bei denen radioaktive Stoffe durch die Explosion konventioneller Sprengstoffe verbreitet werden.« – Artikel erschienen am Donnerstag, 3. März 2005 in »Die Welt« – <http://www.welt.de/data/2005/03/03/598924.html>
- 25 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Adam Weishaupt«; <http://www.adamweishaupt.org>
- 26 <http://www.jugendaktiv-biberach.de>
- 27 <http://www.megacitiesproject.org>
- 28 Filmdokumentation: MEGACITIES-PROJECT, New York, USA, Leiter: Frau Prof. Janice Perlman, Hergestellt vom Bayrischen Rundfunk, Eva Södermann und Andreas Weiss, gesendet am 15. 12. 1994 auf ARTE von 21.45 - 22.45 Uhr

- 29 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Ideenmanagement«; Norbert Thom: Betriebliches Vorschlagswesen. Ein Instrument der Betriebsführung und des Verbesserungsmanagements, Lang, Peter, AG, Europäischer Verlag der Wissenschaften 1996, ISBN 3-906-75619-X
- 30 »Am 27. Juni 1983 stießen über einem Waldstück in der Nähe von Biberach ein französisches Jagdflugzeug vom Typ Mirage mit einer Biberacher Privatmaschine zusammen. Das Privatflugzeug stürzte im Waldstück ab, beide Insassen kamen dabei ums Leben. Auch der Pilot der Mirage war bei der Kollision tödlich verletzt worden und das Jagdflugzeug raste führerlos in den Biberacher Stadtteil Birkendorf. Insgesamt kamen bei dem Unglück acht Menschen ums Leben, acht Menschen mussten im Krankenhaus behandelt werden. Vier Gebäude wurden total zerstört, vier weitere Häuser wurden mittelschwer beschädigt.« – Stadtverwaltung Biberach, Städtische Archive, Schulstraße 8, 88400 Biberach
- 31 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Kokain«
- 32 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Heroin« und »Opium«
- 33 Focus-Magazin, Ausgabe 30/1999, Artikel »Wenn die Seele plötzlich irrt...« von Claudia Gottschling, Seite 106ff.
- 34 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Risperdal«
- 35 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Atropin«
- 36 Josef Bäuml: Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis. Ein Ratgeber für Patienten und Angehörige. Springer, Berlin, ISBN 3-540-43646-4
- 37 OS/2 – Betriebssystem der Firma IBM – Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »OS/2«
- 38 Novell – Hersteller von Netzwerkbetriebssystemen (<http://www.novell.com>)
- 39 <http://www.tfsr.org>
- 40 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) mit dem Suchbegriff »Workcamp«

- 41 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) mit dem Suchbegriff »Friedrich der Große«, Abschnitt »Historische Bedeutung«
- 42 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) mit dem Suchbegriff »Allgemeines Landrecht«
- 43 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) mit dem Suchbegriff »Eudämonismus«
- 44 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) mit dem Suchbegriff »Humanismus«
- 45 Duden: Band 7, Das Herkunftswörterbuch, Stichwort »jovial«, Dudenverlag, Mannheim/Wien/Zürich, 1989, ISBN 3-411-20907-0
- 46 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Altruismus«
- 47 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Utilitarismus«
- 48 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Liberalismus« und »Adam Smith«
- 49 APO –Die junge Schussenrieder Zeitung, Ausgabe 2/97 vom 5. 6. 1997, Artikel von Michael Groß
- 50 Gerichtsurteil des Landgerichts Ravensburg vom 13. 1. 1998, Aktenzeichen: 1 KLS 78/97, mit freundlicher Genehmigung des Landgerichts Ravensburg
- 51 Artikel von Klaus Eckardt in der Schwäbischen Zeitung, Ausgabe Biberach, Januar 1998, mit freundlicher Genehmigung der Schwäbischen Zeitung
- 52 »Der Steppenwolf« von Hermann Hesse, erschienen im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/Main 1999; ISBN 3-518-36675-0, mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags
- 53 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Marktwirtschaft«
- 54 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Generationenvertrag«

- 55 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Grundversorgung« und »Ulmer Modell«
- 56 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Zyprexa«
- 57 http://www.rafinfo.de/mirror/taz/spezial/raf/ta_T980422.33.html
- 58 Der Exchange-Server ist ein Groupware- und Messaging-System der Firma Microsoft; Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Exchange Server«
- 59 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Unix«
- 60 Linus Torwalds: Just for fun, Hanser-Verlag, München/Wien 2001, ISBN: 3-446-21684-7
- 61 Artikel 26 (1) GG – Verbot der Vorbereitung eines Angriffskrieges: »Handlungen, die geeignet sind und in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, insbesondere die Führung eines Angriffskrieges vorzubereiten, sind verfassungswidrig. Sie sind unter Strafe zu stellen.«
- 62 <http://www.webhh.de/richterratschlag/Geschichte.pdf> und <http://www.richterratschlag.de>
- 63 Der 27. Richterratschlag erklärte am 3./4. November 2001: »Für einen Angriff auf Afghanistan, der die Regierung der Taliban stürzen will, fehlt jede völkerrechtliche Legitimation. Deutschland darf sich an einem völkerrechtswidrigen Krieg nicht beteiligen.« – <http://www.friedenskooperative.de/ff/ff02/1-69.htm>
- 64 §138 StGB Nichtanzeige geplanter Straftaten: »Wer von dem Vorhaben oder der Ausführung [...] einer Vorbereitung eines Angriffskrieges (§ 80) [...] zu einer Zeit, zu der die Ausführung oder der Erfolg noch abgewendet werden kann, glaubhaft erfährt und es unterlässt, der Behörde oder dem Bedrohten rechtzeitig Anzeige zu machen, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.
- 65 Staatsanwaltschaft Ravensburg vom 5. 12. 2001, Aktenzeichen 11 Js 22688/01

- 66 Staatsanwaltschaft Berlin vom 17. 12. 2001,
Aktenzeichen 74 Js 715/01
- 67 »Mein Kampf« von Adolf Hitler, im Original S. 98 der 190./194.
Auflage von 1936, Franz-Eher-Verlag, München 1936,
mit freundlicher Genehmigung des Freistaates Bayern
(vom 13. 2. 2006, Zeichen 43-VV-1238-01-6273/06)
- 68 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Vereinigte Staaten«
- 69 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Israel«
- 70 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Nathan der Weise«;
Gotthold Ephraim Lessing: Nathan der Weise, Reclam, Stuttgart
1990, ISBN 3-150-00003-3
- 71 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Gastarbeiter«
- 72 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Lemberg«
- 73 Übersetzung über Kiew im Auftrag von Mission Ukraine-Cognita,
Mission Ukraine-Cognita, Shyljanska Str. 7, Zim. 9, 01033 Kiew
Ukraine, <http://www.ukrcognita.com.ua>
- 74 Es handelt sich um die Geschichte »Die Kleinen Leute von
Swabedoo«, Autor unbekannt, Partisch + Röhling, Bad Segeberg
1990, ISBN 3-925-19701-X
- 75 Übersetzung über Kiew im Auftrag von Mission Ukraine-Cognita,
Mission Ukraine-Cognita, Shyljanska Str. 7, Zim. 9, 01033 Kiew
Ukraine, <http://www.ukrcognita.com.ua>
- 76 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Succubus«
- 77 Im Original von Nostradamus, Centurie 10/73: Le temps present
auecques le passé Sera iugé par grand Iouialiste (Übersetzung: Die
Gegenwart [wird] zusammen mit der Vergangenheit, durch [den]
großen Jovialisten abgeurteilt [werden])
- 78 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Mindfuck« und
»Diskordianismus«

- 79 Im Althochdeutschen bedeutet Hein (Heim) = Haus, und rihhi = mächtig. Rihhi kommt aus der gleichen sprachlichen Wurzel wie das keltische rix oder das lateinische rex und kann mit Fürst oder König übersetzt werden. Die Bedeutung ist also: einer, der die Macht im Hause hat oder der aus einem mächtigen Haus kommt. (vgl. Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Heinrich«)
- 80 Werner Weidenfeld: Demokratie am Wendepunkt. Die demokratische Frage als Projekt des 21. Jahrhunderts, Siedler Verlag, München 2001, ISBN 3-886-80605-7 – darin der Aufsatz von Prof. Dr. Yehezkel Dror, Professor für Politische Wissenschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem
- 81 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Sartre«
- 82 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Alfred Nobel« und »Nobelpreis«
- 83 Der gesamte Revolutionsablauf ist bei Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>) unter dem Artikel »Orangene Revolution« nachzulesen
- 84 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Putin«
- 85 Übersetzung über die Krim im Auftrag von Mission Ukraine-Cognita, Shyljanska Str. 7, Zim. 9, 01033 Kiew Ukraine, <http://www.ukrcognita.com.ua>
- 86 Jim Rogers: Rohstoffe, der attraktivste Markt der Welt, Finanzbuchverlag, München 2005, ISBN 3-89879-110-6
- 87 <http://www.wellenreiter-invest.de/WellenreiterWoche/Wellenreiter050415.htm> von Robert Rethfeld
- 88 Wikipedia (<http://de.wikipedia.org>), Artikel »Wirtschaftsphysik« und »Soziophysik«; <http://www.wirtschaftsphysik.de>